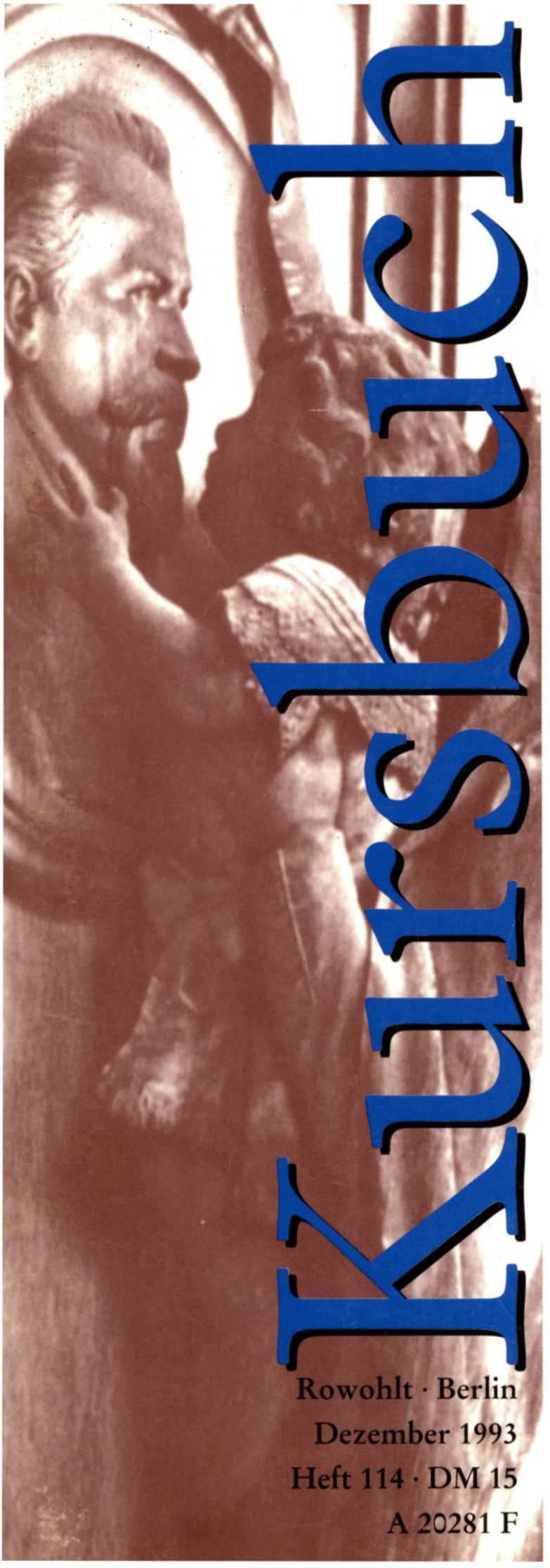


Kursbuch

Todesbilder

Christoph Ransmayr,
Töten
Christo Zaprjanov,
Der Leichnam
Claudia Schmölders,
Das Gesicht der Toten
György Dalos,
Trauriger Sonntag
Christian Bommarius,
Die Stunde des Ablebens
Jonas Maron,
Süß und ehrenvoll ist es…
Christiane Grefe,
Sonst kämen die Geier
Gerald Sammet,
Das nasse Grab
Cornelia Geißler,
Unter der Erde der DDR
Barbara Kerneck,
Tod in Moskau
Tilman Spengler,
Mutter Liaos Sarg
B. Rawdin/A. Chanjutin,
Lenins letzte Tage
Rolf Grimminger,
Die ewige Geschichte
extra: *Otto Kallscheuer,*
Wenn Engel schlafen

Rowohlt · Berlin
Dezember 1993
Heft 114 · DM 15
A 20281 F

Kursbuch 114
Todesbilder
Dezember 1993

Christoph Ransmayr, Töten **1**
Christo Zaprjanov,
Der Leichnam **6**
Claudia Schmölders,
Das Gesicht der Toten.
Eine Erinnerung **19**
György Dalos,
Trauriger Sonntag.
Selbstmorde in Ungarn **33**
Christian Bommarius,
Die Stunde des Ablebens.
Ein Expertenstreit **42**
Jonas Maron,
Süß und ehrenvoll ist es,
sterben fürs Vaterland **51**
Christiane Grefe,
Sonst kämen die Geier.
Pietät im Angebot **61**
Gerald Sammet,
Das nasse Grab **71**
Cornelia Geißler,
Unter der Erde der DDR **79**
Barbara Kerneck,
Tod in Moskau **91**
Tilman Spengler,
Mutter Liaos Weg zum Hügel
der Acht Kostbarkeiten **101**
Boris Rawdin / Alexej Chanjutin,
Lenin in Gorki,
Auszüge aus einem Drehbuch **109**
Rolf Grimminger,
Die ewige Geschichte von Leben
und Tod **131**

extra:

Otto Kallscheuer,
Wenn Engel schlafen. Anmerkungen
zum neuen Weltkatechismus **149**

Begründet von
Hans Magnus Enzensberger
Herausgegeben von
Karl Markus Michel und
Tilman Spengler
Redaktion: Ingrid Karsunke

Das KURSBUCH erscheint einmal
im Vierteljahr. Jedes Heft kostet
im Jahresabonnement DM 12.-,
im Einzelverkauf DM 15.-
VERLAG:
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH,
Einsteinufer 63a, 10587 Berlin,
Telefon 030-342 00 11.
Die Redaktion lädt zur Einsendung
von Manuskripten ein, bittet jedoch
darum, Rückporto beizufügen; sie
erklärt, daß sie solche Sendungen in
der Regel nicht kommentieren und
keine Haftung für sie übernehmen
kann.
VERANTWORTLICH FÜR DEN INHALT:
Karl Markus Michel und
Ingrid Karsunke.
ANZEIGENVERWALTUNG:
Runze & Casper Verlagsservice OHG,
Schöneberger Ufer 65, 1000 Berlin 30,
Telefon 030-250 08 41,
Fax: 030-250 08 349.
COPYRIGHT: © 1993
Rowohlt · Berlin Verlag GmbH, Berlin.
Alle Rechte für sämtliche Beiträge,
auch das der Übersetzung und der Wiedergabe durch Vortrag, Funk- und
Fernsehsendungen und alle elektronischen Übermittlungen vorbehalten.
GESAMTHERSTELLUNG:
Druckerei Wagner GmbH,
Nördlingen

ISBN 3-87134-114-2
ISSN 0023-5652

BEILAGEN:
Bärendienst Buchversand (Teilbeilage),
»Kirschkern« Buchversand (Teilbeilage)
Kommune /Kühl Verlag. Zu Klampen
Verlag(Teilbeilage).

Christoph Ransmayr
Töten

Bering haßte sein Erbe. Wie belagert von verrottenden Jeeps, Lafetten und ausgeschlachteten Panzerfahrzeugen, die von abziehenden Truppen zurückgelassen und von ihm auf den *Schmiedhügel* geschleppt worden waren, hockte sein Hof über den Dächern von Moor. Die Fenster der Werkstatt waren zerschlagen oder blind und die Sterne des Glasbruchs mit Wachspapier verklebt. Dort, wo auch das Papier über diesen Sternen zerrissen war oder fehlte, griffen schon die Zweige eines verwilderten Gartens in das Dunkel der Schmiede. Selbst unter den Obstbäumen dieses Gartens, hochstämmigen Birn- und Walnußbäumen, kauerten Maschinen, von Gestrüpp und wildem Wein überwuchert, ausgedient, vom Rost gebräunt, manche schon tief eingesunken in den weichen Grund; hier ein moosbewachsener Spähwagen ohne Reifen und Lenkrad, dort ein Heuwender, die ausgeschlachteten Karosserien zweier Limousinen – und wie das Herz eines Sauriers ein auf schwere Holzböcke gewuchteter Motorblock ohne Kolben und Ventile, schwarz, ölverschmiert und so riesig, daß er unmöglich jemals zu einem der Fahrzeuge unter den Bäumen gehört haben konnte.

Obwohl der junge Schmied längst keine Verwendung mehr fand für die vom Rost festgebackenen Schrauben, Kardanwellen und Kotflügel dieses Eisenfriedhofs, schleifte er mit seinem Pferd immer noch ein Wrack, noch ein Stück zerfressenes Metall auf den Hügel, so, als ob er den Belagerungsring aus Schrott immer dichter um den verhaßten Hof ziehen und sich dadurch das Aufgeben erleichtern wollte, den Abschied von Moor. Der Schmiedhügel wurde so unwirtlich und wüst wie der Rest der von dort oben überschaubaren Welt.

Aber der in seinen Pflichten gegen Eltern, Schmiede und Hof gefangene Bering hätte sein Erbe vielleicht niemals preisgegeben und verlassen, wenn ihn nicht eine Horde von Schlägern wenige Tage nach seinem 23. Geburtstag dazu getrieben hätte, das eigene Haus mit Blut zu besudeln und damit unbewohnbar zu machen. Es war eine windstille, milde Aprilnacht, in der Bering, der Schmied von Moor, einen Fremden erschoß.

Tot? War dieser betrunkene Schläger, der aus der Finsternis auf ihn zugesprungen war, tatsächlich an jenen Schußwunden verblutet, die der Schmied seither in so vielen Nächten und Tagträumen und immer wieder aufplatzen sah: Zwei kochende Augen in einer schwarzen, ledergepanzerten Brust, Wundmale, die einen metallischen Mann in eine weiche, unendlich weiche, knochenlose Gestalt verwandelten, die aber nicht in sich zusammensank, sondern im Bruchteil einer Sekunde *aufwuchs* und dann aus einer plumpen Drehung die Treppe hinab und den nachstürmenden Kumpanen in die Arme stürzte.

Tot? Habe ich ihn umgebracht, ich? War sein Verfolger, von dem schon Minuten nach den Schüssen und am nächsten Morgen und an allen Tagen danach nichts mehr zu sehen war als die schwärzliche Blutspur einer Flucht, Tropfen und Schlieren, die sich auf dem Schotterweg zur Schmiede verloren..., war dieser Säufer, war diese Drecksau wirklich und unwiderruflich tot?

Sooft sich Bering *seine* Frage mit immer neuen Schimpfworten für den namenlosen Feind jener Nacht auch stellte, am Ende zwang ihn die Erinnerung doch immer wieder zur Wiederholung – *Ich habe ihn umgebracht, ich habe ihn erschossen, ich.*

Der Fremde, ein kahlrasierter, mit Kette und Stahlrohr bewaffneter *Städter*, einer von sechs oder sieben, hatte ihn damals vor dem Denkmal des Friedensbringers Stellamour blutig geschlagen, hatte ihn über den von wildem Hafer überwucherten Appellplatz und den Schotterweg hinauf und bis zur Schmiede und über den Hof gejagt, ihn, den schüchternen Schmied, der seinen Verfolgern nichts entgegenzusetzen hatte als eine Handvoll Hufnägel, die er im Laufen aus einer offenen Schachtel griff und über die Schulter zurückschleuderte.

Schlägerbanden wie in jener Augustnacht kamen immer wieder aus den Ruinen aufgegebener Städte, auch aus labyrinthischen Höhlenverstecken im Gebirge in wehrlose Kaffs wie Moor und seine Nachbardörfer. Seit die Armee sich aus den Einöden der Seeregion ins Tiefland zurückgezogen und diese verlorenen Winkel sich selbst überlassen hatte, war hier jede entschlossene, auch nur mit Schlagwaffen gerüstete Horde unbesiegbar.

Wenn sich nicht ein paar Rübenbauern und Granitbrecher zusammentaten, um eine Ortseinfahrt mit Äxten und Steinschleudern zu verteidigen, trat den Banden niemand in den Weg. Militärpatrouillen schützten längst nur noch die Verbindungslinien zwischen den Kommandanturen des Tieflands und waren für Hilferufe aus den Kaffs für gewöhnlich taub.

Gelegentliche Strafexpeditionen, die von irgendeinem mitleidigen General an den See oder in ein Hochtal befohlen wurden, schreckten die

Horden nicht ab: Weithin sichtbare Soldatenkolonnen, die zwei, drei Einsatztage lang über die Dörfer krochen, ihre Zelte im Windschatten verwüsteter Gehöfte errichteten und manchmal Tote im Schutt begruben... Sie verhörten die Opfer eines Überfalls, schrieben Protokolle, nahmen zum Zeichen ihrer Entschlossenheit da und dort ein längst geräumtes Waldstück oder eine Schlucht unter Feuer – und zogen wieder ab.

Die wenigen einheimischen Vertrauensleute der Armee waren gerade einflußreich genug, um ihre Privilegien zu nützen, waren aber nach den Bestimmungen des Friedens von Oranienburg allesamt ohne Schußwaffen und zu schwach, um das ihnen anvertraute Niemandsland vor den Überfällen zu schützen.

Die Banden tauchten überall auf und überall unter, zerschlugen, was sich ihnen in den Weg stellte, erhoben Schutzgelder und machten selbst vor den Buß- und Sühnegesellschaften nicht halt, die damals in langen Prozessionen über die ehemaligen Schlachtfelder und zu den Massengräbern der zerstörten Lager zogen, um dort Mahnmale und Geisterhäuser zu errichten.

Obwohl Dutzende Gesetze der Militärjustiz diese Büßer schützten, wurden sie von den Schlägern über die Felder gejagt, wurden ihre Fahnen und Transparente in Brand gesteckt und die mitgetragenen Bildnisse des Friedensbringers Stellamour zerfetzt und ins Feuer geworfen.

Eskortiert von zwei Motorradfahrern war die Horde auch in dieser Nacht wie aus dem Nichts mit dem erbeuteten Lieferwagen irgendeiner Agrarkompanie nach Moor gekommen, die Ladefläche voll Steine und petroleumgefüllter Glasflaschen. Der Wagen dröhnte die Uferpromenade entlang und durch die Gassen und verlangsamte seine Fahrt manchmal zum Schrittempo: Dann hagelte es Brandbomben gegen Fenster und Hoftore. Die Ledergepanzerten standen schwankend an den Bordwänden des Gefährts und warfen unter Gejohle und ununterbrochenem Gehupe brennende Flaschen gegen Moor. Das widerspenstige Kaff sollte endlich begreifen, daß gegen dieses Übel nur der *Feuergroschen* half, Schutzgeld.

Schließlich erreichten sie den Appellplatz, sprangen ab, stürmten in das Haus des Sekretärs von Moor, zerrten den jammernden Mann ins Freie, übergossen ihn mit Petroleum, drohten, ihn anzustecken, und trieben ihn so zum alten Dampfersteg. Dort banden sie ihn an den Anker eines abgewrackten Ausflugsschiffes und schleiften Eisen und Mann über die Planken ans Wasser, er schrie schon um sein Leben, ließen dann aber plötzlich von ihm ab wie von einem langweilig gewordenen Spiel, ließen ihr schluchzendes Opfer auf dem Steg zurück.

Aus den zertrümmerten Stallfenstern des Sekretariats flatterten in die-

ser Stunde Hühner in die Finsternis, und ein von Kettenschlägen tödlich verletzter Hofhund kroch jaulend über den Platz.

Erst Monate später sollte Bering bewußt werden, daß er schon nach dem ersten Schlag, der ihn im gleichen Augenblick am Kopf traf, in dem er sich über diesen Hund beugte, nur noch an eine Rettung gedacht hatte – an die blauschwarze, in einem toten Kamin der Schmiede versteckte Armeepistole seines Vaters. Der Alte hatte die Waffe im Jahr der Hofübergabe von einem Deserteur im Tausch gegen Dörräpfel, Kleider und Rauchfleisch gefordert und dann den kostbaren und allen Zivilisten bei Todesstrafe verbotenen Besitz mit Öltuch umwickelt und in den Rauchfang gehängt.

Daß Bering das Geheimnis seines Vaters in all diesen Jahren nicht nur gekannt, sondern die Pistole regelmäßig aus ihrem Leinenbeutel geholt, zerlegt und wieder zusammengesetzt hatte und mit ihrer wundervollen Mechanik ebenso vertraut war wie mit den unvergleichlich gröberen Werkzeugen der Schmiede, sollte der Vater allerdings erst in dieser Augustnacht erfahren. Poliert und geladen pendelte die Waffe im Kamin.

Obwohl sein Fluchtweg vom Appellplatz hinauf zur Schmiede Hunderte Meter lang, von Schlaglöchern übersät und dunkel war, erinnerte sich Bering später an diese Strecke wie an einen einzigen Sprung aus der Wehrlosigkeit in die Allmacht eines Bewaffneten:

Das Gestrüpp des Appellplatzes fliegt unter ihm dahin, über die Fallen der Schlaglöcher setzt er so sicher wie ein flüchtendes Tier hinweg. Aber er stürzt nicht auf die Schmiede, nicht auf ein Versteck, einen Bau zu, sondern allein auf die Waffe.

Als Bering den Hof, das Stiegenhaus, die Treppe zum Dachboden erreicht, hört er auf den Bohlen schon das Trampeln seines Verfolgers, das Keuchen, die schweren Schuhe seiner Kumpane. *Weiter! Die Treppe hinauf!* Und endlich, nach Luft ringend, nach Luft *schreiend*, Lichtbögen tanzen ihm vor den Augen, hat er die eiserne Kamintür erreicht, schlägt den Riegel zurück, schnappt nach dem Pendel des Leinensacks. Dann fällt ein Öltuch in die Finsternis.

Jetzt hält er die Pistole in der Hand. Wie seltsam leicht, federleicht sie in diesem Augenblick ist. Bei seinen geheimen Spielen mit ihrer Mechanik war sie ihm stets schwer wie ein Hammer in der Faust gelegen.

Vier Schritte, drei Schritte vor ihm, ganz dicht bei ihm wird der Verfolger im Licht seiner eigenen Sturmlampe endlich sichtbar: Der lacht. Der hat seinen Fang erreicht und weiß die Übermacht der Kumpane in seinem Rücken und schreit triumphierend in das Fauchen seiner Kette – als seine Stimme plötzlich in einem ungeheuren Krachen untergeht.

Der erste Schuß schlägt Bering den Arm hoch, als hätte ihn die Kette, sie klirrt in die Nacht davon, tatsächlich getroffen. Das Krachen reißt an

seinem Trommelfell, dringt ihm tief in den Kopf und schmerzt, wie noch kein Laut geschmerzt hat. Der Blitz des Mündungsfeuers erlischt, ist schon vor einer Ewigkeit erloschen, und immer noch sieht er das nachleuchtende Gesicht seines Feindes, den aufgerissenen Mund, eine sprachlose Verwunderung.

Als dieses Gesicht blaß wird und auch zu erlöschen droht, will er es nicht ins Dunkel fortlassen – und drückt zum zweitenmal ab. Erst jetzt fällt der Waffe ihr altes Gewicht zu. Sein Arm sinkt nach unten. Zitternd steht er in der Nacht.

Seltsam, daß er jetzt nur einen Satz denken kann, immer wieder und nur diesen einen Satz, in den er sich rasend einzuspinnen beginnt, den er flüstert, hervorstößt, in die Tiefe hinabschreit, in der irgend etwas davonpoltert, irgend etwas davonspringt, irgend etwas verschwindet ... Während also das Leben um ihn herum einfach weiter und weiter fortschreitet und hier ein raschelndes, dort ein polterndes Geräusch macht und anderswo wiederum fast lautlos dahinhuscht, schreit er nur blöde vor sich hin: *So ist das, so ist das also, so ist das* ... Er kann gar nicht damit aufhören.

Irgendwann sieht er die Mutter mit einer rußenden Stallaterne die Treppe heraufsteigen, hört er den Vater, der ihn anfaßt und auf ihn einbrüllt. Er versteht nicht, was er gefragt wird. Dann zerspringt etwas in ihm und zerfließt, er kann sein Wasser nicht mehr halten, es rinnt ihm heiß die Beine hinab, es rinnen ihm Tränen über das Gesicht, und sein Hemd ist naß vom Schweiß; *alles* Wasser rinnt und tropft aus ihm heraus und verdampft in einer nach kaltem Pech riechenden Luft, die eisig geworden ist. Aber er steht fieberheiß an den Kamin gelehnt. Er spricht. Er will Wasser.

Er läßt sich in die Küche hinabführen, beginnt auf Fragen zu antworten und weiß nicht, was er sagt. Er trinkt und erbricht Wasser. Er trinkt und trinkt, und immer wieder schießt das Wasser aus ihm heraus, bevor er schlucken kann.

Als der Morgen graut, hocken die Alten und ihr Erbe zum erstenmal seit Jahren wieder gemeinsam in der Küche. Dem Vater ist der Kopf auf die Schulter gesunken, das Kinn nach unten geklappt; ein langsamer Speichelfaden fließt vom Mundwinkel auf seine Brust und reißt, wenn er in unregelmäßigen Abständen zu schnarchen beginnt. Die Mutter hat sich den Rosenkranz um die Hände geflochten und schläft mit nur halb geschlossenen Lidern. Der Ofen ist kalt. Bering hockt am Fenster, starrt in seinen Eisengarten hinaus und spürt die Schläge seines Blutes so stechend, als sei es in seinem Herzen und in seinen Adern kristallisiert und zu Sand, feinem glasigen Sand geworden.

Christo Zaprjanov
Der Leichnam

Bei einer Baubrigade in der Taiga

Er beugte den Kopf über den Toten. Der lag in einem Sarg, auf dem Rücken, ausgestreckt, die Hände über der Brust gefaltet. Endgültig erkaltet und erstarrt. Er wartete, daß man ihm den Deckel überstülpte. Er lag ruhig da, gelöst. Mit geschlossenen Augen und leicht geöffnetem Mund. Er wirkte wie ein Mensch, der viel Zeit hat. Ohne Sorgen und Probleme, ohne Blut. Das Blut war ausgeflossen. Das ganze. In den durstigen, trockenen Rachen des Thanatos. Seine Haut hatte ihre Spannung verloren und besaß nun die Farbe einer Kieselalge. Deshalb wirkten seine Gesichtszüge rein und klar, geläutert von der Schönheit des Todes. Männer, die einen Messerstoß in den Rücken bekommen, sind schön. Sie sterben einsam und nur einmal. Sie rufen nicht um Hilfe, sie jammern nicht und vergießen keine Tränen, sie beißen die Zähne zusammen und kauen an ihrem schwarzen Schnauzbart. Der Tod liebt die Männer, und die Männer lieben den Tod. Er macht aus den Männern Männer, ihre Gesichter weißer, ihre Haare schwärzer, ihre Körper schwerer. Schade ist nur, daß sie tot sind.

Es war Zeit, daß sie den Sarg schlossen. Die Zeit drängte. In Kürze würde es dunkel werden, und morgen fuhr der Zug. Sosehr sie ihn auch anblickten – es nutzte niemandem mehr. Sie konnten nur noch den Deckel schließen und dann die Plombe anbringen. Zinksärge werden immer verplombt, sie werden in den Zug geladen, und dann interessiert sich niemand mehr für sie. Und doch mußte jemand für den Toten sorgen. Im Krankenhaus befaßte man sich nicht sonderlich mit ihnen. Dort hatte man festgestellt, ob er erstochen worden oder ob es ein Unfall war, danach hatte man ihn den anderen überlassen: den Arbeitern, den Freunden, sie sollten zusehen, wie sie mit der Angelegenheit fertig würden. Es gab Unglückswürmer, die von hinnen gingen, ohne daß sich jemand fand, der ihnen das Blut aus den Wunden wusch. Man warf sie in den Sarg, bäuchlings oder auf den Rücken, und ab die Post. Wer würde ihn dort drin schon sehen – ob er ein Mensch war oder etwas anderes. Seine Verwandten wüßten später, wenn sie ihn verscharrten, ja auch nicht, was

dort in der Erde lag: der Sohn, der Gatte oder jemand anderes, sie würden weinen und sich ständig fragen, an wessen Grab sie stehen. So ist das nun einmal. Und so steht es auch im Gesetz: »Zinksärge dürfen nicht geöffnet werden!« Wenn sie ankommen, steht der Name auf dem Deckel. »Ein Unfall«, würde es heißen, und er lag darin mit einer Messerwunde im Rücken.

Sie wuschen ihn sorgfältig mit einem in Schnaps getauchten Lappen. Sie hatten weder Kölnisch Wasser noch Spiritus, und mit Wasser ließ sich das Blut nur schwer entfernen. Bis die Miliz, die Ärzte und dann der Technische ihre Pflicht getan hatten, war viel Zeit vergangen, und das Blut auf seinem Körper war fest verkrustet. Deshalb stank das ganze Leichenschauhaus jetzt nach Schnaps, der Geruch kam vom Körper des Toten. Der Raum war klein, aber ziemlich kalt, und der Geruch prallte auf die Kälte, die ihn einigermaßen entschärfte. Er befand sich zum erstenmal hier, obwohl sie oft aufgefordert wurden, ins Krankenhaus zu kommen, um sich auf Syphilis untersuchen zu lassen. Das Schauhaus stand etwas abseits vom Hauptgebäude, offenbar hatte man es zusätzlich gebaut, aus Holz, deshalb hatte es auch keine Heizung, und die Kälte nistete sich neben dem Toten ein. Sicher hatte es dieser Tage keine anderen Unfälle in der Art gegeben, denn Sava war der einzige, der dort lag.

Er dachte sich, daß das Leichenschauhaus jetzt völlig leer stehen würde, wenn das alles nicht passiert wäre. Sava mußte nicht sterben, er könnte noch am Leben sein, sie hätten sich nicht prügeln dürfen, sie hätten sich nicht betrinken dürfen. Er brauchte jetzt nicht hier zu sein, er könnte irgendwo im Süden sein, wo man sein Leben bis zu Ende lebte und es keine Ausschweifungen, keine Betrunkenen, keine Ermordeten, keinen Haß, sondern nur Liebe und Blumen statt modriger, stinkender Sümpfe gab. Ja, er könnte noch am Leben sein. Er mußte nicht sterben. Er könnte eine Familie und ein Haus voller Kinder haben, doch jetzt hatte er niemanden, nur eine Wunde im Rücken. Man fragte sie, ob er Verwandte habe, denen man die Leiche schicken könne. Niemand wußte etwas davon, er bekam keine Briefe, er hatte nie jemanden erwähnt. Seltsam, doch sie wunderten sich erst jetzt darüber. Er wirkte gelassen und stark, so als sei bei ihm alles in Ordnung. Deshalb bezeugten sie ihm sogar dann ihre Achtung, wenn er schlechte Laune hatte und brutal wurde. Er erinnerte sich an seinen ersten Tag in der Brigade, Sava hatte ihm eine Schaufel zugeworfen und gerufen »Spuck dir in die Hände!«, damals war er erschrocken. Er hatte alle seine Kräfte angestrengt, aber der Beton war schwer gewesen, er hatte gespürt, wie etwas hinten in seinem Kreuz knackte, der Schmerz hatte ihn gezwickt, und dann hatte ihm auch noch der Nacken wehgetan. Er war zur Seite gegangen, möglichst weit weg von der Verschalung, und hatte sich auf seine Schaufel

gestützt. Der Technische hatte ihn gesehen, sich ihm verärgert genähert und ihn angeschnauzt: »He, du Neuer, wenn du so herumstehen willst, kannst du am besten gleich wieder gehen!« – »Ich habe Schmerzen«, hatte er geantwortet. »Hier ist kein Krankenhaus«, hatte der Technische entgegnet und höhnisch gelacht. Das Kreuz hatte ihm wehgetan. Wohin hätte er mit diesem Schmerz gehen sollen? Zu Hause hoffte man, daß er so bald wie möglich wieder heimkehrte. Das Kind konnte nicht warten. Es erblindete langsam. Es war nicht schuld, daß es krank war und sein Vater keine Kraft und ein schwaches Kreuz hatte. Da hatte er auf einmal seine Stimme gehört, eine feste und dunkle Männerstimme: »Er bleibt hier«, hatte er so laut gesagt, daß es gut zu hören war. Der Technische hatte ihm einen Blick zugeworfen und begriffen. »Das ist eure Sache, ihr könnt natürlich für ihn mitschuften, wenn ihr so blöde seid.« So war er in der Brigade geblieben. Allmählich ging es ihm dann besser, er gewöhnte sich an die Arbeit und leistete nicht weniger als die anderen. Er hätte ihm danken sollen. Er wollte es tun, hatte es dann aber gelassen, er hatte befürchtet, daß er sich lächerlich machen könnte. Jetzt war es zu spät, und er fand es überhaupt nicht lächerlich. Savas Tod schmerzte ihn. Er tat allen weh. Niemand sprach es aus, aber sie wußten, daß man sich neben ihm sicher fühlte. Der Mensch braucht jemanden, den man anfassen kann, um wieder zu sich zu kommen, Luft zu holen und sich zu retten. Doch jetzt war Sava tot. Sie hatten ihn aus Versehen ermordet. Und Tote sind zu nichts nutze. Wie würde es nun mit ihnen weitergehen? Was würde mit ihnen, mit der Brigade geschehen? Von jetzt ab mußten sie mit allem selbst fertig werden, ohne ihn, und das würde kein gutes Ende nehmen.

Einige Stunden nach dem Vorfall kam der Technische in die Baracke und sah den Leichnam auf dem Fußboden scheel an. »Das hat mir gerade noch gefehlt«, sagte er. Dann warf er ihnen ein angeekeltes Lächeln zu, sagte aber nichts weiter. Aus der Innentasche seines Parkas holte er einen zerknautschten, längs gefalteten Hefter heraus, blätterte in ihm, drückte auf seinen Kugelschreiber und erklärte halblaut: »Ich werde ihn aus der Liste streichen.« Und strich ihn durch.

Er überließ es ihnen, sein Gepäck zusammenzusuchen, sie sollten ihm nur die Adresse von Verwandten oder Bekannten geben, falls sie so etwas fänden. Man brauchte jemanden, der den Sarg in Empfang nehmen konnte. Andernfalls würde man ihn an seine Gemeinde schicken, und sie würde die Kosten tragen. Sie kramten in ihrem Gedächtnis, ob er irgendwann mal von Verwandten, Eltern oder Bekannten erzählt hatte. Sie fragten sich gegenseitig danach. Umsonst. Sie stießen immer wieder auf ein und dieselbe Leere. War es möglich, daß er einsam gewesen war, daß er niemanden gehabt hatte, der auf ihn wartete? Sicher war es so. In

seinen Sachen fanden sie nichts, keinen Brief, keine einzige Zeile, die ihm jemand geschrieben hatte.

Sava lag in seinem Zinksarg zwischen ihnen, in eine schwarze Decke gewickelt, als sei er mit dem Blut des Nessos beschmiert. Sie hatten kein Leichentuch. Auch diese alte Decke hatten sie der Hausmeisterin nur mit Müh und Not abgeschwatzt. »Sie reichen nicht mal für die Lebenden, und du willst eine für einen Toten«, schrie sie ihn an, doch dann ließ sie sich erweichen und gab ihm eine von den ausrangierten. Sie wickelten ihn sorgfältig ein, bis unter die Achseln, um die Wunde in seiner Brust zu verdecken. Er hatte nichts an. Seine alten Sachen hatten sie ihm einfach ausgezogen, sie hatten sie mit einem Messer aufgeschnitten, aber in andere Sachen paßte er nicht hinein. Alles war ihm zu eng, zudem war er schwer wie ein Felsbrocken, sie hatten ihn mühsam hochgehoben und ihm nur ein Paar Hosen übergestreift, mit offenem Hosenschlitz, der Reißverschluß funktionierte nicht, da ließen sie es so. Sicher hatte er deshalb die Hose zu Lebzeiten nicht getragen, denn sie sah ganz neu und gut erhalten aus. »Wer ihn im Jenseits haben will, nimmt ihn auch mit offenem Hosenschlitz«, sagte Gotsche und schloß den obersten Knopf. In der Tat würde man ihn im Jenseits auch mit offenem Schlitz nehmen, und auch ohne Hemd würde man ihn nehmen, und wenn er keine Seele hatte, würden sie ihn auch nehmen. Sie würden ihn auf jeden Fall nehmen. Seine Seele war sowieso nicht mehr da, sie hatte sich davongemacht. In die Unterwelt, zu den anderen, um ihre Verwandten und Bekannten zu suchen, weil sie in dieser Welt keine hatte. Sie irrte irgendwo in dunklen Winkeln herum, vielleicht würde sie doch noch jemanden finden! Und wenn nicht, würde sie dann zurückkehren? Das würde sie nicht. Wer erst einmal in die Grube gefallen ist, mit dem ist es aus. Es hat dich gegeben, jetzt gibt es dich nicht mehr, wer du auch gewesen bist. Später kannst du nach Herzenslust durch das Totenreich wandern, sehen wird dich niemand, schon den lebenden Menschen bemerkt keiner, einen toten erst recht nicht. Nein, es ist schon eine gute Sache, am Leben zu sein, aber doppelt so gut ist es, es nicht zu sein. Schlimm, daß Sava gestorben ist. Einfach so, wie zum Spaß. Wie konnte ein Mann wie er so leicht aus dem Leben gehen? Einmal den Rücken gekehrt, und schon steckte ihm ein Messer im Rücken. Und wer hatte es getan? Einer von ihnen, ein Freund, der beste. Und wie er es getan hatte, mit welcher Leichtigkeit, scheinbar automatisch. Ohne viele Umstände hatte er es hineingestoßen und herausgezogen. Er hätte es auch nicht tun können. Wer wäre dann wohl gestorben?

Einen Augenblick lang verspürte er erneut das Kühle, Eklige auf seinem Körper, dann den Schauder in seinem Rückgrat, und dann sah er den Leichnam vor sich. Wenn der Drache ihn vorhin nicht verlassen hätte, um

vom Leben eines anderen Besitz zu ergreifen, würde jetzt er an seiner Stelle hier unten liegen. Er hatte die Nase voll, er mußte hier raus, solange es noch möglich war. Er lebte, also war es noch nicht zu spät, vorausgesetzt, er hatte den Willen dazu. Er durfte es seiner Angst einfach nicht mehr erlauben, ihn zu würgen. Er mußte aufhören, untätig herumzustehen, schließlich war er ein Mensch und ein Mann dazu. Warum sollte er es nicht versuchen? Woran mangelte es ihm? An nichts, doch zuerst der Junge. Erst mußte er den Jungen retten und dann sich selbst. Der Kleine sollte seine Augen öffnen. Er sollte sie gut aufmachen, damit er nicht sein ganzes Leben lang vor sich hindöste wie sein Vater, in kleinliche Sorgen verstrickt. Das Leben geht an einem vorbei, das ist es. Was man gesehen hat, hat man gesehen, und Schluß. Aber es bietet mehr. Manchen. Anderen nicht. Alles hängt davon ab, was man gewollt hat. Es ist leicht, vorausgesetzt, man weiß es. Man kneift die Augen zu und trifft seine Wahl, wie ein Kind, das eine Sternschnuppe in der Nacht gesehen hat. Er schloß die Lider und begann zu warten. Er spürte ihn, der Wunsch erfüllte seine Brust, er verspürte einen Zufluß an Kraft und öffnete die Augen. Er sah Savas Gesicht. Die Lebenden schließen die Augen der Toten, die Toten öffnen den Lebenden die Augen. So ist es. Es ist wahr, auch wenn es hart ist. Doch woher kommen diese Toten? Waren es nicht ein bißchen zu viele Unfälle: Männer mit einem Messer im Rücken, im Schnee erfrorene Betrunkene, Abgestochene, Erschossene, Selbstmörder, Erwürgte, Abartige, Wahnsinniggewordene, Kranke, Geschlagene, Strafgefangene, Verschollene und Totgeborene? Ja, es war an der Zeit, daß sie den Deckel schlossen. Möge er in Frieden ruhen. Die Männer hatten ihn rasiert und gekämmt, wenn sie schon nichts anderes für ihn tun konnten, war er doch wenigstens rasiert, gekämmt und sein Schnauzbart gestutzt. Für einen Mann war das sehr wichtig, was tat es da, daß die Schultern nicht bedeckt waren und auch die Arme, die sich von der schwarzen Decke abhoben? Massige, weiße Arme, mit aufgedunsenen, steif gewordenen Muskeln. Sie drückten an die Seitenwände, als versuchten sie, sich Platz zu verschaffen, aber jedem war der gleiche Platz bestimmt. Die Zinksärge haben Standardformat, da gibt es keine Größen. Wie der Tote hineinpassen würde, war unwichtig, wichtig war nur, daß er irgendwie hineinging, damit der Deckel geschlossen werden konnte. Sava paßte nicht ganz hinein. Es war schwierig, aber immerhin, sie hatten es geschafft. Nur seine Füße ragten noch über den Rand hinaus.

»Mehr ist nicht zu machen«, sagte Chescho, der Savas Füße in der Hand hielt und versuchte, sie hineinzustopfen. Er hatte ein frisch gewaschenes weißes Hemd an und wirkte in ihm streng und offiziell, obwohl unter seinem aufgeknöpften Kragen eine tätowierte Halskette zu sehen war und er sich seine abgetragene grün-rot gestreifte Wollmütze auf den

Kopf gestülpt hatte. Er blickte den Toten mitleidsvoll an und wiederholte: »Es geht nicht.«

»Laß mich mal ran«, mischte sich Gotsche ein und schob Chescho beiseite. Gotsche hätte eigentlich im Bett liegen und sich ausruhen müssen. Als der Arzt ihn sah, sagte er, seine Füße seien bis zu den Knochen aufgeschnitten, dann wusch er die Wunden aus und legte einen Verband an. Er empfahl ihm, im Bett zu bleiben und es keinesfalls zu verlassen, aber sobald er ihm den Rücken gekehrt hatte, stand Gotsche auf, löste den Verband, schüttete eine Flasche Schnaps auf seine Fußsohlen und wickelte sie in seine verschossenen und vom Tragen steif gewordenen Fußlappen. Dann zog er seine Gummistiefel an und stand auf. »Der Teufel soll ihn holen!« sagte er.

»Haltet den Sarg fest«, rief er den anderen zu und drückte mit aller Kraft gegen Savas Füße, die ohne Strümpfe in großen groben Botten steckten. Sie gaben ein bißchen nach, aber das genügte nicht, um sie in den Sarg zu zwängen. Gotsche ließ sie los, holte Luft und versuchte es wieder. Es schien, als ob die knochigen und steinharten Beine ein wenig einknickten, doch dann hatten sie wohl wieder genügend Kraft gesammelt und versetzten ihm einen Tritt. »So ein Mist!« empörte er sich.

Unter den Tischen im Schauhaus kam eine Ratte hervor, in der Ecke machte sie halt und drehte sich um. Sie blickte ihm direkt in die Augen. Er erschrak, es schien ihm, als hätte er sie schon früher irgendwo gesehen. Er versuchte, sich zu entsinnen, wo ihn diese Mausaugen mit dem starren Blick schon einmal fixiert hatten. Er kannte sie, aber woher wohl, schließlich war das nur eine verschreckte und gequälte Ratte. Sicher hatte sie Hunger und suchte im Schauhaus etwas zum Fressen. Die Ratten folgen den Menschen, sie ernähren sich von dem, was sie übrig lassen, und wenn es keine Reste gibt, fressen sie die Menschen selbst. Er erinnerte sich an jenes Kind, ein Baby, das die Mutter allein zu Hause gelassen hatte, und als sie zurückgekommen war, hatten die Ratten es aufgefressen. Er glaubte bisher, daß es so etwas nicht geben kann, daß es ein böswilliges Gerücht ist, aber jetzt, da er sah, wie die Ratte in der Ecke stand und alles mit ihren im Halbdunkel aufblitzenden, gierigen Äuglein aufmerksam beobachtete, begriff er, daß das, was man sich von den Ratten erzählte – sie würden sich von Menschen ernähren –, die reine Wahrheit war. Sicher brachte man ihnen viele Tote her, aber schließlich waren es doch Menschen, die hier auf den Tischen lagen. Wenn die Ratten dann allein blieben, kletterten sie hoch, nagten zuerst die Stirn an, dann die Ohren und beschmierten sich die Mäulchen mit Blut. Er spürte, wie ihm schlecht wurde, er verspürte eine Leere im Nacken und Schwäche in den Beinen. Ihm schien, daß er jeden Moment sein Gleichgewicht verlieren oder sich zumindest in die Hosen machen würde. Da drehte sich die

Ratte um und verschwand behäbig in der Wand. Er holte Atem, und obwohl die Luft stickig war und nach Leichen roch, fühlte er sich gleich besser. Er stand wieder fest auf seinen Beinen, doch der Drang, sich zu erleichtern, blieb. Jetzt fiel ihm ein, daß er schon den zweiten Tag nicht gepinkelt hatte. Er hatte es einfach vergessen, und nun verspürte er plötzlich den Druck seiner überfüllten Blase über den Lenden, doch die Kälte zwängte sie von allen Seiten ein und half ihm so, sich nicht einzupinkeln.

»Wir müssen ihn durchschneiden«, schreckte ihn Metos Stimme auf. Er hatte es ihm fast ins Ohr geschrien. Als er sich umdrehte, sah er Metos versengte, ziegelsteinfarbene Wange. »Mit einer Säge«, fuhr er fort. Als sie ihm die Fesseln aufschnitten, bevor die Miliz gekommen war, hatte Meto kein Wort gesagt. Er verhielt sich ganz ruhig und natürlich, so als wäre nichts geschehen, ging in sein Zimmer und nahm seinen Bologneser auf den Arm. Als ihn der Hauptmann später fragte, was geschehen sei, antwortete er, er könne sich an nichts erinnern.

»Ohne Deckel nimmt man sie nicht«, tönte seine Stimme in der leeren und nackten Halle des Leichenschauhauses.

»Wie denn mit der Säge?« mischte sich Gotsche ein.

»Ganz einfach. Ruck, zuck und fertig. Blut hat er sowieso keines mehr.«

»Er ist ein Mensch.«

»Na und? Jetzt ist er tot. Wenn nicht wir die Säge ansetzen, werden sie es tun, und wer weiß, wo sie dann schneiden werden.«

»Und wir?«

»Was weiß ich, aber alles muß drin sein. Zusammengepackt und mit einem Deckel drauf.«

»Am Kopf. Der Kopf läßt sich am leichtesten abschneiden, und außerdem ist es nur einer«, meinte Chescho und blickte die anderen an. »Wir legen ihn dann zu seinen Füßen.«

»Das ist eure Sache. Tut, was ihr wollt, aber nicht den Kopf. Den Kopf braucht man im Diesseits und im Jenseits, den braucht man immer«, sagte Gotsche.

»Mag sein, mag auch nicht sein. Woher willst du das wissen? Wir schicken ihn schließlich nach Bulgarien und nicht ins Jenseits.«

»Lieber die Füße, ohne Füße geht es eher als ohne Kopf, denn wir packen ihn zwar für Bulgarien ein, aber in Wirklichkeit ist es eben doch fürs Jenseits«, erklärte Meto fromm, dabei drehte er die verbrannte, faltige Seite seines Gesichts wie ein Puter.

»Das ist leeres Gewäsch!«

Sie standen im Kreis um den Leichnam und betrachteten ihn. Er versuchte, sich vorzustellen, wie Sava mit dem Kopf zwischen den Füßen

aussehen würde. Er saß so sicher auf seinen Schultern, durch den Tod unverrückbar befestigt. Der entblößte Hals mit dem hervorstehenden Adamsapfel wirkte wie eine Herausforderung. Er sah die Flechte, die kleinen dunkelvioletten Fleckchen, die seinen Hals bedeckten. Sie waren bemüht, ihre niedere Form von Leben zu retten, sie ahnten den Tod unter sich, der auch ihren Tod bedeuten würde. Er trat langsam ein, zusammen mit der Kälte des Körpers, auf dem sie ihr Parasitenleben gefristet hatten. Der Körper war bereits tot, sie aber, verzweifelt geschwollen und aufgesprungen auf der eisigen weißen Haut, besaßen noch immer ihre leuchtende Farbe. Er verspürte den Wunsch, sie auszukratzen. Sie verschandelten den Leichnam, sie befleckten den Tod, sie verletzten seine Ganzheit und Schönheit. Vielleicht sollten sie sie entfernen, aber den Kopf durften sie nicht abschneiden. Er würde auf die Gobelinstickerei rollen, die sie ihm unter den Nacken gelegt hatten. Das war das einzige, was er besaß, was hätten sie ihm sonst in den Sarg mitgeben können außer diesem flatternden Schutzengel, der vom Kopf seines Schöpfers plattgedrückt wurde.

Er hatte das Gefühl, daß seine Blase gleich platzen würde, aber er konnte seinen Blick nicht von dem Toten wenden. Er sah, wie er krumm und gebeugt im Sarg lag, mit Füßen, die über den Rand hinausragten. Seine weißen Fesseln waren zwischen dem groben schwarzen Wollstoff seiner Hose und den Schuhrändern gut zu sehen, sie waren schmal und grazil für seine Größe. Sie warteten darauf, durchgesägt zu werden, erst die eine, dann die andere, wie die Äste, wenn die Baumstämme gestutzt wurden. Holz ließ sich leicht durchsägen, doch ein Mensch? Seinerzeit hatten die Protobulgaren so etwas praktiziert. Sie hackten die Füße der Toten ab und begruben sie ein Stück weiter, damit sie später nicht herumgeistern und nachts ihre Verwandten beunruhigen konnten. Ein heidnischer Brauch, der zusammen mit seiner Zeit und seinem Volk ausgestorben war und der offenbar nur noch hier, in diesem Leichenschauhaus, fern im höchsten Norden gepflegt wurde. Doch Verwandte hatte er nicht, warum sollten sie ihm also die Beine stutzen? Was sollten sie mit ihnen anfangen? Konnte man so einen Mann nur deshalb in Stücke schneiden, weil er nicht in den Sarg oder in seine Grabstätte paßte? Konnten sie ihn einfach stutzen, ohne ihn zu fragen, so als wäre er ein Baum?

»Ich gehe die Motorsäge holen«, hörte er Cheschos Stimme.

»Warte!« rief, nein, schrie er. Er erschrak vor seiner eigenen Stimme, er erkannte sie nicht, doch das war unwichtig, wichtig war, daß der andere sich umdrehte und ihn ansah.

»Was ist?« fragte Chescho. »Ich werde es tun. Ich weiß, wie man so was macht. Ich habe Esel kastriert, deshalb weiß ich es.«

»Tut es nicht! Vielleicht können wir ihn auftauen, dann wird er wieder weich«, sagte er so klar wie möglich. Er wollte, daß sie ihn auf der Stelle verstünden, er hatte nicht die Kraft, es ihnen zu erklären. Sie durften ihn nicht zerschneiden. Auch wenn niemand seinen Sarg öffnen würde, weder jetzt noch später. Schließlich war auch er ein Arbeiter wie sie. Gestern hatten sie noch Schulter an Schulter gearbeitet und sich bei ihm Kraft geholt. Wie konnten sie ihm jetzt die Füße abschneiden? Das ging nicht, das durfte nicht sein.

Er spürte, daß er sich gleich in die Hosen machen würde, er konnte seine Blase kaum noch beherrschen, den Urin nicht mehr zurückhalten, er würde gleich losfließen und den Boden des Schauhauses bedecken. Nur noch einen Augenblick, und es wäre passiert, er konnte nicht mehr, er würde sich einpinkeln. Es ging nicht anders, hoffentlich würde er es noch kurze Zeit aushalten, ganz kurze Zeit. Er drehte sich um und lief schnell zum Klo.

Er stieß die Tür mit dem Fuß auf. Es war besetzt. Ein Mensch schiß, ein Russe, in braunen Hosen, einem roten Anorak aus Fallschirmseide und einer hellblauen Schirmmütze aus Knautschlack. Mit entblößtem Hintern hockte er schwankend über dem Loch. Er schien betrunken zu sein, aber er wahrte sein Gleichgewicht. Er hob den Kopf und sah ihn mit farblosen Augen an.

»U tebja jest bumaschka?« [Hast du ein Stück Papier?] fragte er.

»Njet«, antwortete er mit Mühe.

»Nu, swolotsch takaja« [Ach, du Miststück, du!] sagte der Russe und langte zwischen seine Hinterbacken, zog dann die mit Scheiße beschmierten Finger hervor und wischte sie an der Wand ab. Sie hinterließen Fingerabdrücke und eine Kackespur.

Er machte kehrt und ging in die andere Kabine. Er konnte einfach nicht mehr weiter zusehen, und er hielt es nicht mehr aus, er mußte sich um jeden Preis erleichtern, und das sofort. Er sah nichts mehr vor seinen Augen. Er öffnete seinen Hosenschlitz. Der Urin floß in einem starken und dicken Strahl. Heißer Dampf stieg in Wölkchen auf. Der Geruch nach Chlorkalk und Harnsäure reizte seine Augen, sie begannen zu tränen. Er empfand die Leere seiner Blase wie ein Labsal, er spürte, daß er lebte und daß er weinte. Er wünschte sich, daß sie jetzt bei ihm wäre, seine Frau, die Mutter seines Kindes. Plötzlich verlangte es ihn nach ihr, real und stark, er wollte ihren Körper besitzen und in ihre geöffneten und bodenlosen Augen sehen, er wollte in ihre Brustwarzen beißen und seine Zähne in ihre Lippen bohren. Es schien ihm, als würde er sie zerreißen, wenn sie jetzt vor ihm stünde, und ihr Kinder machen, viele Kinder. Sie würden sich in alle Richtungen verstreuen, um eine andere, neue Welt zu schaffen. Doch sie war nicht da, er konnte seine Männlichkeit nicht unter

Beweis stellen, sie nicht glücklich machen, sehr, sehr glücklich, die glücklichste aller Frauen, die glücklichste aller Mütter. Ja, auch das würde geschehen, aber nicht jetzt. Jetzt ging es nicht. Zeit hatte er genug, Zeit für alles, nichts konnte ihn daran hindern außer dem Tod. Und der wartete dort im Leichenschauhaus, er aber stand hier schlapp, die Beine leicht gespreizt, mit aufgeknöpftem Hosenschlitz einsam in der Kabine des Klos über dem eingesunkenen, mit Pisse überschwemmten Abortloch, in geile Männerträume versunken. Er zog seinen Gürtel fest und stieß die Tür mit dem Ellbogen hinter sich zu. »Swolotsch takaja«, hörte er den Russen in der Nachbarkabine brummen.

Als er das Schauhaus betrat, nahm er einen leichten Mandelgeruch wahr. Er kam von dem Leichnam, war jedoch schon lange Zeit vor diesem dagewesen, er lauerte tief unter den nackten Tischflächen. Er nahm diesen Geruch im Innersten seiner Nasenlöcher wahr.

Die Männer hatten einen Kanonenofen hergebracht und das Abzugsrohr direkt durch das Fenster gesteckt, jetzt standen sie um den Ofen herum. Er war mit Holzscheiten vollgestopft, brannte und rauchte und verbreitete einen harzigen Geruch, der an die Decke stieß und dann den Raum durch den Fensterrahmen verließ.

»Komm, wir müssen ihn hochheben und auf den Ofen stellen.«

Sie packten den Sarg an allen vier Ecken. Die Metallkanten schnitten sich in seine Finger, doch er bemühte sich, den Schmerz zu ertragen, er durfte ihn nicht loslassen, obwohl er es am liebsten getan hätte. Der Ofen stand ganz in der Nähe, nur wenige Schritte entfernt. Sie mußten ihn im Halbkreis drehen, das war's. Der Sarg war so schwer, und Sava schien aus Blei zu sein.

»Verdammt noch mal, was der wiegt!«

»Er wiegt viel, weil seine Seele fort ist.«

»Hoppla!«

Sie setzten ihn ab. Oben, auf der kleinen runden Platte des Kanonenofens. Er stand dort scheinbar wacklig, aber eigentlich paßte er gut dorthin. Jetzt mußte nur noch das Feuer sein Werk tun. Sie warteten und wärmten sich.

»Ob er nachgeben wird?« fragte Gotsche und streckte sich auf einem der Leichentische aus.

»Es braucht seine Zeit«, sagte Meto.

»Hoffentlich dauert es nicht zu lange, sonst bekommt er wieder Bartstoppeln. Auch wenn ein Mann tot ist, sein Bart wächst weiter.«

»Wachsen tut er, aber nutzen tut er nichts«, fügte Gotsche hinzu.

Chescho griff sich in den Hemdausschnitt und holte eine Kerze hervor. Dann nahm er ein Streichholz, zündete die Kerze an und steckte sie zwischen die Finger des Toten. In diesem Augenblick bemerkte er den

Schatten in der entfernten Ecke. Er dachte, daß der Drache erneut gekommen war, um ihn zu holen. Doch dann erkannte er sie am Glanz ihrer Augen. Die Ratte. Sie huschte eiligst hinter den Ofen, verschwand für eine Sekunde hinter dem Sarg und tauchte dann auf der anderen Seite wieder auf, dort, wo der Kopf des Leichnams war. Unter dem Tisch, auf dem Gotsche lag, machte sie halt und bleckte ihre Zähne, sie waren spitz und lang wie die eines Vampirs. Sie ziepte leise, fast lautlos, dieser Ton durchzuckte seinen Körper wie ein Stromstoß und ließ ihn auf der Stelle erstarren.

»Scht!« stampfte Chescho auf. Die Ratte schrak zurück, lief unter den Tischen durch den Raum und schob sich unter der Tür hinaus. »Gleich werde ich mit dem Knüppel kommen!« drohte er. »Dieses Kroppzeug vermehrt sich in letzter Zeit viel zu schnell. Man sollte sie kastrieren. Alle, damit es auf der Welt etwas sauberer wird.«

»Es gibt viel zuviel davon«, stimmte ihm Gotsche zu, den Blick zur Zimmerdecke gerichtet.

»Und es wird sie weiter geben. Wir kastrieren immer nur die Esel, das ist falsch.«

»In unserem Dorf kastrieren wir sie nicht, aber wir behalten nur die männlichen Tiere.«

»Da kann man eure Weiber bloß beneiden«, grinste Chescho und kratzte sich den Rücken.

»Unsere Weiber haben Männer zu Hause«, sagte Gotsche beleidigt.

»Na, na, bist du etwa deshalb hier?«

Plötzlich kam ein Wind auf, drang durch das offene Fenster in den Raum und löschte die Kerze.

»Zum Teufel noch mal, es ist dunkel geworden!«

Die Nacht war schon seit einiger Zeit angebrochen. Sie standen friedlich in der Dämmerung des Schauhauses und warteten, daß das Feuer den Leichnam erwärmte und seine Starre aufweichte, damit sie ihn in den Sarg quetschen konnten. Der Ofen brannte mit starken rötlichen Flammen, und seine Wärme war im Raum zu spüren. Durch das offene Fenster schauten die ersten Sterne, aber sie waren zu weit weg, um mehr zu bewirken. Sava lag still und ertrug die Hitze unter sich geduldig. Es schien, als würde er sich jeden Moment aufrichten, ihnen sein Gesicht zuwenden und ihnen gelangweilt sagen: »Nun reicht es aber mit euren Witzen, mir ist ganz schön heiß geworden!« Doch er lag weiter friedlich da, obwohl es wirklich sehr heiß geworden war. Er versuchte, sich vorzustellen, daß er dort an seiner Stelle läge, unter der schwarzen Decke, mit gefalteten Händen, auf dem glühenden Sargboden, und daß sein Körper langsam geschmort würde und den schweren Geruch von verbranntem Fleisch ausströmte.

Er holte Luft und begriff, daß der Geruch wirklich da war.

»Er wird uns noch verbrennen!« rief Chescho, stürzte zum Ofen und faßte den Sarg an. Er ließ ihn aber sofort wieder los und schrie auf. »Ist der heiß«, stöhnte er und spuckte sich auf die Handflächen. Dann knöpfte er sein weißes Hemd auf und zog es aus, und sie sahen wieder die auf seine Schulter tätowierte Seejungfrau mit den ungewöhnlich großen Brüsten. Er legte das Hemd unter den Sarg und blickte die anderen an.

»Los«, forderte er sie auf. »Faßt an! Aber nicht mit bloßen Händen.«

Gotsche holte ein langes Stück Holz, von denen, die für den Ofen bestimmt waren, schob es unter den Sarg, packte es am freien Ende und sagte:

»Faß an!«

Sie hoben ihn hoch. Er und Gotsche vorn, Chescho und Meto hinten. Sie stellten ihn wieder auf den Tisch. Der Sarg war in der Mitte leicht nach innen gebogen und hob sich dort vom Tisch ab.

»Er ist verbeult!«

»Ob der Deckel noch passen wird?«

»Sicher, es ist nicht viel.«

Sie zündeten die Kerze wieder an und befestigten sie an der Tischecke, damit sie nicht im Weg war. Danach drehten sie Savas Leib auf den Bauch. Sein Rücken hatte keine ernstlichen Verbrennungen erlitten, nur die Decke war stellenweise versengt, besonders dort, wo die beiden Halbkugeln seines Hinterns waren, und die Hose ebenfalls, doch die Haut war so gut wie unversehrt. Sie ließen ihn eine Weile auf dem Bauch liegen, damit auch seine Vorderseite warm würde. Dann drehten sie ihn wieder in seine ursprüngliche Stellung zurück. Gotsche packte ihn am Kopf und drückte auf seinen Hals. Chescho stemmte sich gegen die Füße, stellte sich auf Zehenspitzen und drückte, gab es aber sofort wieder auf.

»Wir schaffen es gleich«, erklärte er. »Wartet!« Er ging nach vorn, faßte den Leichnam um die Brust und richtete ihn auf, so gut es ging.

»Halt mal!« forderte er Gotsche auf, dann zog er das weiße Hemd unter dem Sarg hervor und legte es dem Leichnam um die Schultern. »Auch wenn er nichts an hat, jetzt ist er wenigstens ein bißchen bedeckt. Später wird er sich dann schon allein anziehen. Vielleicht wird es ihm etwas zu eng sein, aber das ist nicht so schlimm, jetzt kann er sich wenigstens den Heiligen zeigen. Das Hemd ist sauber, auch wenn es nicht gebügelt ist. Seit seiner letzten Wäsche habe ich es nicht getragen. Zieh es an, wenn du möchtest«, sagte er und klopfte dem Toten auf die Schultern.

Ihm schien, als weinte Chescho, aber er konnte es nicht recht erken-

nen, weil der nun wieder nach hinten, zu den Füßen gegangen war und sie mit aller Kraft in den Sarg drückte.

Savas Knie waren jetzt leicht angewinkelt. Er sah aus wie ein kleines Kind, das die Beine unter der Decke angezogen hatte, weil es kalt war, vom Märchen seiner Mutter in den Schlaf gewiegt, von ihr sorgfältig zugedeckt, bevor sie das Zimmer verließ, jetzt würde sie warten, daß es aufwachte, um es erneut in die Arme zu nehmen. Seine Mutter war nicht da, und auch früher war nie von ihr die Rede gewesen. Die einzigen, die hier standen, waren sie, der Pöbel, Menschen mit fragwürdiger Vergangenheit und unbekannter Zukunft, zusammengedrängt wie Mäuse, die in die Falle gegangen waren, hergekommen, um die Falle selbst zuschnappen zu lassen.

»Wir müssen ihn zumachen! Es ist spät geworden«, ertönte Metos monotone Stimme. Er drehte sich um, seine verbrannte Seite wurde von der Kerze beleuchtet. Er weinte lautlos.

»Einen Moment«, mischte sich Gotsche ein und verließ den Raum hinkend.

Aus unerfindlichem Grund sah er auf einmal in der Flamme der Kerze, wie sein Sohn ihm entgegenlief, über einen Acker mit vielen roten Mohnblüten, mit ausgebreiteten Armen, den Blick auf die Sonne gerichtet. Er mußte ihn retten, bevor man auch über ihm den Deckel zugeschlagen hatte.

Gotsche kam zurück. Er hatte Tannenzweige in der Hand, einige davon legte er neben Savas Kopf, die anderen verstreute er über seinen Leib.

»Statt Blumen«, sagte er kurz.

Er müßte ihm ebenfalls etwas mitgeben, wenigstens ein Wort, das ihn anrühren oder ihm irgendwie von Nutzen sein könnte. Er hätte zumindest »Lebewohl!« sagen können und war fast bereit, es zu tun, als er eine Stimme sagen hörte:

»Laß ihn los!«

Der Deckel fiel auf den Sarg. Was blieb, war eine Erinnerung und ein ungesagtes »Lebewohl!«, das auf seiner Zungenspitze klebte. Der Tod war gegangen, das Leben war geblieben. Der strenge Greis Charon hatte die Seele des Verstorbenen bereits entführt, weit, weit flußabwärts auf dem trüben Wasser des Acheron, in das Reich der Toten.

»Verdammt noch mal!« fluchte jemand und blies die Kerze aus.

Aus dem Bulgarischen von Barbara Müller

Claudia Schmölders
Das Gesicht der Toten

Eine Erinnerung

Hamlet: So saht ihr kein Gesicht?
Horatio: Ja, doch, Herr; sein Visier war aufgeschlagen.
Hamlet: Ah; sah er finster drein?
Horatio: Es lag mehr Schmerz als Zorn in seiner Miene.

Nicht jeder abergläubische Mensch könnte Historiker werden, wohl aber mancher Historiker abergläubisch. So gibt es für die berühmte Erscheinung des Vaters im *Hamlet* ein merkwürdiges historisches Echo. Mehr als dreihundert Jahre später, im September 1930, beschreibt Arnold Zweig im Brief an Sigmund Freud folgendes Erlebnis:

»Mein rechtes Auge spielt mir jetzt einen Streich, den ich Ihnen, dem Psychologen, nicht vorenthalten darf. Vorausschicken muß ich, daß das Flüssigkeitsbläschen in der Netzhaut beim Akt des Sehens in die Welt hinausprojeziert wird, wie durch eine Kamera, so daß ich im Zentrum des Sehfeldes eine trübe, runde, ziemlich undurchsichtige Gallerte sehe... Seit Mitte Mai nun erscheinen auf dieser mittleren graugelben Helligkeit Fratzen, bei Tag und Nacht... Während der ersten Monate waren es Judenfratzen. Alle Typen von jüdischen Gesichtern spielte das Auge mir vor. Danach waren es hauptsächlich Gesichter von liegenden Männern, vom Kinn her gesehen, mit geschlossenen Augen, von Toten also. Tageweise verwandelten sie sich in verwesende, zerbröckelnde Gesichter, dann wieder in Totenschädel... Sie können sich denken, wie sehr diese Erscheinung mich belästigt, aber auch interessiert... Meine Erklärung dieses optischen Phänomens... ist freilich zu zwei Dritteln am Mann im Mond orientiert... Das letzte Drittel spreche ich noch nicht aus, da ich seiner noch nicht sicher bin, aber es könnte sehr sein, daß hinter diesen immer neuen toten Gesichtern Schuldgefühle meinem Vater und meinem Schwiegervater gegenüber mitspielen, ungelöste Bindungen, die ich erst einmal analytisch betrachten will, ehe ich weiter berichte.«[1]

Wie gesagt, wir schreiben September 1930. Ein Jahr zuvor war Freuds Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* erschienen, mit ausführlicher Erörterung des Schuldgefühls, der Errichtung von Überich und Gewissen auf der Basis des Ödipus-Komplexes. Arnold Zweig, großer und kindlicher Verehrer Freuds, bringt es hier fertig, mit seiner Schilderung eine Art psychoanalytisches *setting* für seinen Korrespondenten einzurichten. Aber er übersetzt psychoanalytische Theorie in Physiognomik und damit gewissermaßen in Soziologie. Denn weder sind seine Einbildungen wirklich Träume für den Analytiker, noch bedenkliche Halluzinationen für den Psychiater – nein: blanke, aber folgerichtige Projektion auf die »trübe Gallerte«. Die Galerie im Auge des Patienten, ein Ding zwischen Malerei und Stammesgedächtnis, erscheint nämlich kei-

neswegs zufällig. Schon 1920 hatte Zweig ein engagiertes Buch *Das ostjüdische Antlitz* veröffentlicht, mit Zeichnungen von Hermann Struck und poetischen Verklärungen physiognomischer Art. Zehn Jahre später hatte die Physiognomik in Deutschland eine ganze Flut von (nicht nur rassistischer) Literatur produziert. 1927 erschien eine Sammlung von Totenmasken mit einer Einleitung des Psychiaters Hans W. Gruhle, der sich zwar alle physiognomische Spekulation verbat, aber die zugehörigen Affekte nicht ausschließen mochte. Zweigs Halluzination lag jedenfalls ganz im Trend. Wie zu erwarten, stimmte Freud in seiner Antwort auf Zweigs Brief dessen Deutung zu; schließlich war es ja seine eigene.

Nun könnte man ein derart konstruiertes Gebilde wie diese Halluzinationsgeschichte zwischen Traum, Zeitgeist, Symptom und Ergebenheitsadresse in ihrem heimischen Kontext liegenlassen, hätte sie nicht in einem anderen, damals noch unsichtbaren historischen Ablauf eine geradezu unheimliche Prägnanz. Ein Rückblick ist also angesagt.

Seit geraumer Zeit spricht und denkt man wieder *schön* vom Tod. Man fotografiert und malt schöne Tote und Tote schön. Die Erotik der Grabplastik wird entdeckt, die Ästhetik von Todesposen. Ein junger Fotograf aus Thüringen brachte es 1989 fertig, in der Berliner Charité Leichen zu fotografieren: wunderbare Bilder namenlos schlafender, unverstümmelter Gesichter.[2] Trotzdem hielt er sie, ihren Ausdruck, für »grausam« – weil man sich diesem (ästhetischen) Eindruck nicht entziehen könne. Aber nennen wir das wirklich grausam? Umgekehrt kommentierte ein Philosoph im selben Jahr Bilder von grausam zugerichteten Leichen lehrerhaft fasziniert:

»Körper heißt schon vom Wortsinn her Leiche. (Das ist bei Grimm nachzulesen.) Aber indem der Maler eintaucht in die Schrecken eines antwortlosen Universums, konfrontiert mit der vollendeten Gewalt eines absolut sinnlosen Todes, findet er überraschenderweise seine lebendige Kraft wieder ... Leiche als Bild heißt Kunst als Blöße, heißt Rettung des Körpers und des Raumes in einer riskanten Zeitgestalt, in einem ›nahkampfgesättigten‹ Bild, das chockartig den Fluß der linearen Zeit unterbricht. Was Katastrophe genannt wird, ist nichts anderes als diese Unterbrechung.«[3]

Wirklich nicht? Die Phasen, in denen wir mit den entsetzlichen Leichenbildern der Weltkriege, aus Auschwitz und Hiroshima moralisch konfrontierbar waren, sind scheint's vorbei. Nichts gegen das Schöne – aber hier ist wohl doch eine Konfusion im Gange, eine Verwirrung der Gefühle. Und das nicht ohne Anlaß; die Wahrnehmung ist zeitgenössisch dekonstruiert. Schon das Gesicht an sich ist ja inzwischen zum Rohstoff der medialen Industrie verkommen, egal ob häßlich oder schön. Die ausgemergelten Sterbenden und Toten aus Somalia, die bestialisch Zugerich-

teten aus Jugoslawien jedenfalls sind uns nur Gegenwart im Bild-Schirm. Selten hat das Wort »Schirm« so makaber gepaßt.

Die unfreiwilligen Mitstifter dieser Wende im kulturellen Sektor haben vielleicht die Namen Bataille, Mühl oder Nitsch – vielleicht aber heißen sie auch Philippe Ariès und, in einem ganz anderen Genre, Elisabeth Kübler-Ross. Der eine, Ariès, hat mit seiner wahrhaft monumentalen *Geschichte des Todes* (deutsch 1982) im Abendland das Bild des sanften Todes bis zur Säkularisation im 19. und 20. Jahrhundert gezeichnet. Ein prachtvoller Bildband (1984) von Grabstätten, Plastiken und Gemälden machte anschaulich, was zuvor nur erzählt blieb. »Der gezähmte Tod«, der »ruhende Tote« (gisant), der Tote im Schutz von Kultur und Familie: so sieht der Historiker sehnsüchtig zurück. Er vergleicht das Vergangene mit der Gegenwart. Nicht mit der des Krieges, nein, mit dem modernen Alltag, dem heute fehlenden Kult, der heute verschwundenen Familie und dem heute einzig übriggebliebenen Medikal-Apparat.

Von ebendieser Situation aber sprechen die Bücher der Schweizer Psychologin Kübler-Ross aus den USA. Seit den siebziger Jahren erscheinen ihre mitfühlend schaulüsternen »Interviews mit Sterbenden« in hohen Auflagen. Die Kranken erzählten von ihren Ängsten, vom Verhalten ihrer Mitmenschen, aber auch vom Blick ins Jenseits. Sie machten, trotz allem, Hoffnung auf ein Leben nach dem Tode: »Der Tod, mein schönstes Erlebnis« wurde titelfähig.

Beide Beiträge, der besänftigende von Ariès und der skandalierende von Kübler-Ross, waren »Thanatos-Psychologie«, mit einem nicht zu entsorgenden Rest an Mythologie. Und können wir wirklich Tote je anders wahrnehmen? Hat Norbert Elias, der an Ariès Schönfärberei beklagt, recht mit der Annahme, wir müßten nur die Einfachheit des Sterbens lernen und den Tod mit etwas Familien- und Freundschaftssinn einander erleichtern?[4] Schwer zu sagen. Die Geschichte des Todes zeigt doch eine so überwältigende Kult- und Kulturseite, erzählt von so tiefsitzenden Ängsten und Brutalitäten, daß man sich eher fragt, wohin diese Geister wohl verschwunden sein mögen, und ob wir wirklich so nüchtern geworden sind, werden können. Immerhin erschien 1977 Erich Fromms böse Analyse der modernen Gesellschaft als einer völlig nekrophilen. Liest man dazu das erschreckende Buch von Thomas H. Macho (*Todesmetaphern,* 1989), läßt man sich ein auf dessen bis zur Sinnlosigkeit angewandte Verelendungstheorie (wir müßten »unsere Nekrophilie bis zur Unerträglichkeit steigern ... erst *bewußte Nekrophilie* ermöglicht, sich selbst sogar als die Leiche zu lieben, die wir mitunter (!) verkörpern müssen ...«), dann weiß man, wo die Ängste geblieben sind. Vielleicht

geht es aber überhaupt nur noch um Tod und Überleben einer hypertrophierenden Spezies?

Das »Gesicht der Toten« jedenfalls steht, als Objekt unserer Wahrnehmung, wie ein letzter Wink des In-Dividuums am Ende einer längeren Geschichte, die mit dem *ganzen* Körper anfing:

»Das Totenhemd war tadellos angepaßt. Eine frische Gardenie steckte im Knopfloch, und eine andere zwischen den Fingern. Das Haar war schneeweiß und von der Stirn bis zum Hinterkopf durch einen geraden Scheitel geteilt. Die Kopfhaut schien hindurch, farblos und glatt, als sähe man bereits den nackten, ewigen Schädel. Die vollkommene Stille war erregender als jede noch so heftige Bewegung. Der Körper sah jetzt, wo Geist und Beweglichkeit ihn verlassen hatten, weit kleiner aus als zu Lebzeiten. Und das Gesicht, das seine blinden Augen auf ihn richtete, – das Gesicht war einfach grauenhaft: zeitlos alt wie eine Schildkröte und genauso unmenschlich: eine gemalte und schmunzelnd obszöne Travestie.« (*Tod in Hollywood*, 1952)

Das amerikanische Zerrbild einer kosmetischen Mumifizierung, von Evelyn Waugh zu Beginn der fünfziger Jahre unvergleichlich parodiert, hält noch widersinnig fest, was einmal die Regel war, wenigstens in herrscherlichen Kreisen. Die Kulturgeschichte berichtet, wie man die Toten körperlich repräsentiert hat: sei's durch Mumifizierung und Mumienporträts wie im alten Ägypten, sei's durch die kunstvolle Herstellung von Tonfiguren wie beim Ersten chinesischen Kaiser, sei's durch die Anfertigung von Wachsfiguren, den sog. Effigies, wie im alten Rom und später in Europa.

Diese hochrangigen Ganzkörperfiguren, diese »stellvertretenden Bildnisse von oben« besaßen auch ein Komplement »von unten«, in den Figuren von Straftätern nämlich, die in absentia verurteilt und bestraft wurden; die Bücherverbrennung ist das modernste, wenn auch nicht letzte Beispiel. Die *königlichen* »Mannequins« jedenfalls wurden zeremoniell behandelt; man spielte an ihnen das Sterben, aber auch das Überleben des sozialen Rangs nach und führte sie nach ihrem »Tod« durch die Stadt, um sie beizusetzen. In vielen Fällen blieben sie als Grab-Plastik erhalten.[5]

Eine der letzten Effigies galt eigentümlicherweise Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1740). Obgleich er mit seinem Tod »keine Façon« gemacht haben wollte, erhielt die Puppe im Stadtschloß zu Potsdam ihre obligate Scheinbeisetzung. Von da an wurden auch in deutschen Königshäusern nur noch Toten-Masken vom Gesicht genommen.

Dieser Übergang von der Puppe zur Maske war durch zwei Figuren des 18. Jahrhunderts bezeichnet, einen Mann und eine Frau – sozusagen die Ahnen von Ariès und Kübler-Ross. Der Mann hieß Lessing. Ihm, der schon 1769 die Frage »Wie die Alten den Tod gebildet« ganz im Sinne von Ariès beantwortet hatte (sanft, als Bruder des Schlafes), ihm also

wurde als erstem *Bürgerlichen* in Deutschland eine Totenmaske von Freunden gefertigt, und zwar am 16. Februar 1781.

Während Lessing die Bühne verließ, trat Marie Grassholz oder Grosholtz auf: Tochter einer bekannten Scharfrichterfamilie und besser bekannt unter dem Namen Tussaud. *Sie* nahm angeblich den meisten toten Revolutionären in Paris Masken ab, um sie später in ihrem »Cabinet d'horreurs« auszustellen. Darunter Marat, Robespierre, vielleicht sogar Rousseau.[6] In Lebensgröße aufgestellt, erhielt sich die Effigies als Panoptikumsfigur. Eine schlagartige Säkularisation also, wenn man vom bekannten erotischen Eigenleben der »stellvertretenden Bildnisse« von Pygmalion bis zu Kokoschkas Puppe der geliebten Alma Mahler absehen will.

Die Toten*maske* als Gattung der bildenden Kunst steht sonderbar zwischen den Traditionen. Jahrtausendelang nicht mehr als ein Hilfsmittel zur Herstellung von Porträts, Büsten und Effigies, tritt sie jetzt eigenständig vor: als einzige Bildgattung, die grundsätzlich nicht *selbstbildfähig* ist. Sie ist, mit andern Worten, ein sehr spezielles »stellvertretendes Bildnis«: keines »von oben«, keines »von unten«, wohl aber sozusagen eines »von vorn«, zur Spiegelung des Betrachters mehr als geeignet. Man könnte sie als *Effigies* des Selbstbildes bezeichnen, – auch und gerade, weil diese Gesichter zwar durch die Maske geschützt und nicht etwa weggetäuscht, aber doch nackt aussehen, ausgesprochen kontextlos und daher kontextfähig. Die Totenmaske vereint Kaiser und Könige, Bürger und Revolutionäre zu einer zwar ganz verschiedenen, aber doch klassenlosen Gesellschaft; zu einer Familie schlafender, erschöpft oder sanft, selbst glücklich wirkender Gesichter. Und es war nicht erst die stark geschönte Maske Napoleons, die diesen Eindruck erzeugt hat. Viele Berichte bestätigen bis heute, was Lavater, der Stammvater der neueren Physiognomik, aus realer Anschauung fand:

»Bey einigen Sterbenden, die nichts weniger als einen edlen, großen oder erhabnen Charakter in ihrem Leben gehabt hatten, hab' ich einige Stunden vor ihrem Tode, bey einigen bloß einige Augenblicke vorher, – (die eine war im Delirio) – eine unaussprechliche Veredlung ihrer Physiognomie wahrgenommen! Man sah einen neuen Menschen vor sich! Colorit und Zeichnung und Grazie – alles neu – alles morgenröthlicht! himmlisch!«[7]

Aber es dauerte mehr als hundert Jahre, bis diese sanfte und entblößte Gesellschaft im Gesicht der Toten wirklich zu kulturellem Bewußtsein kam. Zwar machte im 19. Jahrhundert das Porträt, das gemalte und vor allem auch das fotografische, Epoche. Beide Bildkünste teilten sich ihr Objekt nach den zwei Formen des Gedenkens: Erinnerung und Gedächtnis; aber beides galt dem Porträt der Lebenden. Daß die Gesichtsmaske der Toten zwar naturalistisch dem Gedächtnis dient, macht aus ihr

trotzdem kein dreidimensionales Foto. Andererseits ist, laut Goethe, der Tod auch bloß »ein mittelmäßiger Porträtmaler«. Er kennt nur ein Gesicht. Damals wie heute mußte die Maske schnell genommen werden, damit die Gesichter nicht verfallen. »Nur richtig behandeln muß man die Toten!« schrieb Georg Kolbe, Spezialist in den zwanziger Jahren, unfreiwillig komisch. »Hilflos liegen sie da und ein wundersam gefügiges Wesen sind sie vor der Erstarrung... Eine große Schale Gips, suppendünn über das Antlitz gelöffelt, wenige Millimeter dick – dann ein Faden über die Stirnmitte, Nasenrücken, Mund und Kinn gelegt...«[8]

Der Leiche näher als dem Bild, stand die Maske folglich auch andern Wissenszweigen näher als der Bildkunst, etwa der Anatomie. Auch von Verbrechern wurden gegen Ende des Jahrhunderts Masken abgenommen, aus Gründen, die sich ästhetisch nicht erklären lassen. Wohl aber anders.

Physiognomisch gesprochen war das 19. Jahrhundert ein Ort der Schrekken und Häßlichkeiten. 1805 eröffnete die Tussaud ihr Schreckenskabinett in London; Géricault malte guillotinierte Köpfe und zerstückelte Körper; wenig später nutzte Edgar Allen Poe das Schauerthema der scheintoten Frau für seine Horror-Stories. Baudelaire bedichtete die Pariser Morgue, das Leichenschauhaus, das in Deutschland erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg bei Rilke, Heym und Gottfried Benn eine drohende Präsenz erhielt. Um 1850 verfaßte der Hegelianer Karl Rosenkranz seine *Ästhetik des Häßlichen*, die das Ekelhafte des Todes gleichsam offiziell ins Bewußtsein hob; und Flaubert schließlich ließ etwa um dieselbe Zeit seine Emma Bovary sterben: entstellt, bläulich verfärbt und braunfleckig. Wie in einem Brennspiegel konzentrierten sich dann die Motive in der wohl berühmtesten Novelle zum Thema: im *Tod des Iwan Iljitsch* (1884-86) von Tolstoi. Psychogramm eines Todeskampfes, Soziogramm einer wenig einnehmenden Gesellschaft und trotzdem – Miniatur des Kultischen:

»Der Tote lag da, wie Tote immer liegen, besonders schwer, leichenhaft, mit seinen erstarrten Gliedern im Sarge versinkend, den für alle Zeit geneigten Kopf auf dem Kissen, und streckte, wie das die Toten immer tun, die wachsgelbe Stirn mit den kahlen Stellen auf den eingesunkenen Schläfen und die spitze Nase vor, die auf die Oberlippe zu drücken schien. Er hatte sich sehr verändert, war noch mehr abgemagert, seit Pjotr Iwanowitsch ihn zuletzt gesehen hatte, aber, wie bei allen Toten, war sein Gesicht schöner, vor allem bedeutender, als es bei Lebzeiten gewesen war. Auf dem Gesicht lag ein Ausdruck, als wäre getan, was getan werden mußte, und zwar richtig getan. Außerdem lag in diesem Ausdruck noch ein Vorwurf oder eine Mahnung an die Lebenden.«

Während nun in der Literatur die Kategorie des »schönen Endes« sich allmählich auflöste, wütete in den Wissenschaften der Zeit ein unterirdi-

scher Leichenkult. Seine Altäre hießen: Anthropologie, Phrenologie, Ägyptologie. Was im 19. Jahrhundert mit den Entdeckungen der pharaonischen Gräber und den Mumien geschah, spottet jeder Beschreibung. Der amerikanische Papierfabrikant, der sich tonnenweise Mumien schikken ließ, um daraus Packpapier (!) zu fertigen, ist nur *ein* Exempel. Genauso grotesk mutet uns heute die Kopfjagd der Phrenologen an. Diese Wissenschaft, erfunden um 1800 vom sonst durchaus nicht unseriösen Neuroanatomen Franz Gall, versuchte den Charakter aus der Schädeldecke zu raten. Den Interessen Galls, die in Europa und den USA leidenschaftliche Anhänger fanden, verdanken wir die Lebendmaske von Goethe (der sich zeitlebens eine Totenmaske verbat) und die Totenmaske Schillers.

Nicht einfach bloß den Charakter, sondern gleich »die Natur« des Menschen bewiesen die Anthropologen der Zeit am Leitfaden der vergleichenden Schädelkunde. Es ging um die Dauerdifferenz zwischen Tier und Mensch, Schwarz und Weiß, Mann und Frau, Bürger und Verbrecher. Die Grundbegriffe des wissenschaftlichen Rassismus wurden *hier* eingeübt; die Frage nach der (überlebenswerten) Gattung *hier* präzisiert. Viele Exponenten besaßen große Schädelsammlungen: so Friedrich Blumenbach, Carl Gustav Carus. Niemand, der sich in dieser Runde über Schädel beugte, war von des Gedankens Blässe angekränkelt, mit der ein Hamlet den Schädel seines geliebten Lehrers Yorick zu beleben suchte. Im Gegenteil: der Tod schaffte das factum brutum, das als wissenschaftliches Faktum einzig brauchbar war. Schädel lassen sich messen – Messen ist Wissenschaft.

Aber auch die Philosophie der Zeit, jedenfalls in Deutschland, fürchtete den Tod zum Fürchten wenig. Die Romantiker hoben die Angst davor in der Hochzeit mit der Liebe auf. Schopenhauer sinnierte vergnügt, daß der Natur unser Tod gleichgültig sei, wir selbst aber Teil der Natur seien; Nietzsche hielt den Tod für das Banalste, was einem – außer der Geburt – zustoßen könne. Selbst Stifter überkam angesichts der Leichen in den Wiener Katakomben »innigste Unsterblichkeitsüberzeugung«. 1882 bewies Adolf Weismann, daß wir zellmäßig überhaupt nicht sterben. Kierkegaards *Krankheit zum Tode* – ein Spielverderber.

Was diese Dichter und Denker kraft ihrer Fragestellung verdrängten, war nicht nur die Tatsache des Todes überhaupt, sondern die Angst *da*vor wie vor dem Miterleben anderer Tode. Fritz Mauthner urteilt um 1911 über frühere Zeiten lakonisch: »die Familienmitglieder starben, die Fremden, die Feinde krepierten«. Furcht und Trauer: beides schien sowenig wissenschaftskompatibel wie die kultische Essenz der Ahnenverehrung, das Gedenken. Wohl am komischsten hat dies letztere der Darwinismus des 19. Jahrhunderts vertrieben. Den Affen sich als Ahn-

herrn des Menschen vorzustellen – solche Kränkung ließ die religiöse und gebräuchliche Projektion der sozialen Hierarchie auf eine Zeitachse nicht mehr zu. Es gab keine großartigen Stammväter oder -mütter mehr. Und ist es Zufall, was uns die Anthropologie heute zumutet: die gemeine Hyäne, ein Leichenfresser, sei unser Verhaltens-Urahn? Der Mensch jedenfalls hatte – sein Gesicht verloren; der Familienroman der Neurotiker konnte beginnen. Und eben den Bedarf befriedigte die gleichzeitige Archäologie.

So nachzulesen in einem der raffiniertesten Kommentare zum »Gesicht der Toten«: im Roman *Frau Jenny Treibel* (1889) von Theodor Fontane, einer sozialpsychologischen Studie über Rangordnung und Liebe. Hier darf der junge, arme, stammbaumlose Archäologe Marcel im Gefolge Heinrich Schliemanns nach seinen (Bildungs)-Ahnen graben, in der Hoffnung auf einen Fund wie die Goldmasken aus dem Schatz des Priamos, die sein Schwiegervater kommentiert:

»Ich bin sicher, wir haben da ganz was Besonderes, so das recht Eigentlichste. Jeder beliebige kann doch nicht bei seiner Bestattung eine Goldmaske getragen haben, doch immer nur die Fürsten... wenn ich mir... vorstelle, daß diese Goldmasken genau nach dem Gesicht geformt wurden, gerade wie wir jetzt eine Gips- oder Wachsmaske formen, so hüpft mir das Herz bei der doch mindestens zulässigen Idee, daß *dies* hier... das Gesicht des Atreus ist oder seines Vaters oder seines Onkels...«

Später ahnt der alte Schmidt, daß er die Maske des Ägisth vor sich hat, zwar also den Mörder des Agamemnon, aber doch den Gatten der Klytämnestra, und daß überhaupt »die ganze Mordaffäre mehr oder weniger etwas Internes, sozusagen eine reine Familienangelegenheit gewesen sei, wodurch die nach außen hin auf Volk und Staat berechnete Beisetzungs- und Zeremonialfrage nicht eigentlich berührt werden könne«.

So korrumpieren sich im literarischen *setting* die Kritik an der Physiognomik und der Hang zum Ahnenkult gegenseitig. Die goldene Miene des Mörders müßte ihre Verehrung Lügen strafen, tut es aber nicht, weil sie seine *Stellung* repräsentiert: das »recht Eigentlichste«. Aus der Totenmaske ist unversehens eine Rollenmaske geworden – also das Gegenteil der ersten, die wir ja nicht mehr wechseln können.

Das alles spielt in dem Jahrzehnt, in dem der belgische Maler James Ensor todbesessen und ausgestoßen seine Maskenbilder malte, und der Pariser Polizeichef Bertillon das Fahndungsfoto für Verbrecher erfand. Gesichter also von Leuten, die den sozialen Tod gestorben waren; Außenseitern, »Affen« seit Cesare Lombroso, dem Vater der Kriminalanthropologie.

Was dem Aristokraten billig, dem Bürger aber teuer war, sollte dem Kleinbürger recht sein. Die peinliche Suche nach dem »Affen« im

Stammbaum war im beginnenden 20. Jahrhundert kein Thema mehr, oder, wenn man will, ausschließlich Thema. Während mit und nach dem Ersten Weltkrieg die rassistischen Ideologen ihren arischen Ahnenkult aufzogen, verendete der bürgerliche. Wenn auch nicht schlagartig. Noch gab es in Kunstakademien, medizinischen Instituten und privaten Sammlungen das Erbe des anthropologischen und phrenologischen Aberglaubens: Schädel und Totenmasken berühmter und berüchtigter Menschen aus aller Welt. Das schon erwähnte Masken-Bilder-Buch von Langer-Gruhle fußte darauf, aber auch die große Präsentation von Ernst Benkard: *Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken*, von Heinrich dem Vierten bis zur »Inconnue de la Seine«, mit sorgfältiger kunsthistorischer Einführung und kleinen Biographien zu Person und Maske. Das Buch erschien in Berlin 1926, knapp vor Heideggers *Sein und Zeit*, dem ersten deutschen Versuch über den Tod als Existential – der freilich wieder ganz egoistisch nur vom eigenen Tod handelte, nicht von dem des Nächsten oder gar Ahnen. Es war die erste Sammlung dieser Art, eigentlich eine Galerie, und sie zeigte – völlig anachronistisch – eine sanfte und entblößte Gesellschaft von Toten: klassenlos, würdevoll, im Ethos von Aufklärung und Revolution:

»Der heilsame Skeptizismus des 18. Jahrhunderts löste die europäische Menschheit aus magischer Verstrickung, die den letzten Rest des Mittelalters trotz Renaissance und auf Grund des Barock darstellte. Aber zu der kristallklaren Atmosphäre der Aufklärung gesellt sich bereits gegen das Ende des Jahrhunderts eine zarte Aura früher Romantik, und dieser bürgerlichen Stimmung, glaube ich, gehört auch die fast genreartige Betrachtung des Todes und der Toten. Das Historienbild mit seinem blendenden formalen Prunk verblaßt – die Innigkeit der Beziehung von Mensch zu Mensch läßt ihre neue Melodie ertönen: liberté, égalité, fraternité.«

Nur zwei Jahre später folgte dieser Galerie eine kleine Imitation, sozusagen eine Volksausgabe, durch den Kulturhistoriker Egon Friedell: *Das letzte Gesicht* (1929) heißt es jetzt, als gäbe es ein vorletztes. Die Ästhetisierung geht einen Schritt weiter. Man erfährt nur noch wenig über die Geschichte von Kunstform und Person und Maskenschicksal. Von Intimität und Brüderlichkeit ist nicht mehr die Rede. Statt dessen diktiert ein versteckter Fontaneblick die Wahrnehmung. Den stärksten Eindruck macht Friedell nämlich die Totenmaske eines – Schauspielers:

»In meinem Arbeitszimmer hängt die Totenmaske von Josef Kainz ... Wie das Meer am Schiffskiel sich unaufhörlich anders färbt, bald orange oder fleischrosa, bald purpurrot oder glasblau und dann wieder milchweiß, giftgrün, schwefelgelb oder lackschwarz: so wechselt dieses Antlitz fortwährend auf geheimnisvolle Weise seinen Ausdruck; bisweilen sieht es aus wie der Porträtkopf eines römischen Cäsars: listig, lasterhaft und degeneriert, und gleich darauf wie das Bild eines verzückten Heiligen ... und in manchen Augenblicken ist es nichts, gar nichts als eine leere, ausdruckslose Gipshülle.«

Das »Wesen« eines Schauspielers ans »Wesen« einer Totenmaske zu binden, verrät das soziologische Dilemma, aus dem schließlich die »leere, ausdruckslose Gipshülle« wie eine Erlösung führen muß. Mag sein, daß diesem Autor dämmerte, wieviel Projektion in unseren Deutungen von Gesichtern steckt, zumal dann, wenn uns ihre Geschichte nicht mehr interessiert. Gewiß ist, daß der Tausch von Toten- und Rollenmaske wie jede Ästhetisierung mehr über den Geltungsverlust der Toten als über die Phantasie der Lebenden sagt. Wo einer etwas gilt oder galt, und sei's auch kriminell, sieht der Überlebende keine Rollenmaske:

»Lenins Gesicht«, schrieb Joseph Roth 1924, »ist vom Tod nicht verändert. Es ist das Angesicht eines Schlafenden, der auch in der Ruhe nicht entspannt ist: wie einer, dessen Traum Fortsetzung des Tages ist. Es ist nicht die metaphysische Verklärtheit, wie sie etwa die Totenmaske Goethes zeigt. Der große irdische Wille war stärker als die große Wandlung. In diesem toten mächtigen Schädel scheint noch immer ein prüfendes Gehirn vorhanden zu sein, das die großartige Propagandawirkung des eigenen Todes kritisch überwacht. Dem Diesseits mehr zugewandt als dem Jenseits, ist Lenins Antlitz das eines Toten, der nicht gesonnen ist, ewigen Gesetzen gehorsam, einen endgültigen Abschied zu nehmen; also die Übermacht eines revolutionären Trotzes über die Unerbittlichkeit der Natur gleichsam illustrierend ...«[9]

Dreißig Jahre nach Friedells Buch erschien wieder eine Galerie von Toten-Gesichtern, *Das letzte Antlitz* (1959), zusammengestellt von Max Picard, einem frommen Autor und eigentlich gedankenvollen Physiognomiker. Aber hier gibt es nähere Hinweise weder zur Person noch zur Maske. Nur noch die Namen und ein paar physiognomische Aperçus garnieren das Tableau. »Das letzte Antlitz« ist jetzt definitiv nicht mehr Sache des gedenkbaren Individuums. Es verrät dem Betrachter zwar irgendein »Mehr«, aber man kann darüber offenbar nur noch faseln. »Ein Neues ist durch den Tod hinzugekommen, das Mehr... Was ist das Mehr? Dies: in jedem Ding der Schöpfung ist mehr als es braucht, um so zu sein wie es ist.« Erst die religiöse Spekulation erledigt scheint's das Individuum wirklich. Der unbedeutende Mensch ohne Eigenschaften erscheint im Bild, schwach beleuchtet von einem fernen Heiligenschein: »Die unbedeutenden Gesichter der Lebenden und der Toten: wer weiß, ob sie nicht so unbedeutend ausschauen und es wahrscheinlich auch sind, damit vielleicht ein Über-Menschliches unverändert durch sie hindurchgehen konnte?«

Aber Picard beginnt nur einzulösen, was in den beiden Galerien von Benkard und Friedell am Schluß angedeutet wird. Beide Sammler haben ans Ende ihres Buches die Maske jener jungen Toten aus der Seine gesetzt, die in der Morgue unter dem »Namen« der *Inconnue de la Seine* geführt wurde. Eine junge Frau, die sich ertränkt hatte und aus unbekannten, vielleicht ästhetischen Gründen einen Abdruck erhielt. Für die

Sammlungen ein effektvoller Abschluß, weil auf den beliebten erotischen Topos von der schönen Wasserleiche verweisend, die seit dem 19. Jahrhundert Mode machte. Effektvoll, aber doch auch ganz gegenläufig zu den Absichten der Galeristen! Oder nicht? Dieses Mädchen aus der Seine: namenlos, unbedeutend, tot – aber anmutig, »bedeutete« ja die Negation des ganz überwiegend männlichen Galeriebetriebs. Keine Gold-, keine Rollenmaske, kein Ahnenkult, keine Stammbaumfrage, kein Identitätsproblem. Dieses Gesicht ist nackter als alle andern, denn es gibt kein um- oder verkleidendes Wissen über sie; und trotzdem wirkt es wie der Vorschein eines Aperçus, mit dem Roland Barthes in den siebziger Jahren ausgerechnet die japanische Schmink-Technik rühmte: »Ein Gesicht vorstellen, herstellen, das nicht undurchdringlich oder unsinnlich (auch das wäre noch Sinn), sondern wie aus dem Wasser gezogen, vom Sinn reingewaschen ist, das ist eine Art, dem Tod zu begegnen.« Mehr als die andern Masken rückt diese »unbekannte Größe« den Totenabdruck endlich in jene künstlerische Umgebung, in die er wohl seit Lessing auch gehört: in den Kontext des Stillebens, der »nature morte«. Aber was für einer »nature morte«?

Acht Jahre nach Picard erhob der greise Karl Jaspers seine Donnerstimme im Chor der Maskendeuter. Sein Kommentar erschien, zusammen mit einem Nachwort von Karl-Heinz Schrey, 1967 als Vorrede zu einem Fotoband von Fritz Eschen und wischte empört jede Art Deutung von diesen Gesichtern weg. »Mir ist noch keine Totenmaske bekannt geworden, die sie [die Physiognomik] zum Sichtbarwerden des Verstorbenen wesentlich aufgeschlossen hätte.« Das Buch hieß jetzt nur noch *Das letzte Porträt*; tote Gesichter, schrieb Jaspers, hätten kein »Wesen«; wir sähen vielmehr nur den Anfang von Ver-Wesung. »Kein Lebensvorgang, kein Seelenvorgang findet statt, sondern der physische Zerstörungsprozeß...« Das Buch natürlich präsentiert annähernd dieselben Köpfe wie die andern Sammlungen. Nur: Die schöne Unbekannte fehlt – ja, ihr gilt der besondere Zorn beider Kommentatoren. Doch wirkten sie eigentlich nur wie enttäuschte Liebhaber. Schrey schrieb: »Die Maske der Inconnue de la Seine wurde durch zahllose Reproduktionen zum Nippes degradiert, und der Versuch von Werner Achelis, eine ganze Weltdeutung auf die Maske zu gründen, geriet zum Denkmal monomanischen Unsinns...«

Das stimmte allerdings. Achelis, ein ungetreuer Schüler der Psychoanalyse und Abteilungsleiter am Deutschen Institut für psychologische Forschung und Psychotherapie, betrat die dreißiger Jahre mit einer intellektuellen Ausgeburt unter dem bescheidenen Titel *Principia Mundi. Versuch einer Auslegung des Wesens der Welt* (1930). Die schöne Wasserleiche zierte im Profil den Umschlag und als Ideologie die Ein-

führung. Mit ihrer Hilfe widersprach der Autor Sigmund Freuds so dankenswerter Unterscheidung zwischen Eros und Thanatos; das tote Mädchen zeige, zumal mit seinem Mona-Lisa-Lächeln, daß beides eins sei. Das war freilich sehr deutsch gedacht, bedenkt man den Kult um Tristan und Isolde.

Nur zu verständlich also, daß man – ein Jahr vor »68« – sich von diesem Sinn »reinwaschen« wollte! Und trotzdem scheint es, als habe wenn auch nicht die Leiche, so doch der Fluß dazu das Buch von Jaspers ganz besonders heimgesucht. Der Fluß heißt jetzt nur »Lethe«. Diese »letzten Porträts« kurz vor der Verwesung haben selbst diesen Namen kaum verdient. Es gibt außer den nackten Lebensdaten keine biographischen und affektiven Notizen mehr. Geblieben ist ein – Lichtspiel, eine Art Film. »Dieselbe Maske«, beobachtet Jaspers sehr richtig, »erscheint durch die Photographie erstaunlich vielfältig.« Das hatte allerdings Friedell schon ohne Foto an seinem Josef Kainz entdeckt.

Der Übergang religiöser, wissenschaftlicher Pragmata ins Ästhetische zeigt gewöhnlich einen Funktionsverlust an. Das Gesicht der Toten »vom Sinn reinwaschen« heißt doch: absehen von jenem Pragma, dem die Maske nicht weniger dient als die Leiche selbst: dem *Gedächtnis dieses Menschen mit einem Namen und einer Geschichte*. Aber gibt es dazu noch eine Kultur, wenn schon keinen Kult? Totenmasken werden nicht mehr aufbewahrt. Das ätherische Porträt, die Fotografie der Lebenden verdrängt die krude Materialität des Abhubs. Und fast scheint es, als hätten heute ausgerechnet selbstbildbesessene Maler wie Arnulf Rainer und Horst Janssen alle Energie der facialen Erinnerung an Tote oder Sterbende an sich gezogen. Die sechste, bisher modernste Galerie von fotografierten Leichen*gesichtern* aus der Berliner Charité (1989) bedeutet jedenfalls das Ende der Entsinnung. Der Zugriff aufs Gesicht ohne schützende Maske macht einen peinlichen, fast obszönen Eindruck. Wie um davon abzulenken, heißt das Buch jetzt auch nur noch *Der Ewige Schlaf*, nicht mehr »Das ewige Antlitz« (1927) oder »Das letzte Gesicht« (1929) oder »Das letzte Antlitz« (1959) oder »Das letzte Porträt« (1967). Nein, das »Gesicht« hat sich fremdsprachig in den Untertitel verzogen und dort eine eher scheußliche Konnotation aus dem deutschsprachigen Gebrauch dieses Wortes angenommen, jedenfalls ihn nicht abgewiesen: »Visages de Morts«. Diese Toten sind namen- und geschichtslos geworden, zum Vergessen präpariert.

Spätestens von hier aus wird die Halluzination der toten Väter, von denen Arnold Zweig im Brief an Freud berichtet, als markante Schnittstelle zwischen zwei Epochen deutlich. Zwar sind auch Zweigs Figuren

anonym – aber unwillkürlich ordnet er sie nach dem Prinzip des (schuldhaften) Gedenkens. Aber um Schuld, moralische, geht es hier gar nicht. Wenige Wochen nach dem zitierten Brief vom 9. September 1930 erzählt Zweig seinem geistigen Vater Freud von der Einladung der *Weltbühne*, etwas zum 25. Jubiläum zu schreiben. »Was war das erste, was mir einfiel? Eine Revue all der Toten abzuhalten, die als Kritiker und Erkennende mir wichtige schriftstellerische Vorbilder, geistige Väter gewissermaßen bedeutet hatten.«

Da haben wir das zweite Echo aus dem *Hamlet*. Wie dieser dem Schädel des geliebten Lehrers Yorick, so begegnet Zweig nun seinen Vätern. Diese Art Stammbaum hat in der Tat das bürgerliche (Ge)Denken seit jeher umkreist und gesucht; dort jedenfalls, wo es weder sentimental noch mitleidlos war. Nicht nur Schuld – auch Dank und Mitgefühl binden uns dort, wo es etwas zu danken und mitzufühlen gibt. Nur: was hat das mit facialer Gegenwart zu tun? Geistige Genealogie, könnte man meinen, läßt sich auch ohne Bilder aufrechterhalten, vielleicht sogar besser. Wir gedenken der Toten vor allem durch ihre – und also unsere – *Geschichte*, durch Sprache und Schrift. Lesend können wir sie auch reden hören. Daß die Grabsteine auf dem Dorotheenstädter Friedhof anstelle von Gesichtern Unterschriften eingemeißelt tragen, ist nur konsequent. Und trotzdem gehört die visuelle Erinnerung zur Sache. Die befremdliche Diskussion um die Frage etwa, ob das eben eröffnete Holocaust-Museum in Washington Fotografien der ermordeten Juden zeigen dürfe oder nicht, weil die Kategorie des Bildes keine jüdische sei, ist irreführend. Der Toten aus der Nähe von Angesicht zu Angesicht zu gedenken, ist kein Götzendienst. Daran zu erinnern mag notwendig sein in einer Phase, in der wir die schöne Bezeichnung »Intimus« nicht mehr an Menschen, sondern als Markennamen an Reißwölfe vergeben. Und nicht die Schrift, wohl aber das Gesicht führt die Idee der *Spiegelung*, der *Stellvertretung* mit sich; und nicht die Geschichte, sondern das Gesicht richtet die Tötungshemmung zwischen uns auf, die leider so ungleich verteilt unter den Lebenden ist. Wie heißt das bei Francis Bacon? »Immer, wenn ich einen Fleischerladen betrete, wundere ich mich, daß ich nicht selbst statt der Tiere dort hänge.«[10]

Anmerkungen

1 Sigmund Freud – Arnold Zweig, *Briefwechsel*. Hg. von Ernst L. Freud, Frankfurt am Main 1968, S. 22 ff.

2 Rudolf Schäfer, *Der Ewige Schlaf. Visages de (!) morts*, Hamburg 1989.

3 Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hg.), *Transfigurationen des Körpers. Spuren der Gewalt in der Geschichte*, Berlin 1989, S. 297.

4 Norbert Elias, *Über die Einsamkeit der Sterbenden in unseren Tagen*, Frankfurt am Main 1982.

5 Vgl. dazu Adolf Reinle, *Das stellvertretende Bildnis. Plastiken und Gemälde von der Antike bis ins 19. Jahrhundert*, Zürich und München 1984; sowie Julius von Schlosser, *Tote Blicke. Geschichte der Porträtbildnerei in Wachs. Ein Versuch* (1910–1911), hg. von Thomas Medicus, Berlin 1993.

6 Vgl. dazu H. H. Jansen, »Totenmasken der Goethezeit«, in: ders. (Hg.), *Der Tod in Dichtung, Philosophie und Kunst*. Zweite, neu bearb. und erw. Auflage, Darmstadt 1989.

7 Lavater, *Physiognomische Fragmente*, 2. Bd., Winterthur 1776, 3. Fragment, S. 34.

8 Ernst Benkard, *Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken*. Mit einem Geleitwort von Georg Kolbe, Berlin 1926.

9 Joseph Roth, »Lenins Begräbnis im Film«, in: *Werke* Bd. 4, Köln 1975, S. 484.

10 Das Zitat entnehme ich dem materialreichen Buch von Volker Adolphs, *Der Künstler und der Tod. Selbstdarstellungen in der Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts*, Köln 1993, S. 301.

Für hilfreiche Hinweise danke ich Peter von Matt, Walter Müller-Seidel sowie Hildegard Wittenberg.

György Dalos
Trauriger Sonntag

Selbstmorde in Ungarn

»Nicht wahr, es ist doch besser, wenn ich dich nicht betrüge?
und weil ich ohnehin sterben werde,
wünsche mir auch nicht, daß ich lebe.«
Attila József, 1937

Die Legende: der Todeskandidat nimmt an einem Sonntagabend eine bestimmte Menge Schlafmittel ein, trinkt dazu reichlich Alkohol, legt die Schallplatte mit »Szomorú vasárnap« (Trauriger Sonntag), dem Lied des bekannten Vorkriegskomponisten Rezsö Seres auf und läßt sich mit Hilfe dieser Melodie über die schwere Grenze zwischen Leben und Tod lullen. So hatte ein großstädtischer kleinbürgerlicher ungarischer Selbstmord auszusehen.

Diese Version mag für viele Fälle stimmen, ebenso wie die grausamen klassenspezifischen Vorkriegsvarianten, in denen sich das geschwängerte Dienstmädchen in den Brunnen warf oder Ätzlauge trank, der pleite gegangene Geschäftsmann oder der Offizier seine Pistole an die Schläfe drückte, der Arbeiter, der Bauer und der Roma sich erhängten. Das sind Topoi, die eher mit der Literatur zu tun haben. Ob die Seres-Platte am häufigsten sonntags gespielt wurde, bleibe dahingestellt.

Tabelle 1: Die Aufteilung der Selbstmorde in Ungarn nach Wochentagen
(im Durchschnitt der Jahre 1966/67)

Tag	Anteil in Prozent
Montag	15,7
Dienstag	14,7
Mittwoch	14,7
Donnerstag	13,7
Freitag	13,7
Samstag	14,3
Sonntag	13,0

Während meines Erwachsenenlebens hörte und las ich von mehreren Dutzend Selbstmordtaten und -versuchen meiner Zeitgenossen – etwa zwölf von ihnen gehörten zu meinem engeren Bekanntenkreis, und fünf

Selbstmörder standen mir nahe. Ich glaube kaum, daß Gleichaltrige eine niedrigere Zahl nennen würden. Latente Schuldgefühle plagen die Generation ohnehin.

Der erste Selbstmörder, den ich persönlich kannte, war mein Geschichtslehrer im Gymnasium, V. Ich war sein Lieblingsschüler, außerdem Sekretär einer Grundorganisation des Kommunistischen Jugendverbands in der Schule. So fiel mir die Rolle zu, mich im Namen seiner Schüler von ihm zu verabschieden. Er wurde in jenem Dorf an der Donau beerdigt, wo der Fluß seine Leiche im April 1962 an das Ufer warf.

Sein Tod beschäftigte mich sehr lange. V. war ein überzeugter Kommunist, was nach meinen (und theoretisch sicher auch seinen) Auffassungen mit Selbstmord völlig unvereinbar war. Ich sehe ihn immer noch vor mir, wie er, ein untersetzter, unansehnlicher Mann mit dicker Brille, einen Monat vor seinem Sterben versuchte, uns die Dialektik ausgerechnet am Beispiel vom Leben und Tod beizubringen. »Der Tod ist die notwendige Folge des Lebens«, zitierte er Engels. Wir waren achtzehn Jahre alt. Was wußten wir vom Tode? Was wußten wir vom Leben?

Über die Ursachen seines Freitods wurden wir nicht informiert, es gingen die wildesten Gerüchte um. Hinter dem Grab sagte mir einer seiner Kollegen im Flüsterton: »So sind wir halt, Ungarn – eine Nation von Selbstmördern.«

Tabelle 2: Der Anteil der Selbstmorde in einigen Ländern

Land	Zahl der Selbstmorde auf 100 000 Einwohner				
	1970	1973	1975	1978	1981
Belgien	16,5	14,9	16,2	20,5	
Bulgarien	11,9	11,6	12,9	13,6	13,6
Chile		4,9		6,7	5,2
Dänemark	21,5	23,8	24,1	23,3	30,0
Deutschland (BRD)	21,5	20,8	20,9	22,2	21,7
England/Wales	8,0	7,8	7,5	8,2	8,9
Griechenland	3,1		2,8	2,9	3,3
Irland	1,8	3,04	3,6	4,5	5,2
Österreich	24,2	21,9	24,1	24,8	27,1
Polen	11,2	11,7	11,3	13,3	
Schweden	22,3	20,8	19,4	19,0	20,5
Schweiz	18,4	18,5	22,3	24,1	23,8
Spanien	4,2	4,2	4,1	4,1	4,1
ehemalige Tschechoslowakei	25,3	22,4	22,0	21,3	
Ungarn	*34,6*	*36,8*	*38,1*	*43,1*	*45,6*
USA	11,1	12,0	12,7	12,5	12,1

Nichts wäre abenteuerlicher, als eine solche Statistik unter vulgärsoziologischen oder gar politischen Gesichtspunkten zu deuten. Die niedrigsten Selbstmordraten haben in den siebziger Jahren notorische Diktaturen wie Chile, Griechenland und Spanien. Die niedrigste Zahl von Freitoden ist im Jahre 1970 für Irland bezeugt. Warum? Etwa weil Irland katholisch ist und die katholische Kirche den Selbstmord ebenso strikt ablehnt wie die Abtreibung? Warum weist dann das allerchristlichste Polen in demselben Jahr 11,2 Suizidfälle pro hunderttausend Einwohner auf? Weil dort der böse Kommunismus herrscht und den Glauben verfolgt? Das mag eine der Ursachen sein, die jedoch in der Schweiz fehlte. Ausgerechnet in der freien, demokratischen und reichen Eidgenossenschaft nehmen sich in den siebziger Jahren immer mehr Menschen das Leben, während die Tendenz in der »realsozialistischen« ČSSR trotz der Unterdrückung von Dubčeks Prager Frühling leicht im Sinken begriffen ist.

Eines scheint gewiß zu sein: die Volksrepublik Ungarn erhob sich, was das freiwillige Verlassen der irdischen Niederungen betrifft, haushoch über die meisten zivilisierten Staaten der Welt und zeigte die ganzen siebziger und achtziger Jahre hindurch eine eindeutig steigende Tendenz bei Selbstmorden.

Ein ähnlich rapider Anstieg, wenn auch nicht auf diesem hohen Niveau, war nur in der DDR der fünfziger Jahre zu verzeichnen, was sicher dazu beitrug, daß der »Arbeiter-und-Bauernstaat« seit 1960 keine Daten über Selbstmorde mehr veröffentlichte. Diese schonungsvolle Praxis war übrigens auch für die Sowjetunion und Rumänien typisch.

Mein Freund, der Chemiker G. brachte sich im Juli 1980 um, indem er im Laboratorium seines Instituts eine chemische Lösung trank. Die Umstände seines Todes lassen sich als relativ statistikkonform bezeichnen. Er starb mit Sicherheit an keinem Sonntag, und der Juli war im Jahr 1980 einer der Monate, in denen anteilig die meisten Selbstmorde begangen wurden. Er vollendete gerade sein fünftes Jahrzehnt und gehörte damit automatisch der am meisten suizidgefährdeten Altersgruppe an. Seine Art der Selbsttötung ließ sich in der Kategorie »andere Arten von Vergiftungen« unterbringen, die zusammen mit den medikamentösen Suizidfällen zu den zweithäufigsten (nach dem Sich-Erhängen) gehörten. Als aktiver »geistig Werktätiger« zählte er zu der zweitstärksten Selbstmördergruppe; die stärkste bildeten die »Angestellten und körperlich Arbeitenden«, die dritte die »Mitglieder der Landwirtschaftlichen Genossenschaften« und die vierte, angeblich am wenigsten selbstmordgefährdete, die »Selbständigen«, worunter freiberufliche Künstler ebenso zu verstehen sind wie private Kleinhandwerker. Diese sozialistische Aufteilung

der Selbstmörder läßt bereits erahnen, daß unsere Selbstmordstatistik – osteuropaweit die aufgeklärteste – mindestens soviel verdeckte wie offenbarte.

Beginnen wir mit G.s Motivation. Eine Untersuchung aus den siebziger Jahren listete folgende mögliche Ursachen für einen Selbstmord auf: Krankheit, familiäre Gründe, Alkoholkonsum, Alter, materielle Schwierigkeiten, Liebeskonflikte, Konflikte am Arbeitsplatz, Verbrechen, Konflikte in der Schule usw. Außer den letzten beiden spielten für G.s verhängnisvolle Entscheidung alle genannten Ursachen eine Rolle.

Als kleines Kind mußte der aus einer jüdischen bürgerlichen Familie stammende G. in den Jahren 1944/45 unter fremdem Namen versteckt werden. Die Eltern wollten ihn zu einem erfolgreichen Menschen erziehen, weshalb er, trotz seiner literarischen und philosophischen Neigungen und sogar Fähigkeiten, Chemie studierte. Als Erwachsener bewegte er sich in einem oppositionell-kulturellen Milieu, beschränkt jedoch auf die Rolle eines Voyeurs. In dem Forschungsinstitut, in dem er arbeitete, erzielte er keinen durchschlagenden wissenschaftlichen Erfolg. Seine Ehe und anderen Paarbeziehungen mißlangen. Während seines ganzen Erwachsenenlebens hatte er nie eine eigene Wohnung. Er litt an mehreren Krankheiten, war medikamentensüchtig, ein starker Raucher und gelegentlich auch Trinker.

G. gehörte einer Generation der ungarischen Intellektuellen jüdischer Abstammung an, die frühestens 1956, spätestens aber 1968 den Kommunismus als politische Heimat verloren hatte und in dem Mobilitätschaos der Nachkriegsgesellschaft unter Berufs-, Beziehungs- und Identitätsproblemen litt. Wenn man sich die Schnittpunkte eines solchen Lebens – 1944, 1945, 1956 und 1968 – vergegenwärtigt, dann zeigt sich, wie nahe die Anamnese der historischen Analyse kommt.

D., einer der begabtesten jungen Menschen, die ich je kannte, ertrank im Sommer 1982 im Balaton. Die Nebenumstände seines Todes blieben ungeklärt, aber mehrere frühere Selbstmordversuche deuteten darauf hin, daß er auch diesmal Hand an sich gelegt hatte. Bei einem dieser Versuche – es war im November 1977 – hätte ich vielleicht hemmend auf ihn einwirken können. Ich hätte dem schwer Depressiven vorschlagen können, bei mir und nicht in seinem miserablen Untermietszimmer zu übernachten, in dem er dann einige Stunden später die beinahe tödlichen Tabletten einnahm. Er war damals neunzehn Jahre alt. Bei dieser Altersgruppe, behauptete eine Psychologin damals, war der häufigste Selbstmordgrund das Fehlen der eigenen Wohnung. »Wenn jeder Wohnungsanspruch befriedigt werden könnte, würde der jährlich 10-11 000 betragende Patientenverkehr der Unfallklinik auf die Hälfte schrumpfen.«

Tabelle 3: Entwicklung der Zahl der Selbstmorde in Ungarn

Jahr	Zahl der Selbstmorde	Anteil, gerechnet auf 100 000 Einwohner
1897	1463	21,3
1902	1565	24,2
1910	2034	26,7
1921-1925 durchschnittlich	2289	28,0
1926-1930 durchschnittlich	2555	30,0
1931-1935 durchschnittlich	2910	32,9
1945	3006	33,3
1946	2144	23,8
1953	1999	20,8
1954	1772	17,7
1956	1923	19,4
1960	2592	26,0
1965	3020	29,8
1968	3457	33,7
1972	3766	37,0
1974	4307	41,1
1976	4304	40,6
1980	4809	44,9
1984	4900	45,9

Statistiker und Psychologen behaupten: Kriege und extremer politischer Terror drängen die Suizid-Neigungen der Gesellschaft zurück. Hingegen kann die Lockerung der staatlichen Einmischung und gleichzeitige materielle Stabilisierung – selbst auf relativ niedriger Ebene – mit plötzlichen Selbstmordwellen einhergehen. In der ersten Hälfte der siebziger Jahre, auf dem Höhepunkt des Kádárschen »Gulaschkommunismus«, starben der hervorragende Literaturkritiker László B. Nagy (er warf sich 1973 unter einen Zug), der populäre Schlagersänger Pál Szécsi (Vergiftung, 1974) und einer der größten ungarischen Schauspieler, Zoltán Latinovits (Vergiftung, 1976). Der Freitod von Idolen bestimmter sozialer Gruppen löste immer eine Welle von Nachahmungen aus.

Der erste bekannte Fall in einem sozialistischen Land war die Selbstmordwelle, die auf die Selbsterhängung von Sergej Jessenin (1926) folgte, in der einschlägigen Literatur *Jesseninsschina* (etwa: Jesseninismus) genannt. Sein Abschiedsgedicht, das er im Hotel Anglettere in Leningrad mit seinem eigenen Blut geschrieben hat, existiert in deutscher Sprache in der Übersetzung des Selbstmörders Paul Celan. Jessenins großer Rivale Wladimir Majakovskij sah sich genötigt, gegen diesen eklatanten Fall in einem Gedicht Stellung zu nehmen. Vier Jahre später hat er sich erschossen.

Die offizielle Scheinmoral nahm diese Fälle nur ungern zur Kenntnis. Für sie bedeutete jeder Selbstmord, daß die lebensbejahende Philosophie des Systems in Zweifel gezogen wurde. In den Nachrufen sprach man daher nicht von Selbstmord, sondern nur davon, daß die Betroffenen »unter tragischen Umständen« oder »mit tragischer Plötzlichkeit« verstorben seien. Diese Sprachregelung paßte zur allgemeinen »Neusprache«, in der eine militärische Invasion gegen Nachbarn »brüderliche Hilfe«, Armut »soziale Benachteiligung« und Massenmord im Gulag »Abweichung von den Leninschen Normen des innerparteilichen Lebens« hieß.

Offiziellerseits war man sich natürlich darüber im klaren, daß die rapide steigende Zahl der freiwillig Toten ebenso etwas über das Mikroklima der Gesellschaft aussagte wie die von Jahr zu Jahr größer werdende Menge der Alkoholiker oder der Ehescheidungen oder, umgekehrt, die rasch sinkende Geburtenrate. Seit 1957 wurde Selbstmord in öffentlichen ungarischen Statistiken nicht mehr verschwiegen. Im Jahre 1972 durfte das erste populärwissenschaftliche Buch über das heikle Thema erscheinen, die Reportage »Flugschrift über den Selbstmord« des Schriftstellers Mihály Gergely. 1973 wurde in Budapest ein Telefondienst namens »Seelische Erste Hilfe« eingerichtet.

Tabelle 4: Die Zahl der Anrufe bei dem Telefondienst »Seelische Erste Hilfe«

Jahr	Zahl der Anrufe
1973	5317
1974	5390
1975	4894
1976	4918
1977	4432
1978	6138
1979	5929
1984	7639

Obwohl die offizielle Heuchelei dazu führte, daß jeder Selbstmord eines Protagonisten der Öffentlichkeit zum Politikum ersten Ranges, wenn nicht zum Mythos wurde, kam es nur selten zu rein politischen Suizidfällen. Als solche können wir den des sowjetischen Gewerkschaftlers Tomskij einstufen, der 1937 durch Selbsterschießung der Folter durch Stalins Geheimpolizei entkommen wollte. Ähnlich, jedoch viel grausamer, handelte der ungarische Innenminister Zöld, der im Jahre 1951 in Erwartung seiner Verhaftung sich und seine Familie umbrachte.

Geplagt von Gewissensbissen, erschoß sich 1956 der langjährige Vorsitzende des sowjetischen Schriftstellerverbands und Stalin-Preisträger Aleksandr Fadejew. Sein Abschiedsbrief blieb unveröffentlicht, und die Hierarchie rächte sich wegen dieses Bruchs der Parteidisziplin auf eigentümliche Art: der Nachruf erwähnte infamerweise neben der schweren Depressionen des Verblichenen seinen Hang zum Alkohol, was angesichts der Verbreitung dieses Genußmittels in sowjetischen Funktionärskreisen nur als eine Rüge der Partei für den Autor des Romans *Die Junge Garde* verstanden werden konnte.

Die Pistole als Tatwaffe gehörte im realen Sozialismus selbstverständlich in die Welt der politischen Elite. In der Statistik der Selbstmordweisen nahm sie dauerhaft die siebente Stelle ein. So erschoß sich 1971 der ungarische Altkommunist und Verlagsleiter Tömpe in seinem Büro nach einem Konflikt mit der Kulturpolitik. Einen Grenzfall bildet der Selbstmord des eher systemkritisch eingestellten jungen Philosophen István K., der sich 1981 mit der Dienstwaffe seines Vaters – eines hochrangigen Funktionärs – aus dem Leben schoß.

Auf der anderen Seite der Selbstmordbarrikade tauchten andere, manchmal offen demonstrative Mittel auf. Die Selbstverbrennung des jungen Tschechen Jan Palach (1969), der damit gegen die Invasion der Truppen des Warschauer Vertrags protestieren wollte, provozierte bereits einige Tage später eine ähnliche Tat des Ungarn Sándor Braun, der seine Handlung ebenfalls als politische Demonstration verstand. Diese im Vietnamkrieg bekannt gewordene Form der Selbsttötung versetzte die Herrschenden in panische Angst. Die offizielle Presse beeilte sich sowohl im einen als auch im anderen Fall, die Tat als Handlung eines Geisteskranken abzustempeln. Diese Argumentation diente später in der Sowjetunion des öfteren als Basis für die Einweisung der politischen Gegner in die psychiatrische Klinik.

Die Selbstmorde in der Dissidentenszene der achtziger Jahre waren zumeist wenig demonstrativ, trugen nur indirekt politischen Charakter und spiegelten das zunehmend bedrückende Klima der Gesellschaft wider. Dabei kam es zu beinahe archaischen Formen der Eigentötung.

So warf sich die Sozialwissenschaftlerin M. im Herbst 1982 aus dem Fenster ihrer Wohnung im dritten Stock eines Hauses der Budapester Josephstadt. (Diese Selbstmordart stand in der Statistik jener Jahre an achter Stelle.) M. war seelisch labil, im Privaten in einer Dauerkrise, befand sich jahrelang in psychotherapeutischer Behandlung, mit deren Einzelheiten sie – wie sie mir selbst erzählte – einmal bei einem Polizeiverhör konfrontiert wurde. Für die Opposition arbeitete sie manchmal buchstäblich Tag und Nacht. Ihr Selbstmord erfolgte in einer Phase der Stagnation der Dissidentenbewegung.

Tabelle 5: Zahl der Selbstmorde vor und nach der Wende in Ungarn

	Zahl der Selbstmorde	Anteil, gerechnet auf 100 000 Einwohner
1980	4809	44,9
1989	4390	
1990	4133	
1991	3993	39,4

Zwei Selbstmorde gab es in meinem Bekanntenkreis nach der Wende – beide betrafen Frauen, beide idealistische Kommunistinnen. Der erste erfolgte als demonstrative Selbsttötung: die achtundsechzigjährige I. nahm sich mit Schlaftabletten und Alkohol am Abend des 23. Oktober 1989 das Leben – am Jahrestag des Volksaufstands 1956, der für sie eine Konterrevolution war. Auslöser und Gründe müssen auch hier unterschieden werden. I. war als junge Frau eine erfolgreiche Schauspielerin, wurde jedoch Anfang der fünfziger Jahre von der Bühne verbannt. Sie arbeitete zunächst als Zeitungsredakteurin, später als Verlagslektorin, verlor jedoch wegen ihrer extremen kommunistischen Ansichten für mehrere Jahre ihre Stelle. Sie wurde als Linksabweichlerin aus der Partei ausgeschlossen und mit Publikationsverbot belegt. Seit ich sie kannte, trank sie. In den Jahren unserer intensivsten Freundschaft sagte sie mir einmal: »Es gibt keinen natürlichen, es gibt nur gewaltsamen Tod ...«

Teilweise als Nachahmung dieses Selbstmords begreife ich die Selbsttötung von I.s jüngerer Freundin É. im Frühjahr 1992. É. war Jüdin, geboren 1946 – ihre Mutter war ein Jahr zuvor aus Auschwitz zurückgekehrt. Sie arbeitete als Übersetzerin aus dem Russischen und fühlte sich in ihrem Beruf zunehmend überflüssig. Der Zusammenbruch des Kommunismus traf sie, die nie Parteimitglied war, mitten ins Herz. Mehrere zerstörte Beziehungen, ein konfliktreiches Verhältnis zu ihrem erwachsenen Sohn, das Fehlen jeder beruflichen Perspektive und die drohende Einsamkeit sah sie vor sich, als sie in ihrer Wohnung die tödliche Dosis Schlafmittel zu sich nahm. Sie wollte ungestört sterben, deshalb teilte sie ihren Bekannten, bevor sie sich in ihre Wohnung einsperrte, mit, sie reise nach Rußland. Hinsichtlich der Einsamkeit schien ihr der Umstand recht zu geben, daß sich wochenlang niemand um ihr Befinden kümmerte.

Das gilt auch für mich. É., mit der ich in den sechziger Jahren eng befreundet gewesen war, sprach mir gegenüber schon im Frühjahr 1989 von suizidalen Absichten und versuchte sie zu begründen. Unter anderem erzählte sie mir, ihr russischer Lieblingsautor D., dessen Bücher sie ins Ungarische übersetzte, bereite ebenfalls – wie ein Brief von ihm zeige – seinen Selbstmord vor. Den Brief hat sie mir allerdings vorenthalten.

Ich war unterwegs in Köln. Unbestimmte, schlechte Gefühle bewegten mich, meinen Anrufbeantworter in Wien abzuhören. Darauf teilte mir É.s Sohn den Selbstmord seiner Mutter mit. Vor der Weiterreise kaufte ich mir russische Zeitungen, unter ihnen das Wochenblatt *Literaturnaja Gaseta*. Auf der ersten Seite las ich einen Aufruf russischer Schriftsteller zur Rettung der heimischen Kultur. Der Erstunterzeichner war D.

É. machte mich schriftlich zum Verwalter ihres geistigen Nachlasses. In ihrer seit Jahren verwahrlosten Wohnung fand ich Dutzende von nicht verschickten Abschiedsbotschaften aus verschiedenen Jahren, einige davon an mich. Ich entdeckte in einem Briefumschlag auch den Brief des russischen Schriftstellers, in dem sich dieser tatsächlich über die schwierige Lage in seiner Heimat beschwerte, jedoch nicht die leiseste Anspielung auf einen potentiellen Selbstmord machte. Nichtsdestoweniger bewahrte É. seinen Brief in mehr als zwanzig Fotokopien auf.

Die zwei »kommunistischen« Selbstmordfälle fügen sich ohne weiteres in die allgemeine ungarische Suizidrate, die seit 1989 eine leicht sinkende Tendenz aufweist. Wir leben in einer Demokratie unter den Bedingungen der freien Marktwirtschaft. Fachleute entdecken eine neue potentielle Risikogruppe: die der pleite gegangenen Unternehmer. Außerdem sind die Abwehrstrategien der Gesellschaft gegenüber der Neuen Zeit vielfältig. Nach der jüngsten Umfrage (1993) würden sich in einer existentiellen Krisensituation 2,6 Prozent der Befragten umbringen, 1,8 Prozent würden sich für Drogen entscheiden, 2 Prozent ein Verbrechen begehen, 2,2 Prozent die Prostitution, 5 Prozent die politische Tätigkeit und 7 Prozent den Alkohol wählen.

Albert Camus behauptete, das einzige wahrhaft philosophische Problem sei das des Selbstmords. Über den Nachlaß É.s gebeugt, hatte ich eher das Gefühl, das einzige wahrhaft philosophische Problem sei und bleibe – zumindest in Osteuropa – das Leben, die Geschichte und die Politik, die zum Selbstmord führen.

Christian Bommarius
Die Stunde des Ablebens

Ein Expertenstreit

»Das Göttliche zeigt sich in mancher Gestalt. Es vollenden die Götter, was keiner geahnt. Wovon wir geträumt, das verwirklicht sich nicht. Was unmöglich uns schien, das ist möglich für Gott. So hat es auch hier sich bewiesen.«
Euripides, *Alkestis*

Personen
Charly Proll, Moderator
Professor Nothnagel, Biochemiker
Frau Dr. Haselmann, Theologin
Frau Wunderlich, Seminar »Reinkarnation« der VHS Gießen
Greulich, Kriegsberichterstatter
Halbbitter, »Aktion Sterberecht e. V.«
Professor Krall, Lehrstuhl für Strafrecht
Publikum

Fernsehstudio. Der Raum ist vollkommen dunkel. Lediglich die Darsteller in mattem Licht, der Hintersetzer »Tribunal« in weißer Neon-Beleuchtung. Sieben Stühle im Halbrund, davor einfache Tische. Auf jedem Tisch ein gefülltes Weinglas, die Darsteller trinken jedoch nicht. Zu Beginn zeigt die Kamera den Moderator – auf dem mittleren Stuhl – in Großaufnahme, nach den ersten Worten fährt sie zurück.

Charly Proll *(lachend)*: Hallo und herzlich willkommen, liebe Zuschauer, beim exklusiven Streitgespräch der Woche nur in »Tribunal«. Heute sitzt kein umstrittener Zeitgenosse auf der Anklagebank, sondern ein Phänomen, das uns alle irgendwie betrifft. Natürlich nicht direkt, Gott sei Dank, aber gehört hat jeder schon davon. Es ist also ein Thema, das uns nachdenklich stimmen muß. Wir lesen in der Zeitung davon, betrachten ihn im Fernsehen, alte Menschen, sagt man, erleben ihn. Der Tod, liebe Zuschauer. Grimmen Schnitter nannten ihn die Alten, und seit Jahrtausenden ist sich die Menschheit einig – der Tod ist grausam. *(Hüstelnd)* Der Begriff ist irgendwie belastet, wir wollen deshalb vielleicht von »Ableben« sprechen.

Prof. Nothnagel: Bravo. Tod klingt so endgültig, ohne Optimismus.

Dr. Haselmann *(zu Prof. Nothnagel gewandt)*: Verstehe. Mitten im Leben hält uns das Ableben umfangen – fühlen Sie sich damit besser?

Charly Proll *(lachend)*: Bitte, Sie kommen gleich zu Wort. *(Großaufnahme)* Zunächst eine Frage an Sie, liebe Zuschauer hier im Studio und daheim an den Geräten. Überlegen Sie mal. Schon immer wollte die Menschheit nach den Sternen greifen – heute fliegen wir zum Mond. Auch der Kampf gegen den Hunger, den wir noch gut aus den Geschichtsbüchern kennen, ist doch heute – wenn ich mich hier ein wenig umsehe – für uns null problemo. *(Lachen im Publikum)* Was aber ist mit dem Ableben? Seine Sinnlosigkeit ist längst erwiesen, es würde niemandem fehlen, wir alle lebten mit größerer Sicherheit und wesentlich relaxter. »Ist das Ableben noch zeitgemäß?« – die Frage müssen Sie am Ende unserer Sendung entscheiden, denn Sie, das Publikum, sind das »Tribunal«. Zuvor aber hören wir die Experten im Studio. Es beginnt ...

Prof. Nothnagel: ... im Garten des Augustinerklosters Brünn. Mittags die christlichen Choräle, aber im Zwielicht der Dämmerung – zwischen Erbsen und Bohnen – der Auftakt zum großen abendländischen Finale. Seit Prior Gregor Mendel zum ersten Mal die Gene kreuzte, tritt uns als Demiurg der Moderne der Mensch gegenüber. Seine Losung: »Stehe auf und wandle!«

Dr. Haselmann: Woher haben Sie das?

Prof. Nothnagel: Vom ersten Honigopfer an den Ufern des Euphrat bis zum Sterbesakrament eines verkalkten Popen spannte sich das Leichentuch der Metaphysik. Die Stimme der Priester füllte Raum und Zeit: »Unterwirf dich im Leben, damit du auferstehest in Ewigkeit.« Der Mensch in den verflossenen Millennien – nicht eines Schattens Traum, wohl eher ein verträumter Schatten. Der Mensch der Zukunft aber ist auferstanden von den Toten, denn wenn er »Ich« sagt, meint er »DNS«. Ich zitiere einen geschätzten Kollegen: »Der Mensch ist 180 cm einer bestimmten Anordnung von Molekülen, die aus Atomen von Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff und Phosphor bestehen – die Länge einer dicht zusammengerollten DNS im Zellkern ...« Das ist der Mensch und seine Zukunft das Labor: Geben Sie uns noch einige Jahre, dann bringen wir Ihre Gene zum Quieken, daß dem Ableben Hören und Sehen vergeht. Noch einmal die Parole: »Stehe auf und wandle!«

Frau Wunderlich: Sie wirken auf mich wie ein Hohepriester des Chemielabors. Davon verstehe ich nichts, aber ich fühle sehr bewußt, daß Sie, Herr Professor Nothnagel, mit schlechtem Karma in Verbindung stehen. Den Großen-Aufwärts-Pfad werden Sie so bestimmt nicht erreichen. Wenn ich meinen Blick nach innen lenke, stoße ich nicht auf Gene, sondern auf sehr konkrete und unheimlich subjektive Erfahrungen. Ich danke Dharmaraja, dem König der Wahrheit und Richter der Toten, der mich als Frau in jedem Leben auf eine höhere Stufe steigen läßt. Einst war

ich die Geliebte siegreicher Olympioniken, wir schlürften gemeinsam den Nektar ...

Charly Proll *(fingert nervös an der Brille)*: Bitte, zum Thema – das Ableben.

Frau Wunderlich: Aber ich rede doch darüber. Seit ich mich mit dem Seminar und vor allem mit Knut, unserem Leiter, den ich hier ganz herzlich grüßen möchte, in die Weisheit des »Bardo Thödol« vertiefe ...

Prof. Nothnagel: Was ist das – eine Kölner Karnevalsgruppe oder ein türkisches Mundwasser?

Frau Wunderlich *(mit überlegenem Lächeln)*: Sie mit Ihren gewikkelten Säuren – von dem Raunen der Alten wissen Sie nichts. Ich meine das tibetische Totenbuch, dessen Entstehungszeit und Autor im Dunkel liegen ...

Dr. Haselmann: Wieso Dunkel? Geschrieben hat es der buddhistische Lehrer Padmasambhava am Hofe des tibetischen Königs Thi-Srong-Detsan in der Mitte des 8. Jahrhunderts, und das – wohlgemerkt – nach Christus, liebe Frau Wunderlich.

Frau Wunderlich: Ist das hier die Inquisition? Damit kennen Sie und Ihre Glaubensapostel sich ja bestens aus, Frau Dr. Haselmann.

Dr. Haselmann: Falsche Fakultät, meine Liebe. Ist Ihnen der Name Martin Luther geläufig?

Frau Wunderlich: Also das Ableben, wenn ich dazu mal was sagen darf, ist nur eine Illusion. Wenn Professor Nothnagel mir diese Erfahrung wegnehmen will, indem er meine Moleküle zusammenwickelt oder so, finde ich das ziemlich bedrückend und vollkommen absurd – wir sterben ja gar nicht. Im Totenbuch steht ganz klar, daß Geburt und Ableben als zwei Seiten einer Tür angesehen werden müssen. Verläßt unsere Seele das Leben, kehrt sie in neuer Gestalt irgendwann auch wieder zurück. Das Ableben ist also irgendwie eine Etappe zwischen Leben und Wiedergeburt.

Greulich *(er hat die Diskussion mit gelegentlichem Kopfschütteln und verschränkten Armen verfolgt)*: Die Behaglichkeit in dieser Runde finde ich zum Kotzen. Herr Nothnagel verspricht die Abschaffung des Ablebens durch Gen-Manipulation, Frau Wunderlich leugnet das Ableben und verweist auf ihre Erfahrungen mit muskulösen Nektarschlürfern, von Frau Haselmann bekommen wir bestimmt noch die dritte Variante geboten, den christlichen Modder unterm Kreuz. Ich erzähle Ihnen mal eine Geschichte, die hilft Ihnen vielleicht, die Pupille zu weiten. Sarajewo im Sommer 1993. Mein Kameramann und ich in Panzerweste und sicherem Unterschlupf, immerhin, aber vor uns dieses Bild: Ein Mann stürzt, von einer feindlichen Kugel getroffen, von einem Hausdach auf die Straße und zerbricht – wie ein Ziegelstein.

Dr. Haselmann: Ach, Sie kennen das ergreifende Gedicht von ...

Greulich: Unterbrechen Sie mich nicht. Ich denke folgendes: Während Sie alle hier hocken und bei einem Gläschen Wein dem Wellenschlag der Unendlichkeit lauschen, krepieren überall auf der Welt die Menschen wie Mücken. Von wegen quiekende Gene, Herr Professor Nothnagel – platzende Därme und zerfetzte Hirne sind das Stigma der Epoche. Von wegen Illusion des Ablebens und Besäufnisse mit Olympioniken, Frau Wunderlich – mit einem Hungerödem vergeht Ihnen die Lust auf die Reinkarnation. Und Sie, Frau Haselmann, erzählen mir nichts von der Auferstehung – nach einer halben Stunde ohne Sauerstoff geht der Schöpfung die Puste aus, und durch das Paradies rennen Sie mit einer Gasmaske. Sie fragen: Ist das Ableben noch zeitgemäß? Ich antworte Ihnen: Nie war es aktueller. Wo es war, dort bin auch ich gewesen und habe ihm in die Augen gesehen.

Charly Proll *(lacht)*: Natürlich, lieber Herr Greulich, Auge in Auge – mit Panzerweste und aus sicherem Unterschlupf. Aber das ist ja gar nicht unser Thema, denn offensichtlich ist das nicht unser Problem.

Dr. Haselmann: Schön, Herr Proll, daß Sie das auch schon bemerken. Die Frage ist doch: Was ist überhaupt das Problem? Der Tod oder unser Bild von ihm, der Tod oder die Gesellschaft, die ihm den Zutritt ins Bewußtsein verweigert, der Tod oder Zeitgenossen wie Frau Wunderlich, Herr Professor Nothnagel und Herr Greulich?

Charly Proll: Der Tod ist es ganz sicher nicht, Frau Dr. Haselmann, wir hatten uns doch darauf geeinigt, von Ableben zu sprechen.

Dr. Haselmann: Sehen Sie – das meine ich.

Halbbitter: Im Prinzip ganz Ihrer Ansicht. Aber wenn Sie jetzt in Ihrer metaphysischen Trickkiste wühlen und Freifahrscheine für die Himmelfahrt verteilen, verlasse ich das Studio.

Dr. Haselmann: Seien Sie doch nicht so rossig, junger Mann. Erklärungen habe ich ohnehin nicht anzubieten, aber einige Fragen drängen sich auf. Die erste: Wieviele Tode stirbt der Mensch? Anders gefragt: Ist einer nicht genug?

Prof. Nothnagel: Was schätzen Sie denn?

Dr. Haselmann: Die Frage geht direkt an Sie, Herr Professor, und Ihre Kollegen von den medizinischen Fakultäten. Enorme Fortschritte, sagen Sie, genetische Hochrüstung und gesteigerte Lebenserwartung. Wenn ich die Leistungen der Naturwissenschaften auf diesem Gebiet überblicke, entdecke ich vor allem die Vermehrung der Todesarten – den Hirntod und den Herztod, den Krebstod und das letale Nierenversagen. Die Liste ist abendfüllend und jede Neuentdeckung preisverdächtig. Sehr eindrucksvoll, aber was sind die Folgen? Unsere Körper sind haltbarer,

aber morbider – wo früher ein Kräutertee genügte, hilft heute nur das volle Programm mit Messer und Sonde vom Pallium bis zum Mastdarm. Auch unser Bewußtsein – haltbarer, aber ohne Halt, gepäppelt, aber ohne Bezüge.

CHARLY PROLL: Bitte, Frau Dr. Haselmann, ein wenig konkreter. Sie wollten doch Fragen stellen.

HALBBITTER: Mit den Bezügen meinen Sie wohl Ihre metaphysische Trickkiste. Verteilen Sie jetzt gleich die Freifahrscheine, oder wollen Sie uns erst noch ein wenig erlösen?

DR. HASELMANN *(zu Halbbitter)*: Wenn Sie unbedingt büßen wollen, Herr Halbbitter, dann schlucken Sie halt jetzt schon Ihre goldene Pille. Meine nächste Frage, wiederum an Sie, Professor Nothnagel: Wo ist der Tod? Die Anatomie vermutete ihn vor 3000 Jahren im Zwerchfell, erst 1628 gelang einem englischen Arzt sein Nachweis in Herz und Kreislauf, heute wird ihm als Zweitwohnsitz das Gehirn zugewiesen. Niemand würde sich wundern, zöge er eines Tages in die Kniekehle um. Aber das sind doch alles nur geflüsterte Ammenmärchen aus Ihrem Drüsenidyll. Denn der Tod der Gegenwart ist in Wahrheit unbehaust ...

PROF. NOTHNAGEL: Sage ich doch – immer drauf, Freund Hein nur nicht zur Ruhe kommen lassen!

DR. HASELMANN: ... natürlich, er hat sich ja auch schon längst aus dem Staub gemacht – aus unserem Bewußtsein. Tritt er dennoch unvermutet auf, beschimpfen wir ihn als Unfall oder verklagen seine Wärter – die Ärzte – auf Schadenersatz. Das ist der Tod der Moderne, also der medikalisierten Zivilisation – schlimmstenfalls ein Verbrechen, bestenfalls ein Forschungsrückstand.

PROF. NOTHNAGEL: Wenn ich Sie richtig verstehe, besagen Ihre Äußerungen ungefähr folgendes: Der Sterbende gehört nicht ins Krankenhaus, sondern zurück in die Drei-Zimmer-Wohnung auf die Couch, links der Priester mit den Sakramenten, rechts der Hausarzt mit Hustenbonbons und dem Totenschein. Droht der Moribunde an seinem Schleim zu ersticken, zupft ihm seine Frau die Bettdecke zurecht. Der Priester schließt die Fenster, damit die Nachbarn die Schreie nicht hören, der Hausarzt reißt sie wieder auf, weil der Gestank im Sterbezimmer unerträglich wird. Da haben Sie Ihr natürliches Ableben und seine Rückkehr ins Bewußtsein.

HALBBITTER: Wirklich bemerkenswert, Professor, aber warum Hustenbonbons? Vieles von dem, was Sie und die protestantische Kutte hier erzählen ...

CHARLY PROLL: Sorry, Herr Halbbitter, so geht das nicht. Kritik an der Kirche ist geschenkt – aber Sie werden frauenfeindlich.

HALBBITTER: Erwarten Sie jetzt von mir ein Plädoyer für die Frauen-

quote? Also – das meiste hier verstehe ich nicht. Wenn ich das nur höre: Lebensverlängerung. Das Wort ist eine Lüge der Ärzte, die etwas schon für Leben halten, wenn es nur zuckt und auf dem Datenschreiber in Erscheinung tritt ...

Frau Wunderlich: Sie meinen das Elektroenzephalogramm.

Halbbitter *(schaut erstaunt Frau Wunderlich an)*: Genau. Das erinnert mich an Leistungssport – wer das Sterben am längsten verzögert, triumphiert. Herr Professor Nothnagel, Sie und die Mediziner haben doch schon längst die Fenster geschlossen, damit Sie nicht die Schreie der Sterbenden hören. Die Ohren haben Sie sich mit Watte verstopft, damit Sie ungestört am lebenden Objekt die Erforschung der Unsterblichkeit betreiben können. Aber der Mensch ist nicht nur Herz und Niere, nicht nur ein wehrloser Gegenstand ärztlicher Verfügung – er hat seine Rechte. Das vor allem: das Recht auf sein eigenes Ableben, das Recht auf seinen selbstbestimmten Abgang zur von ihm festgesetzten Zeit. Ehe Sie weiter in Unsterblichkeit machen, Herr Professor Nothnagel, und Sie die Ewigkeit ausrufen, Frau Dr. Haselmann, sollten wir uns ein wenig über die aktive Sterbehilfe unterhalten.

Prof. Krall: Keineswegs, Herr Halbbitter. Mein Standpunkt, das heißt die herrschende Meinung in Rechtsprechung und Literatur, ist Ihnen bereits aus früheren Gesprächen dieser Art bekannt – Ihr unverantwortliches Gerede in der Öffentlichkeit verlangt öffentlichen Widerspruch. Ich fasse mich kurz. Der Schutz menschlichen Lebens ...

Greulich: Ah, der Vertreter des Rechtsgedankens besteigt die Kanzel. Offenbaren Sie uns doch zunächst mal eines: Was verstehen Sie unter Leben?

Prof. Krall: Ein Rechtsproblem, Herr Greulich. Ein Problem mit zwei Seiten. Die eine Seite: Wann beginnt menschliches Leben? Die Biologie liefert uns erfreulich zahlreiche Anfänge, der Gesetzgeber hat sich – von praktischen Erwägungen geleitet – für mehrere entschieden ...

Charly Proll: Über Abtreibung und Lebensrecht vielleicht ein andermal, Herr Professor.

Prof. Krall: Die andere Seite: Wann endet das menschliche Leben? Auch hier herrscht Vielfalt, ermöglicht durch die Ergebnisse des Herrn Nothnagel und seiner Kollegen. Und auch hier haben sich herrschende Standpunkte gebildet, gewissermaßen überwölbt von praktischen Erfordernissen einzelner Gebiete. Wir haben uns – wenn ich so formulieren darf – auf einen angemessen differenzierten Begriff, pardon, des Todes beziehungsweise seines Eintritts verständigt. Kurz und damit unjuristisch gesagt: Das Strafrecht braucht den Hirntod, weil ohne ihn Organtransplantationen ein Verbrechen wären. Familien- und auch beamtenrechtlich tut es jedoch weiterhin der Stillstand der Pumpe.

CHARLY PROLL *(lacht)*: Sehr schön, Herr Professor, bitte unterrichten Sie uns, wenn Sie die Absprachen ändern. Aber Sie wollten noch ein paar Worte zum Schutz menschlichen Lebens verlieren.

PROF. KRALL: Herr Halbbitter bezieht sein Menschenbild offensichtlich aus der Praxis einiger Naturvölker. Da steckte der Junge eine Lanze durch die Zeltwand, und der Greis warf sich dagegen. Ein effektiver Eingriff in die Alterspyramide, aber erkennt sich der Rechtsstaat darin wieder? Insoweit darf ich mich erneut auf die herrschende Meinung berufen, wenn ich behaupte, der Staat ist zum umfassenden Schutz menschlichen Lebens verpflichtet. Wer hier zurückweicht, sollte fliegen können, denn unter ihm öffnet sich ein Abgrund. Ich verweise nur auf die deutsche Geschichte ...

GREULICH: Was fällt Ihnen denn dazu ein?

PROF. KRALL *(erregt)*: Worauf wollen Sie mit dieser Anspielung hinaus? Die deutsche Rechtswissenschaft hat sich – falls Sie das meinen sollten – nach 1945 strikt gegen die Euthanasie im Dritten Reich ...

CHARLY PROLL: Aber Herr Professor Krall, das ist doch Schnee von gestern.

PROF. KRALL: Ganz Ihrer Meinung. Was Herr Halbbitter hier vollmundig als Recht auf das eigene Ableben verkauft, ist – rechtlich gefaßt – nichts anderes als strafbare Tötung auf Verlangen: »Herr Doktor, mir ist nicht wohl – bitte die Pille.«

DR. HASELMANN: Bei allem Respekt, Sie springen zu kurz. Kein Wort für die aktive Sterbehilfe, aber hier geht es um Allgemeines. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: 1973 begibt sich der Jesuitenpater de Dainville ...

FRAU WUNDERLICH: Ich dachte, das sei die falsche Fakultät, Frau Doktor Haselmann.

DR. HASELMANN: ... zum Sterben in die Klinik. Er wünscht – einen Tod in Würde. Er verlangt – äußerste Zurückhaltung der Ärzte. Was bekommt er? Letzte Tage auf der Intensivstation, Schläuche und Röhren als Sterbebegleiter. Nicht wahr, Herr Professor Nothnagel, ein schöner Tod, ein teurer Tod. Aber die letzten Worte des Priesters waren: »Ich werde um meinen Tod betrogen.« Natürlich, Herr Professor, der Fortschritt und seine Mutationen – von der Metaphysik zur Biochemie, von der Ontologie zur Onkologie, vom Stundenglas zum Visite-Timing des Oberarztes. Reden Sie weiterhin von Krankenhäusern, ich sehe nur Fabriken. Da stellt einer Computer her, dort entstehen Hängematten – hier wird Gesundheit produziert, und der Tod wird Ausschuß.

PROF. NOTHNAGEL: Das mit dem Priester hat mir gefallen. Ein gebildeter Herr, dessen Geist sich noch im Verlöschen an den attischen Gewässern sonnte. Bemerkenswert: im Ableben ein klassisches Zitat gefälscht. »Ich werde um meine Toten betrogen«, klagte Thanatos, als

Äskulap – der Urvater der Mediziner – ihm die Beute aus dem Schattenreich entführte. Es folgte die Rache der Metaphysik, die das abendländische Bewußtsein zweitausend Jahre lang prägte – Äskulap wurde von Zeus zur Strafe ins Totenreich befördert. Wir haben ihn zurückgeholt. Und jetzt hocken Sie, Frau Haselmann, auf dem Olymp ...

HALBBITTER: ... und geben die Beichttante im Soziologenkostüm, aber darunter halten Sie doch Ihren Strickstrumpf verborgen. Beschränkt sich die Auseinandersetzung der Kirche mit dem Ableben etwa auf die Kritik an Schläuchen? Merkwürdige Früchte vom Baum der Erkenntnis – bisher das Monopol auf Auferstehung und ewiges Leben, jetzt gewinnt das Fragezeichen offenbar Symbolkraft, und die Antwort bezieht sich auf den Zeitplan des Oberarztes. Ist das die neue Ernte, oder haben Sie den Baum gewechselt?

DR. HASELMANN: Was erwarten Sie denn? Aufbaulektüre, Gute-Nacht-Gedanken und Tröstliches aus »Mit Martin Luther durch das Jahr«? Wie gesagt, das moderne Gehirn denkt Computer, Diättabellen, die Wetterkarte und die Doppelhelix, im übrigen aber Symbole, die nichts mehr bedeuten, und Zeichen, die niemand mehr kennt. Professor Nothnagel und seine Kollegen treten hervor und verkünden die genetischen Gesetze – abgerungen vis-à-vis mit der Natur. Aber wer sagt, daß die Natur ihnen nicht die Rückseite zeigt und unbekümmert ihrer Vollendung, dem Untergang oder irgendeinem Neuanfang entgegenstrebt?

CHARLY PROLL *(fingert ungeduldig an der Brille)*: Alles ziemlich kompliziert, das wissen wir, aber irgendwie doch keine Antwort auf unsere Frage. Ich bringe das noch einmal auf den Punkt. Frau Dr. Haselmann, um ein Beispiel aus Ihrem Bereich zu wählen: Erzvater Abraham wurde 175 Jahre alt, dann starb er lebenssatt, also mit dem Völlegefühl, alles gesehen und erlebt zu haben. Gut, sagen wir, das war im Zeitalter von Stecken und Stab, als der Rhythmus der Menschen sich dem Tempo der Herde fügte. Gleichmaß – wir sprechen heute wohl eher von Langeweile – war das beherrschende Lebensgefühl. Aber, mein Gott, schauen Sie sich doch jetzt mal um! Schlagen Sie die Zeitungen auf: Jeden Tag eine Entdeckung, jede Stunde ein phantastisches Ereignis, es wimmelt von Fortschritten, Aufbrüchen und Hochleistungen auf allen Gebieten. Und dann, mittendrin und aus heiterem Himmel, kommt aus der Klinik der Anruf – packen Sie zum letzten Mal die Sachen, das Spiel ist aus, rien ne va plus. Wir denken, das kann doch nicht wahr sein. Und das fragen wir unsere Zuschauer: Kann das noch wahr sein?

GREULICH: Sie meinen, in der Epoche der Weltraumfahrt und der beheizbaren Bettdecke ist das Ableben nicht mehr zumutbar? Bravo. Aber wenn Sie das einem Tuberkulosekranken in den Slums der Dritte-Welt-Metropolen erzählen, hustet der Ihnen was.

CHARLY PROLL: Herr Greulich, es wäre sehr freundlich, wenn Sie Ihre Reiseeindrücke für einen Moment zurückstellen könnten. Ehe wir unsere Zuschauer nun um ihre Stimme bitten, erteile ich unseren Experten das Schlußwort. Wir fragen: Ist das Ableben noch zeitgemäß? Zur Erleichterung der Abstimmung sagen Sie, meine Damen und Herren, dem Publikum ganz einfach und in einem Wort, was Ableben für Sie persönlich bedeutet. Bitte, Herr Professor Krall.

PROF. KRALL: Wie Sie schon sagten – rien ne va plus. Alles weitere regelt das Erbrecht.

HALBBITTER: Jeder hat das Recht auf Leben – und damit auch auf Tod, Herr Professor Krall.

CHARLY PROLL: Sie meinen auf Ableben. Als nächster – bitte Herr Greulich.

GREULICH: Je nach Lage – eine Kugel im Kopf, ein Messer im Rücken, vielleicht tut's auch eine Bananenschale in den Sukhs von Bagdad.

CHARLY PROLL: Sehr schön. Jetzt bitte Frau Wunderlich.

FRAU WUNDERLICH: Ich glaube, es ist eine spannende Chance, aber ich bin mir nicht sicher, das ist der Stoff der letzten Stunde.

CHARLY PROLL: Allerdings. Frau Dr. Haselmann, bitte.

DR. HASELMANN: Das Gesicht im Dunkel oder – hinneni.

CHARLY PROLL: Wie bitte?

DR. HASELMANN: Hier bin ich.

CHARLY PROLL: Gut. Als letzter bitte Herr Professor Nothnagel.

PROF. NOTHNAGEL *(ist in seinem Stuhl zusammengesunken. Charly Proll springt auf, geht auf ihn zu und packt ihn am Arm.)*

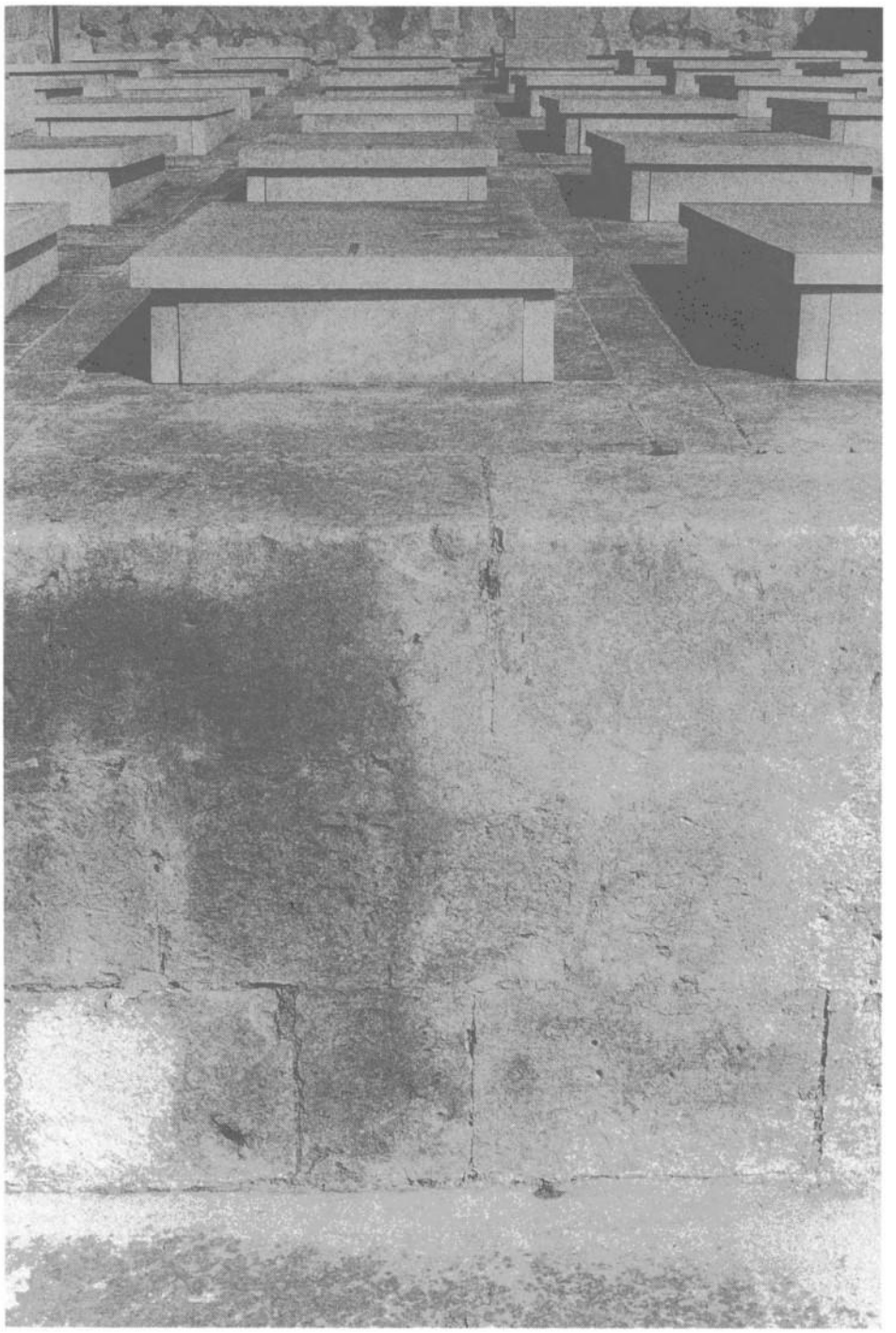
CHARLY PROLL *(ruft erstaunt, ohne Panik in der Stimme)*: Mensch, Nothnagel, Professor! Vor laufender Kamera machen die Moleküle schlapp – wirklich verrückt, phantastisch, Nothnagel. Sie gehen in die Geschichte ein – aber darauf waren wir nicht vorbereitet.

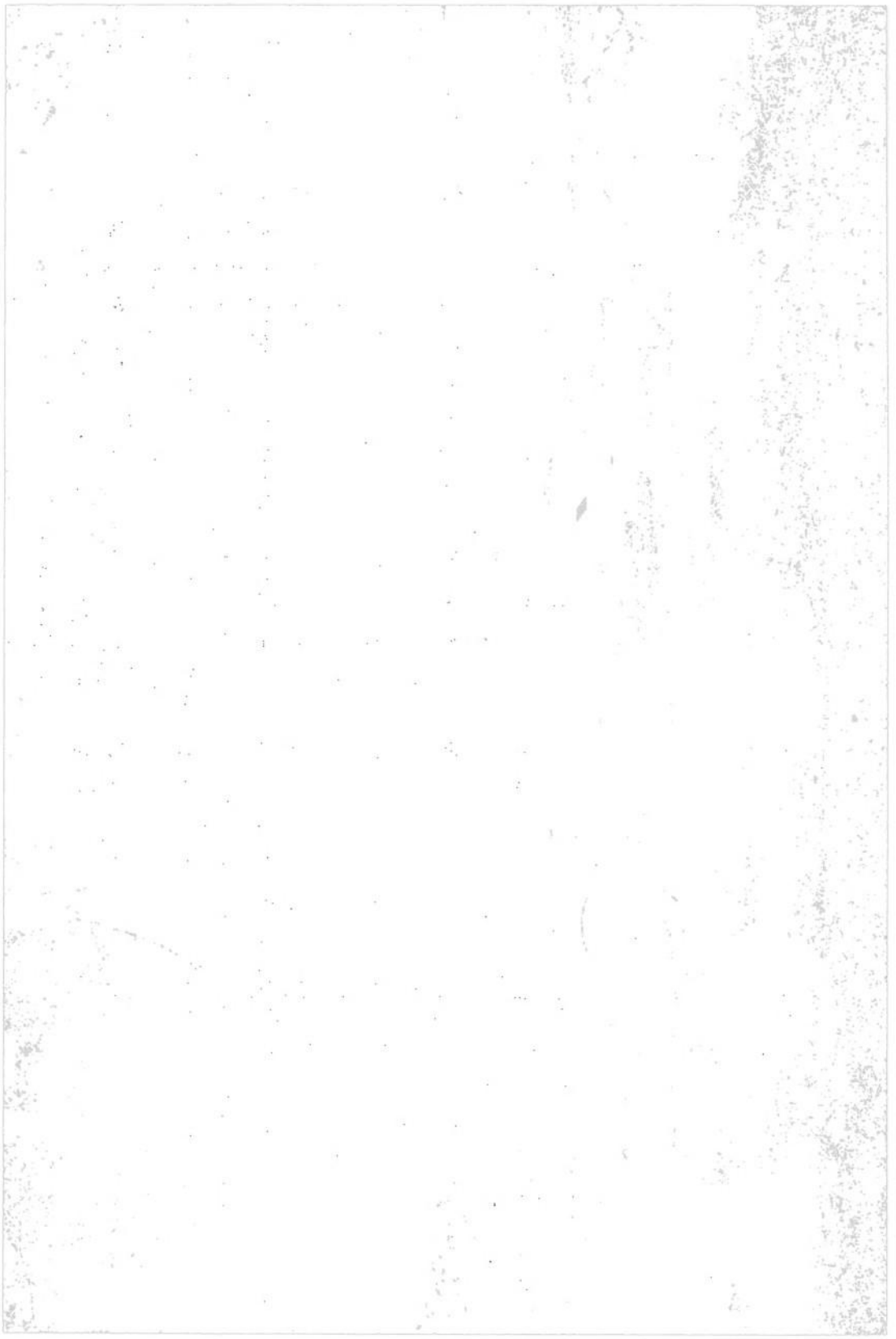
Das Licht geht aus. Für einige Sekunden ist es vollkommen dunkel, dann geht die Notbeleuchtung an. Die Kamera ist weit zurückgefahren und zeigt nun auch das Publikum. Im Halbdunkel ist schwach zu erkennen, daß alle Darsteller Masken ablegen und Totenschädel sichtbar werden – wie beim gesamten Publikum.

EINE STIMME *(laut)*: Danke, das genügt für heute nacht. Die Zuschauerbefragung spielen wir morgen. Bis dahin aber – ruhet in Frieden!

ENDE

Jonas Maron
Süß und ehrenvoll ist es, sterben fürs Vaterland





S. 51: »Pietà Military Cemetery«; britischer Soldatenfriedhof auf Malta.
S. 52: Amerikanischer Soldatenfriedhof in St. Laurent-sur-Mer (Frankreich, Normandie).
S. 53: Zwei Soldatengräber auf einem Friedhof in Berka, Thüringen (ehemaliges Grenzgebiet).
S. 54: Französischer Soldatenfriedhof »Notre-Dame-de-Lorette« (bei Lens in Frankreich).
S. 55: Belgischer Soldatenfriedhof bei Calais in Frankreich.
S. 56: »Berlin War Cimetery«; britischer Soldatenfriedhof in Berlin.
S. 57: »Terlincthun Military Cemetery«; britischer Soldatenfriedhof bei Boulogne (Frankreich); das Foto zeigt von den Briten angelegte deutsche Gräber.
S. 58: Sowjetischer Soldatenfriedhof bei Michendorf (nahe Berlin).
S. 59: Deutscher Soldatenfriedhof »La Cambe« (Frankreich, Normandie).
S. 60: »Mur des Fusillés« in Arras (Frankreich).

Christiane Grefe
Sonst kämen die Geier

Pietät im Angebot

»Ein Mann blieb an einem der Stämme stehen.
Schuld dran war die viel zu lange Predigt.
Er wippte verlegen auf seinen Zehen
Und konnte sich selber nicht recht verstehen.
Dann war auch das erledigt.«
Erich Kästner

Unsere Bestatter haben nichts gegen Fremde. Im Gegenteil: Kaum einer hegt so viel Respekt vor anderen Kulturen wie sie. Nicht nur, weil der Tod alle gleich macht. Sondern schon deshalb, weil nur Südeuropäer oder Gläubige des Islam ihn überhaupt noch angemessen zu würdigen wissen. Also: aufwendig.

Eine »Überführung in die Heimaterde« mitten in kroatisches Kriegsgebiet war es beispielsweise, die Hartmut Woite vom Berliner Bestattungsinstitut »Berolina« nach über zwanzig Berufsjahren doch noch einmal richtig bewegt hat, schon wegen der anrührenden Zeremonie: »Unterwegs warfen die Angehörigen über jede Brücke riesige Summen einfach weg«, erzählt er, noch immer fassungslos, »um so die bösen Geister zu vertreiben ...« Als noch schöner erlebte der Beerdigungsunternehmer mit dem bescheidenen Kreuzberger Lädchen den langen Abschied von einem kubanischen Widerstandskämpfer: ein Toten-Fest mit wildem Samba.

Auch Peter Tiedt, Pressemann bei Berlins traditionsreichen und unter dem Dach der »Ideal«-Versicherung vereinten Marktführern »Grieneisen« und »GBG«, schildert als nachdrücklich-eindrückliche Beerdigungs-Inszenierungen gern die Waschungs-Rituale, die Frauenklagen und Gesänge der Türken oder Sinti im Schöneberger Betriebs-Hinterhof. Und für den Präsentations-Prospekt seiner Firma greift er auf die Sitten noch fernerer Religionen zurück: Totenstadt in China. Tanz für die Ahnen in Afrika. Festmähler in Mexiko. Oder: »Wenn wir Balinesen wären«, so heißt es nach einem knallbunt doppelseitigen DIN-A-3-Folklore-Foto wie aus dem Reiseprospekt, »so würden wir ehrfürchtig in das lodernde Feuer blicken, in dem die Seele des Verstorbenen von seiner leiblichen Hülle befreit wird. Und wir würden ihn stolz und mit Freude im Herzen auf seiner großen Reise ins Jenseits begleiten.«

Und dann kommt sie, die schneidende Frage, der bohrende Stich ins kollektive Unbewußte: »Und bei uns?«

Bei uns erzählt noch ein Freund, wie sehr er in den fünfziger Jahren die

tagelang andauernde Stille im Dorf mochte, wenn einer der Alten gestorben war, das Innehalten; wie ihn die Kondolenz-Besuche fesselten, bei denen man mit kindlich-erbarmungsloser Neugierde die von den Frauen gewaschene und im Zimmermannssarg zwischen Leuchtern aufgebahrte Leiche in Augenschein nehmen konnte; wie er verbotenerweise und im Gebüsch versteckt neben dem festlichen Zug entlangschlich, um nur ja keinen Augenblick des großen Gemeinschaftsgefühls zu verpassen. Bei uns wissen noch in der Generation meiner Eltern alle, wo sie einmal liegen werden. Und ich erinnere mich gut an die wöchentlichen Friedhofsbesuche mit der Mutter: Unkraut rupfen, Geschichten erzählen, die die Toten in die Gegenwart holen. Ich bin, seit ich die Kleinstadt verließ, nie mehr an dieser Gräbern gewesen. Und auf den meisten neuen, die ich kenne, wächst pflegeleichtes Immergrün.

Daß Totenkult und Bestattungskultur in der westlichen Zivilisation »ebenso tot« seien »wie die Toten, um die es geht«, hat nicht nur Neil Postman beklagt. Anschaulich schildert der Kulturhistoriker Philippe Ariès in seiner *Geschichte des Todes*, wie Sterben und Trauer innerhalb weniger Jahrzehnte von einer sozialen und öffentlichen zur gänzlich einsamen, lügenverflochtenen und hygienisch-profanen Privat-Angelegenheit wurden: »Die Gesellschaft hat den Tod ausgebürgert«, schreibt Ariès. Bis zur Unsichtbarkeit: »Das Leben der Großstadt wirkt so, als ob niemand mehr stürbe.«

Wenn nicht noch überall in den Straßen, sei es auch »pietätvoll« leicht zu übersehen, diese bleichen Schaufenster ohne Auslagen an das Unvermeidliche erinnerten: Zwischen Lebensmittelgeschäften und Computer-Shops plötzlich blinde Laden-Augen unter Trauerrändern. »Heimkehr« oder »Zur letzten Ruhe« steht in altdeutschen Buchstaben darüber, Flammen, Kreuze und Kränze zieren milchige Scheiben: Sprach- und Schriftrelikte aus der Zeit, als es den Tod noch gab. Doch hinter den grauen bis cremefarbenen Vorhängen singen die Agenten des Bestattungs-Business das Klagelied von seiner Verdrängung. Sie sind es schließlich, die das Aus-den-Augen-aus-dem-Sinn-Verfahren »jederzeit dienstbereit« praktizieren: abholen, waschen, schminken, einkleiden, die Trauerfeier organisieren, in aller Rest-Dürftigkeit aus kleiner Ansprache mit Streuselkuchen, so nüchtern wie möglich: Die Industrie für die Zeremonie. Die sich nun aufgerufen fühlt, uns, ach, unsere Kälte bewußt zu machen und die verdrucksten Abläufe neu zu gestalten, und sei's um der Einträglichkeit willen.

Die Kundschaft wird es danken. Denn nach der Befreiung vom heiligen Pomp, von entlastenden Konventionen und Ritualen bleiben nur: »Totale Ratlosigkeit, Hilflosigkeit«. So faßt Hartmut Woite, eine schmale Mischung aus Prediger und Piefke in mittlerem Alter, die Erfahrungen

mit Trauernden an seinem wuchtigen Beratungs-Möbel zusammen. Einzig Katholiken und gläubige Protestanten in hohen Jahren brächten noch präzise Vorstellungen von der Beerdigungsfeier für ihre Angehörigen mit in eine seiner drei kleinen Filialen. Die meisten anderen – Atheisten ebenso wie brav steuerzahlende Gemeinde-Mitläufer – wüßten, wenn sie dann vor dem Experten stehen, »überhaupt nicht, was sie jetzt um Himmels willen überhaupt machen sollen«, bestätigt auch Grieneisens Peter Tiedt in seinem ebenso altmodischen Kontor; es steht sehr im Gegensatz zur Ausstrahlung des flotten früheren FDP-Geschäftsführers und immer noch Berliner Stadtverordneten, der kunstvoll einen angemessenen Ernst ausgebildet hat.

Natürlich betrifft die Unsicherheit der Hinterbliebenen vor allem die bürokratischen Allfälligkeiten: Einwohnermeldeamt, Standesamt, Grabstelle, Termine, Anzeigen, Drucksachen, Arbeitgeber, Versicherungen, Rente, »nicht gerade wenige Stempel braucht man in diesem Land«, sagt Hartmut Woite. Doch auch was den kulturellen, den meditativen Teil des Abschieds angeht, soll es ziemlich oft vor allem schnell gehen. Aufbahrungen seien selten geworden; nur die wenigsten wollten Verstorbene noch einmal sehen. Im dicken Katalog ein Ruhe-Hemd ausgesucht: mit oder ohne Plissee oder Rüschen, aus umweltfreundlicher Naturfaser, Kunststoff oder Seide, pastellfarben oder ganz unschuldig weiß. Sodann: Darf ich diesen Sarg empfehlen? Schließlich meist unpersönlich schlicht und klein der Grabstein. »Wir hatten schon Leute«, sagt Woite, »die waren nach zwanzig Minuten wieder draußen.« Und nicht nur wegen der unendlichen Peinlichkeit des Einkaufs von Toten-Waren (für die es in Frankreich regelrechte Supermärkte gibt); genauso schnell ist im Durchschnitt auch die Abschiedszeremonie in der Kapelle und am Grab absolviert.

»Viele wissen, wenn sie zu uns kommen, nicht einmal, auf welchen Friedhof sie wollen«, sie müßten erst aufgeklärt werden, daß beispielsweise auch ein Atheist auf eine protestantische Ruhestätte darf. Blumen, Dekorationen, Urnenschmuck – »das sind alles Beratungen, die man erst mal durchziehen muß«. Oder die Musik: »›So nimm denn meine Hände‹ oder ›Ich bete an die Macht der Liebe‹, das kennt man gerade noch – aber dann ist es auch schon vorbei.« Ein kleiner, uralter Plattenspieler in der Ecke ermöglicht es, »daß man das wenigstens vorher mal kurz hören kann«. Um über Machbarkeit und Geld zu reden: »Der Gefangenenchor aus Nabucco zum Beispiel, der klingt einfach nicht unter zehn Leuten! Und wenn andererseits zehn Mann ein Ave Maria singen, hört sich das noch schlimmer an.« Stets müsse man aber darüber aufklären, betont Woite, »daß Musik natürlich nervlich sehr belastend ist«. Man muß heulen? »Wenn Sie das so ausdrücken wollen so isses.« Und das wollen die

Leute vermeiden? »Deshalb sagen wir das immer vorher dazu.« Und dann? »Dann nehmen viele doch lieber Abstand.« Also bloß keine Gefühle? »Naja, gedämpft. Runtergeschraubt. Im stillen Kämmerlein.«

Wo nur noch etwas über vierzig Prozent der Deutschen (West) laut Allensbach-Umfrage »aus dem Glauben Trost und Kraft schöpfen«, ist die Geistlichkeit auch am Grabe auf dem Rückzug. Viele, sagt der bärtige Hüne Tiedt, wobei ihm ein leises Grinsen unkontrolliert entfährt, griffen zwar – nach dem Motto »wer weiß, wozu's gut ist« – doch wieder auf die zeremoniellen Angebote der Kirche zurück (er selbst hat sich, was Fragen der Metaphysik betrifft, »intensiv mit den Sternen beschäftigt«). Aber diejenigen, meint wieder Woite, »die zum Trost irgend etwas vom Leben nach dem Tod hören wollen«, würden oft enttäuscht: »Immer mehr Pfarrer sagen ihnen nichts davon. Weil sie selbst nicht mehr dran glauben.« Anders als der Mormone Woite, der auf die »buchstäbliche Auferstehung des Menschen« vertraut, jedenfalls auf eine »graduelle Möglichkeit je nach dem Leben, das man führt«. Was ihm den Beratungs-Tonfall gewiß erleichtert – »aber die Betroffenen in ihrer hilflosen Situation vom Mormonismus überzeugen zu wollen, das wäre natürlich unfair«. Es muß jedenfalls etwas dran sein an Woites Skepsis gegenüber den Großkirchen – sonst wären wohl nicht so viele hilflos-poetische Redehilfen für Grabpredigten auf dem Markt, wie die mit dem schönen Titel »Es wird nicht dunkel bleiben«: Darin finden Pfarrer Tips für alle Wechselfälle des Todes, etwa »Ein Zuhause für alle Zeiten – Tod einer alten Schlesierin«; oder »Uns blüht das Leben – Tod einer Biologielehrerin«; oder »Der Tod des Ehemannes löst Fragen aus«.

Weltliche Bestattungen nehmen also, zumindest in großen Städten, zu – mit sehr persönlichen Ansprachen, doch manchmal auch bleiern geleierten Potpourris aus der naturphilosophischen Zitatenkiste. Immer häufiger wird der Wunsch, anonym zu verschwinden; sei es, wie Peter Tiedt sagt, »weil mancher den Kreislauf von Leben und Sterben anders sieht und sich eher im kosmischen Naturdenken zu Hause fühlt«, oder sei es, »um die Angehörigen nicht mit der ewigen Grabpflege zu belasten«. Es komme sogar vor, fährt der Grieneisen-Sprecher fort, »daß Angehörige unseren Bestattern sagen: ›Hier haste die Knete, nu mach mal!‹« Aber, tröstet Tiedt: »Das ist noch kein Trend.«

Der relativierte Stellenwert des Totenkults offenbart sich auch in politischen Entscheidungen: Glatt halbiert wurde unter dem Christdemokraten Norbert Blüm das Sterbegeld, von über 4000 heruntergesetzt auf 2100 Mark, und wer nach 1991 ins Arbeitsleben eingetreten ist, kriegt gar nichts mehr. Das bedeutet einen hübschen neuen Markt für die Versicherungen, aber in immer mehr Fällen auch Sozialhilfe-Unterstützung, also Preisvorschriften vom Sarg über die Zahl der Kerzen bis zum Blumenge-

steck. Und für die Bestatter: Verdienstausfall. In Berlin weht ihnen zudem der demographische Wind entgegen: Die wiedervereinigte Stadt ist weniger überaltert, die Zahl der Sterbefälle sinkt, dafür steigt in Zeiten der Arbeitslosigkeit und bei einem Beruf, den nach ein paar Buchhalter- und Hygiene-Kursen jeder machen kann, die Konkurrenten-Kurve. Rund 120 Firmen gibt es im Westteil, im Osten nochmal so viele. Ein Großbetrieb wie Grieneisen schafft da nach eigenen Angaben gerade einen Marktanteil von knapp über zwölf Prozent. Ein »reiner Verdrängungsmarkt«, so Peter Tiedt, »wo sich die Umsätze halt nicht wie bei Schokoriegeln beliebig vermehren lassen«.

Weshalb an dieser Stelle erklärt werden muß, daß die Herren Tiedt und Woite, sosehr ihre Analysen einer degenerierten Bestattungskultur sich vielleicht ähneln mögen, einander natürlich spinnefeind sind. Denn geschäftlich betrachtet, stehen die beiden als Protagonisten für nun wirklich extrem verschiedene, höchstens gleich erbarmungslose Wettbewerbs-Strategien.

So gehört Hartmut Woite zu den Pionieren des Billig-Angebotes namens »Sarg-Discount« und kommt somit der Entsorgungsmentalität seiner Kunden gezielt entgegen, auch wenn er den schieren Materialismus gerade seiner Konkurrenz unterstellt: Pietät, schimpft nämlich der Bestatter, werde in diesen Zeiten »allzu häufig verwechselt mit dem Gewinn, den man macht. Da geht es nur noch um das Goldene Kalb.« Wg. Pietät sei es zum Beispiel verboten, Preislisten ins Schaufenster zu hängen: »Auf diese Weise entzieht man sich der Vergleichsmöglichkeit des Kunden.« Worauf Woite mit Transparenz reagiert: »Alles wird teurer. Wir aber senken unsere Preise«, steht vorne auf seinen bescheidenen Handzetteln (»Bitte aufbewahren, bitte aufbewahren ...«). Und hinten werden Sarg-Modelle von »DM 407,55 massiv Kiefer« bis »ab 1580,80 DM Mahagoni« angepriesen, sowie Bestattungs-Pauschalen zu Lande, zu Wasser und in der Luft. Wobei »manche Grün-Alternative schon mal wünschen, den Toten selber einzukleiden, und der entsprechende Posten dann natürlich gestrichen wird«.

Der Rest der Branche schäumt: »Die grüßen mich schon gar nicht mehr« – und strengt statt dessen Prozesse an. Doch mit ihrer Klage, die Werbung mit dem Begriff »Discount« verstoße im Zusammenhang mit dem Wort »Sarg« gegen die guten Sitten, kam stellvertretend für viele andere Bestatter die Firma Graser nicht durch: Tatsächlich werde doch die »seelische Ausnahmesituation« der Kunden gerade *nicht* dazu ausgenutzt, »einen Sarg unkritisch zu kaufen«, argumentierte das Berliner Landgericht. Und präzisierte den Warencharakter des Totenkultes folgendermaßen: »Durch die Werbung der Beklagten werden die angesprochenen Verkehrskreise vielmehr umgekehrt erst dazu veranlaßt, nicht nur

gefühlsmäßig zu handeln und ›irgendeine‹ würdevolle Beerdigung auszurichten – koste es was es wolle –, sondern auch sachliche Gesichtspunkte wie die Preiswürdigkeit des Angebots in ihre Überlegungen einfließen zu lassen.«

So ermutigt, setzt sich der Kreuzberger Discounter bei den Branchengenossen immer tiefer in die Nesseln: Neben dem reinen Preiskampf gehört bekanntlich auch noch das Klappern zum Handwerk, selbst bei leisen Tätigkeiten, und wer beispielsweise die Praktiken der Kollegen enthüllt, erscheint dann selbst im strahlendsten Licht der Integrität. Hartmut Woite, der »zu Dutschkes Zeiten, als an der Universität ja nicht mehr gearbeitet wurde«, sein Industriedesign-Studium zugunsten des Nebenjobs abgebrochen hat, findet sich selbst jedenfalls (so seine Werbung) »bekannt durch Presse, Funk und Fernsehen«.

Zum Beispiel: »Haben Sie schon mal mitgeweint?« frage ich. »Ja«, stößt Woite nach einem gekonnt verlegenen Zögern knapp hervor, »aber das versucht man unbedingt zu vermeiden.« Warum? »Es gibt Konkurrenten, die haben das Mitleid regelrecht studiert; man kann ja in solchen Situationen den Hinterbliebenen geschickt so ziemlich alles einreden.« Wo lernt man das? »Wissen Sie: Not macht den Meister ...«

Und wie kommt man an Sterbefälle ran? Manch einer, petzt Woite, »ist schon katholisch geworden, nur um am Kuchen der vorgeschriebenen Erdbestattungen in Berlin zu partizipieren« – denn Erde bringt mehr. Von regelrechten Schmiergeldern mal ganz abgesehen: »Man hat mir in einer Pathologie angeboten: fünfhundert Mark pro Leiche, dann empfehlen sie mich« – wohlgemerkt, nachdem er selbst, natürlich nur testweise, »bis zu 150« gegangen war; doch da dergleichen Summen für Totenmakler steuerlich nicht absetzbar seien, lohne sich die Investition im Endeffekt doch nicht. Die GBG ließ sich vor Jahren mit 430 878 Mark Bakschisch erwischen.

Schließlich hat der Discounter auch den Umweltschutz für sich entdeckt: Nieder mit der giftigen Farblackierung – es lebe der unbehandelte Öko-Sarg. »Ganz ehrlich: Auch ich verkaufe natürlich gern Eiche«, versichert der Sepulkral-Händler. »Aber es ist doch wertvolles Holz, das da weggeht. Ich find's nicht gut.« Weshalb er gerade an einem Konzept für Pappsärge arbeitet, die wie ein Inlet im entscheidenden Augenblick aus dem dekorativen und dann hundertfach benutzbaren Holz-Sarg und an dessen Stelle in die Flammen des Krematoriums entweichen. Das Ding steht kurz vor der Marktreife, Mängel gibt es nur noch bei der Materialentwicklung, um dioxinhaltige Rückstände zu verhindern.

Nachteil beim Discount: »60 Stück« Beerdigungen im Monat braucht man laut Hartmut Woite schon, um das Angebotsgefüge halten zu können. Wer aber glaubt, einzig untere Gesellschaftsschichten griffen auf die

Billigware zurück, täuscht sich: »Wir haben einen großen Kundenkreis an besser gestellten Familien«, betont Hartmut Woite, »gerade die Leute aus Zehlendorf und Dahlem haben doch gelernt, den Pfennig umzudrehen ...«

Grieneisens Pressemann findet das ganze Gerede ums Geld schlicht verlogen: Dies sei ein Dienstleistungsgewerbe mit bekanntlich hohen Personalkosten; die sparsamen Discounter hätten halt auch den entsprechenden Service. Bei Grieneisen hingegen sei jede Beerdigung ganz individuell, wie beim Autokauf, »wo sich ja auch der eine nur die Standard-, der andere die gehobene oder Luxusklasse leisten« könne, mit »Extras« wie Schiebedächern oder Klimaanlage. »Die Leute geben für unendlich viel anderes unendlich viel Geld aus«, protestiert Tiedt, »und wenn sich selbst ein Siebzigjähriger noch für 40 000 Mark ein nagelneues Fahrzeug kauft, dann fragt kein Journalist danach. Aber bei Bestattungen heißt es gleich: Was? Das ist doch bloß 'n Sarg?!«

Im Vergleich mit den Discountern ist Grieneisen mit genau dem umgekehrten Kunden-Problem konfrontiert: »Lächelblech«, der Bestatter der Kaiser und Preußen-Prinzen, der Reichs- und Bundesminister und Bürgermeister und all der Prominenten von Theodor Mommsen und Gottfried Benn über Siemens, Bolle und Scherl bis Zille, Curt Goetz und Grete Weiser, müht sich, auch die sogenannten »einfachen Leute« nicht etwa mit Vornehmheit abzuschrecken. »Die haben sich bei mir genauso viel Mühe gegeben wie beim Alten Fritz und bei Marlene«, schwärmt folglich eine leicht zittrige alte Märchenstimme, und dazu sieht man, zwischen »Iglo«, »Wet-Gel« und »Onkel Dittmeyers«, 30 Sekunden lang gepflegte Witwen-Hände, die zwei goldenen Ringe am Finger, auf einem alt-rosa Kissen: Der erste Fernseh-Spot der Branche, Teil der neuen Grieneisen-Marketing-Strategie.

Kein Vergleich also mit den schäbigen Discounter-Fluggis im Briefkasten. Und während in Hartmut Woites Stube einsame alte Frauen auch noch lange nach der Beerdigung mit einem Kuchen vorbeikommen und »zum Trost einfach ein bißchen bei uns sitzen, wo alles seinen Anfang nahm ...«, organisiert der Groß-Bestatter seine soziale Aufgabe in der Single-Gesellschaft in Form regelrechter Therapiegruppen: Gemäß der swingenden Firmenphilosophie »Mehr als ein Bestatter« treffen sich in solchen Gesprächskreisen unter Anleitung eines »eigens geschulten Lebensberaters« einsame Trauernde, deren Umgebung sie bei dem »Übergang aus der schwatzhaften und ruhigen Alltagswirklichkeit in die pathetische Innenwelt« (Ariès) nicht begleiten mag: »Auch dann lassen wir Sie nicht allein.«

Konkurrenz zur Kirche? »Die machen sich schon mal Sorgen«, erklärt PR-Fachmann Tiedt, der, wie die meisten Kollegen, seinen Freud be-

herrscht: »In unserer Gesellschaft funktionieren viele Leute auch nach dem Tod eines geliebten Menschen immer weiter, bis sie so verkorkst sind in ihrer Seele und ihrem Hirn, daß irgendwann gar nichts mehr funktioniert ...«

Ja, ein Tabu. Ein »dickes« Tabu, schreibt Tiedt. Und das »letzte« Tabu! Und Grieneisen bricht es: »Über den Tod haben wir nie geredet. Bis wir es mußten.« So steht es in Großbuchstaben auf der sonst leeren Prospekt-Seite, einem Blatt, das insgesamt so weiß ist wie das Licht am Ende des Sterbetunnels, von dem »Near-Death«-Erfahrene berichten. Daneben eine dunkeläugige Schöne mit sinnlichen Lippen, eine einzelne schwarze Locke fällt auf die entblößte Schulter. Nur von hinten zu sehen ist der reife, graumelierte Herr, dem sie sich anvertraut, tieftraurig und total entrückt. Das Ganze erschien vor zwei Jahren als Anzeige in *Stern, Hörzu, Brigitte*, der *Bunten*, mit Zwei-Millionen-Mark-Etat und »überwiegend positiven« Reaktionen, aber auch Protesten, zum Beispiel (erwartungsgemäß) der Sexismus-Klage diverser Frauengruppen vor dem Deutschen Werberat.

Auf »Betroffenheit« und »Aufklärung« zielt die Annonce – vor allem jedoch darauf, sich schon zu Lebzeiten mit dem eigenen Dahinscheiden zu befassen, mit Grieneisens Hilfe: In sogenannten Vorverträgen kann man Ausstattung und Ablauf des Unausweichlichen im voraus selbst bestimmen – und vor allem bezahlen; ein »Pay-now-Die-later-scheme« nennt das irritiert ein britischer Vikar.

Vor allem jedoch wird mit dergleichen Kampagnen in einer Gesellschaft, in der vom Buddhismus bis zum Kirchenaustritt jeder machen kann, was er will, der Pietätsbegriff dem postmodernen *anything goes* angeglichen: »Frömmigkeit«, das paßt einfach nicht mehr zu der Gruppe perfekt gestylter Yuppies im Bistro, die, ein jeder dramatisch in eine andere Richtung blickend, im Grieneisen-Prospekt vor ihren Rotwein-Gläsern brüten, zu dem Satz: »Wenn der Tod ins Leben tritt, sollten wir vorbereitet sein.«

So definiert Peter Tiedt Pietät als »die Art und Weise, einer Person in würdiger und ihr angemessener Form zu gedenken« – und da sei es doch eher pietät*los*, »jemanden, der ganz anders gelebt hat«, beispielsweise einen gestandenen Alt-DKPisten, nach streng religiösem Ritual zu bestatten«. Und einen Architekten, der sein Lebtag mit schönen Formen zu tun hatte, könne man doch nicht mehr im Gelsenkirchener Barock zu Grabe tragen! Aber geht das, eine Travestie, ein Feuerwerk am Grab? »Nicht pietätlos, wenn es dem Menschen entspricht«, sagt Tiedt. »Wir machen alles, was nicht rücksichtslos oder gesetzwidrig ist.«

Bisher sind die dahin gehenden Bedürfnisse noch bescheiden: Da wird mal ein letzter Kümmerling gekippt und die Flasche dem Kumpel hinter-

hergeworfen, oder man spielt ein bißchen indische Musik oder spritzt den Sarg rosa um, und Gabi T. erfüllte unter pietätvoller Begleitung der Berliner Boulevardpresse ihrem an Magenkrebs verstorbenen Gatten (respektive seiner Urne) den zu Lebzeiten nie verwirklichten Wunsch, einmal im Luxus-Ferrari über die Avus rasen ... Wie immer ist Kalifornien weiter: Dort werden laut *Süddeutscher Zeitung* Beerdigungen schon lange mit »persönlicher Note« als »Parties« ausgerichtet, »vielfach auf fröhliche Weise«: Schampus am Grab, Jazz auf der Segeljacht, Harley Davidsons und Surfbretter, die mit dem Leichnam in die Erde, ins Meer versenkt werden, oder glitzernde Disco-Stiefeletten als Urnen. Was für den Organisator solcher Feste ein Zeichen dafür ist, »daß der Tod zunehmend wieder als natürlicher Vorgang verstanden wird, wie in alten Kulturen«.

Hierzulande hat Peter Tiedt mit einer Sarg-Schau in der kleinen Berliner Galerie »Remise«, übrigens mit Unterstützung der Aids-Hilfe, für derart neue Formen der Bestattungskultur geworben: Designer-Särge und Urnen im Baukastensystem, in Brückenform, japanisch oder ägyptisch nachempfunden, auch quadratisch oder farbenfroh – *Schöner Sterben*, »die Medien sind ganz scharf auf so was«. Weshalb sich der clevere und elegante Bestattungs-Experte jetzt auch selbständig machen und regionale Fachmessen veranstalten will, um mit Steinmetzen, Floristen, Musikern und Künstlern aller Art der Phantasie – und dem Markt – etwas nachzuhelfen.

Wenn die Tabu-Theorie stimmen würde, dann müßte er dabei doch auf Abwehr und Diskriminierung stoßen? Nein, meint Tiedt, außer gelegentlichen Scherzen im Berliner Parlament, wo man ihn schonmal als »Erfinder des dynamischen Trauerns« belache, gebe es selten Gegenwind. Er jedenfalls schäme sich keinesfalls für sein Engagement: »Erstens kämen, wenn ihr uns nicht hättet, sofort die Geier. Zweitens leisten wir ein Stück Gesellschaftskultur. Und wenn man es so sieht«, lautet sein Fazit, »dann macht es richtig Spaß. Ich find's toll.«

Franz Link (Hrsg.)

Tanz und Tod in Kunst und Literatur

Schriften zur Literaturwissenschaft, Band 8

672 S., zahlr. s/w-Abb., 1 Farbtafel. 1993 ⟨3-428-07512-9⟩

DM 138,– / öS 1.077,– / sFr 138,–

Die in dem vorgelegten Band vereinigten Beiträge setzen die besonders seit Reinhold Hammersteins *Tanz und Musik des Todes*, 1980, aktive Totentanzforschung fort und erweitern sie im Kontext der umfassenderen Thematik von Tanz und Tod in Kunst und Literatur. Der Schwerpunkt der Beiträge über den Totentanz im traditionellen Sinne liegt auf dessen Nachleben im 19. und besonders im 20. Jahrhundert.

Neben dem traditionellen Totentanz werden behandelt der Tanz der Toten auf dem Friedhof, die Legende der drei Toten und der drei Lebenden, der Triumph des Todes, der Tanz der Salome, das Sich-zu-Tode-Tanzen, der Tanz zum Tode sowie das Todesopfer im dionysischen Tanz des Fruchtbarkeitskultes. Dabei zeigt sich, wie sich der Begriff des Totentanzes auf alle Arten der Verbindung von Tanz und Tod ausweitet, das Leben des Menschen im 20. Jahrhundert selbst schließlich als Totentanz verstanden wird.

Zu Wort kommen Musikwissenschaftler, Kunsthistoriker, Literaturwissenschaftler (Germanisten, Romanisten, Anglisten, Skandinavisten), Volkskundler, ein Judaist und ein Medizinhistoriker. Von den nicht unmittelbar in deren Bereich fallenden Medien werden auch die der Oper, des Balletts, des Films, des Fernsehfilms und des Hörspiels in die Untersuchungen einbezogen.

Duncker & Humblot · Berlin

Postfach 410329 · D-12113 Berlin · Telefax (0 30) 79 00 06 31

Gerald Sammet
Das nasse Grab

Also gut, die Geschichte vom Ersten Offizier Bruno Dubielzig aus Glücksburg kann man auch anders erzählen, zum Beispiel, indem man ihn als den Cuxhavener Bootsmann Eickbusch auftreten läßt, oder als den Steward K. von der ›Cap San Nicolas‹, oder man macht einen Holländer aus ihm, weil einem das die Gelegenheit gibt, seine Herkunft nach Terneuzen zu verlegen und ihn am Ende wie den bleichen Kapitän Philipp Vanderdecken auf seinem verwunschenen Schiff aussehen zu lassen. Sicher ist nur, daß alles, was noch von ihm zu berichten ist, irgendwann am Ende der siebziger Jahre im Hafen und später auf der Reede von Yokohama passierte.

Bruno Dubielzig jedenfalls, dessen Ableben seinen näheren Umständen gemäß hier noch einmal angezeigt werden soll, hatte mit seinem Kapitän und dem Chief Engineer der ›Orion Express‹ soeben einen Zug durch den Rotlichtbezirk des japanischen Hafens beendet und war, kaum an Bord zurückgekehrt, schon wieder dabei, das Schiff zu verlassen. Irgend etwas aber – das war vorauszusehen gewesen – geriet mit seinem Gleichgewichtssinn oder Stehvermögen, wie er das im Gespräch mit ein paar Matrosen gerade noch andeutungsvoll genannt hatte, einfach außer Kontrolle. Er stürzte kopfüber von der Gangway in die Lücke zwischen Kaimauer und Schiff und ertrank danach so unspektakulär, wie das nur wirklich erfahrenen Trinkern gelingt.

Zwei Seeleute zerrten die vom Hafenwasser schon ein wenig mitgenommene Leiche am Mittag aufs Schiff, wo sich, nach einer mit höflichem Desinteresse absolvierten Untersuchung der Todesumstände durch die Behörden, der Kapitän für ein Seebegräbnis entschied. Begräbnis ist in einem solchen Fall natürlich nicht wörtlich zu nehmen, aber Bestattung umschreibt den Sachverhalt auch nicht genauer. Weder kommt einer auf See unter die Erde, noch wird ihm dort eine feste Heimstatt zuteil. Man steckt ihn einfach in einen Sarg, kippt ihn mitsamt einem Blumengebinde und wohlmeinenden Bibelworten über die Reling, und für gewöhnlich ist die Sache damit erledigt.

Nur Bruno Dubielzig, inzwischen wieder zu einem ganz eigenen Gleichgewichtssinn gekommen, wollte einfach nicht hinunter ins Meer. Die Holzkiste dümpelte fast wie ein Rettungsboot immer in Reichweite vom Schiff, das sich nun schon auf der Weiterfahrt nach Kobe befand. Wahrscheinlich wäre sie mit dem nächsten günstigen Wind wieder in irgendeinem versteckten Winkel der Bucht von Tokyo gelandet. Daher entschied man sich auf der Brücke für einen recht brachialen Nachschlag zu der bis dahin einigermaßen einfühlsam verlaufenen Zeremonie. Kapitän Streithoff ließ beidrehen, dann peilte er das widerspenstige Objekt und ging volle Kraft voraus mit der ganzen Schiffslänge über den Sarg.

Auch dieses Manöver endete kläglich: Im Kielwasser schwamm, unerschüttert in seiner letzten Behausung, der Erste Offizier Bruno Dubielzig aus Glücksburg, der sich auch beim zweiten Versuch nicht geneigter zeigte, endlich auf den Grund hinunterzusinken. Vermutlich wäre für einen Wiedergänger von solcher Ausdauer Vanderdecken doch ein ganz brauchbarer Name gewesen. Erst im dritten Anlauf schaffte es die Besatzung, ihn sich endlich vom Leibe zu halten. Daß dabei der Sarg in die Schraube geriet, wurde aus Gründen der Pietät nicht eigens im Logbuch vermerkt. Jeder, die ferne und noch ahnungslose Witwe eingeschlossen, sollte sich auf den Vorgang später seinen eigenen Reim machen dürfen.

Mit ein paar Zeilen, vom Dichter Plutarch nach Worten des Feldherrn Pompeius aufgeschrieben, enthüllt sich so auch der Sinn der nicht ganz so pointiert ausgegangenen Geschichten vom Tod auf dem Meer. Matrosen, die sich weigerten, im Angesicht eines Sturms auf ihre Schiffe zu steigen, hatte der römische Stratege des letzten vorchristlichen Jahrhunderts mit einem ›Navigare necesse est‹ anzufeuern versucht. Dem geflügelten Wort kam auf verräterische Weise, kaum daß es ausgesprochen war, seine zweite Hälfte abhanden. Pompeius war die Aussage noch eine Ergänzung wert gewesen, die danach so schonungslos keiner mehr aussprechen wollte: ›Sed vivere necesse non est.‹ Es ist notwendig, zur See zu fahren, aber es ist nicht notwendig, zu leben. Das Ganze offenbart, in der zeitgemäßen Lesart späterer Bildungsbürger, eine bemerkenswerte Koketterie mit dem Tod: Wer sich in Gefahr begibt, kommt in ihr um!

Generationen von Seeleuten haben sich seit Pompeius auf diese Auslegung verständigt. Über dem Portal des Hauses ›Seefahrt‹ in Bremen erscheint 1545 der nämliche Satz: ›Zur See fahren muß man, leben muß man nicht.‹ Hanseatische Kaufleute hatten damit die Formel für die Moral ihres Geschäftsgebarens gefunden. Handel und Wandel, ließen sie wissen, wiegen schwerer als ein Menschenleben. Dabei blieben sie Philanthropen wenigstens in einer Hinsicht: Das Haus ›Seefahrt‹ wurde als wohltätige Stiftung für die Witwen der auf See gebliebenen Kapitäne errichtet. An ihrer Seite lebten und leben bis heute diejenigen Fahrens-

leute, denen es wider Erwarten gelungen ist, an Land ihren Frieden zu finden.

Die deutsche Umgangssprache hat den Satz des Pompeius weiter verkürzt, ohne ihm freilich seinen stillen Schrecken zu nehmen: ›Seefahrt tut not!‹ Diejenigen, die das aus eigener Anschauung so formulieren, wissen nur zu genau, wovon sie da reden. Dem fliegenden Holländer Philipp Vanderdecken ist jeder, der zur See fährt, wenigstens einmal begegnet. Es genügt in der Regel, dafür in einen Spiegel zu blicken.

Kapitän Marryat konfrontiert in seiner literarischen Urfassung der Erzählung vom Gespensterschiff den ruhelosen Holländer mit dessen Sohn gleichen Namens. Die Begegnung der beiden läßt den Untoten für immer von den sieben Meeren verschwinden. Auch dazu allerdings bedarf es brachialer Gewalt. Eine Reliquie vertreibt den ruhelosen Geist in die Erlösung. Von daher wohl hat das Wort von der christlichen Seefahrt seinen besonderen Klang. Schiffe muß man taufen, um sie gefügig zu machen. Erst im Namen Gottes wird die Furie des Verschwindens gebannt. Noch deutlicher sagen es die Engländer: They christen the ship.

Was Wunder, daß sich für die Reise in die Erlösung auch das Wort Mission einbürgern konnte. Draußen auf dem Meer herrschen ohnehin zwiespältige Verhältnisse: Jeder fährt immer ein wenig an sich und an seinem Schöpfer vorbei. Dessen Werk ist noch im Entstehen begriffen; nur der Geist Gottes schwebt über den Wassern. Die materielle Seite der Religion, die Kodifizierung der Schöpfungsgeschichte in greifbaren Bibelworten, hat noch kein schlüssiges Ende gefunden. Tod und Teufel sind allgegenwärtig und wahlweise mit einem Fluch oder einem Gebet fernzuhalten. Daher der Hang der Seeleute zu roher Sprache und frommem Gebaren: In ihrer Zerrissenheit spiegelt sich die Freiheit der Meere, und die wiederum bedeutet Gleichzeitigkeit von Leben und Tod.

So bilden Seefahrt und Hoffart einerseits Synonyma, und im hoffärtigen Leben der Matrosen verbirgt sich andererseits das Heilige, so, wie ihnen auch die Hure als anbetungswürdig gilt und, zugleich Jungfrau, vorm Bug in der Gestalt der Galionsfigur zur Schau gestellt wurde. Überm Mast wehte dazu nicht selten die Totenkopfflagge. Auf solche Weise bezeugte sich die innige Verbindung von Eros und Tod. Nur in dieser Rolle duldeten die Abenteurer der klassischen Seefahrt Frauen an Bord. Ansonsten waren im Katechismus des nautischen Aberglaubens für sie nur Auftritte als Unglücksbringer notiert. Das Schiff selbst ist weiblich und duldet auf seinem Terrain keine Rivalität.

Zwar steht, vom Kaufmannsgeist diktiert, in jedem Seefahrtsbuch, daß, am Zweck der Sache gemessen, das Leben nicht zählt. Insgeheim aber geht es ums Gegenteil: darum, den Satz des Pompeius zu widerlegen, Eros und Tod zu den verläßlichen Gesellen zu machen, als die sie auf

der Landseite agieren. Zur See hin aber ist jeder, der mit ihnen verkehrt, vom ersten Augenblick an verflucht. Eine sonderbare, in ihren Motiven nirgends recht begreifbare Besessenheit stellt sich ein: Kapitän Ahab, hingerissen von seiner Jagd auf den weißen Wal, die einem monströsen Rachebedürfnis entspricht. Arthur Gordon Pym, den seine Reise wider Willen ins absolute Weiß einer antarktischen Gegenwelt hinabstürzen läßt. Ähnliches ist der Besatzung des Bremer Containerschiffs ›München‹ widerfahren, das im Dezember 1978 im aufgepeitschten Weiß des Atlantiks spurlos verschwand. Die Mannschaft aus Bertolt Brechts ›Ballade von den Seeräubern‹ wäre wohl an gleicher Stelle zu finden, von Branntwein toll und Finsternissen, von unerhörten Güssen naß. Sie würden nur zum Himmel fahren, wenn man dort Schiffe fahren läßt. Oder zur Hölle, denn eigentlich liegt darin nur eine Nuance. Auch Joseph Conrads wahnhafter Handelsherr Almayer hält sich dort auf, am Ende seiner Lebenslinie, die vom Meer ins tropische Herz der Finsternis führt. Ihnen allen ließe sich, ein wenig salopp, das umgangssprachliche ›Tote auf Urlaub‹ nachsagen. Immer ist die Verdammnis schon im Spiel, wenn sich das Leben noch regt. Jeder Anfang ist bereits in den Konturen des Endes gezeichnet. Je widerspenstiger sich die Liebe zum Leben artikuliert, um so mehr mischt sich der Tod in dieses Bekenntnis.

Glücklicherweise haben in diesem Spiel an einer unverrückbaren Grenze, für das so ernsthafte Sätze gefunden wurden, immer wieder die banalen Ertüchtigungen einer mindestens genauso massiv aufs Ganze zielenden Moral die gegenläufigen Akzente gesetzt. »Geh nicht zur See, Philipp. Oh, versprich mir dies, mein liebes, teures Kind!« Philipp Vanderdecken, der Sohn des verfluchten Holländers, hatte seiner Mutter diese Bitte so ungerührt abschlagen müssen wie ein Freddy Quinn, der mit der schnulzenseligen Absage ans mütterliche ›Junge, komm bald wieder!‹ gar nicht so weit davon entfernt im Kabinett falscher Seefahrtsromantik ein eigenes Unwesen treibt. Seeleute von seinem Schlag kehren leider immer wieder zurück. Sie hätten daher auch kaum eine Chance beim mittlerweile äußerst gewinnträchtigen Bestattungsgewerbe zur See, dem das ›sed vivere necesse non est‹ des Pompeius verläßlich kalkulierbare Umsätze einträgt.

»Von wegen« müßte einer wie Johannes van Stripriaan dazu eigentlich sagen, wann immer er von Bord seiner ›Pax Mare‹ letzte Worte an die Verstorbenen richtet. »Ebbe und Flut«, lautet seine Standardformel für das Geschäft mit dem Tod, »hin und her wogen die Wellen. Alles lebt in Stille. Die Geselligkeit ist stumm und weich. Kein strenger Wille stört dieses Totenreich.«

Viel Aufhebens wird daher auch nicht davon gemacht, daß das Gewissen im Angesicht des Todes dann doch etwas vernehmlicher schlägt. Dem

immerhin paßt die Branche sich an. Sie gibt sich auch, auf Kollisionskurs mit ideologischen Vorbehalten, bei der Exekution des letzten Willens der Hinterbliebenen so zeitgemäß modebewußt wie die in der Sache weit pietätloseren Konkurrenten vom Dualen System. »Die Seebestattung«, heißt es beim Entsorgungsfachmann Johannes van Stripriaan lapidar, »ist die sauberste Methode, weil es keine belastenden Rückstände gibt.« Von wegen. Es wird nur nicht darüber geredet, wie genau die Asche in die Urnen geriet und wohin es den Rauch aus dem Krematorium wehte. So wenig wie darüber, ob nicht das eine oder andere der letzten Worte an die Adresse des Toten eine ganz erhebliche Belastung für die Überlebenden sein könnte.

Richtig berühmt im Gewerbe wurde der Hamburger Kaufmann und Reeder Max John van der Ster. Von ihm stammt die unvergleichliche Formel ›Wirtschaftlichkeit eines Seemannsgrabs‹, die auf unmißverständliche Weise verdeutlicht, daß bei den Holländern dieser Tage Erlösung eine solide kalkulierte Anbindung an die Inflationsrate aufweist. Kapitän ist er auch einmal gewesen, bevor er seine schwarze Flotte in Richtung Helgoland schickte. Dort, wo vom Fehlen eines strengen Willens in überwiegend aufgewühlter See nun wirklich keine Rede mehr sein kann, werden allerdings nur die sozusagen waschechten Fahrensleute dem Meer übergeben. Ein bißchen soll es schon noch so sein wie zu ihren besseren Zeiten, wiewohl Windstärken jenseits von sechs Beaufort als durchaus branchenunüblich gelten. Es ist ja nur im Sinne der zuvor verabredeten Pietät, daß an solchen Tagen einzig die Urne ihren Weg über die Reling antreten möge.

Nur wo auch das Meer die Totenruhe einhält, besteht nicht die Gefahr, daß der Seemann bei nächster Gelegenheit doch wieder an Land und unter Leute gerät. Der Physik des Weges nach unten ist mit einer ausreichenden Anzahl von Luftlöchern Rechnung zu tragen; einzig dies und die Beimischung von Beton und Bitumenmasse verhilft der schönen Seele zu ihrem ordnungsgemäßen Gewicht. Ein wenig Belastung muß da, entgegen anderslautenden Behauptungen, schon sein. Schließlich ist die eine oder andere Urne auf nie ganz aufzuklärenden Wegen am in der Hinsicht nun wirklich sakrosankten Strand von Sylt angeschwemmt worden.

Dafür bleibt dann, wenn die Sache endlich gelingt, die letzte Positionsmeldung des Verstorbenen für die Hinterbliebenen so abstrakt wie die meisten seiner Aufenthaltsorte in der Zeit, die für ihn noch die Fahrenszeit war: Nordergründe zum Beispiel, 53° 57' Nord, 08° 00' Ost, Tiefe 20 m. Der ohnehin aufs Marketing berechnete Satz »Die Rückkehr ins Meer, aus dem alles Leben kommt« wird deshalb auch nicht eigens im Logbuch vermerkt. Leben kommt nun mal aus dem Meer und hat etwas mit Kreisläufen zu tun. Das ist es auch, was neuerdings eine Schicht

ökologisch umtriebiger Akademiker am nassen Grab so fasziniert: daß ein Mensch, und dazu auf so würdevolle Weise, wieder dem Allgemeinzustand einer früheren Phase der Evolution zugeführt werden kann.

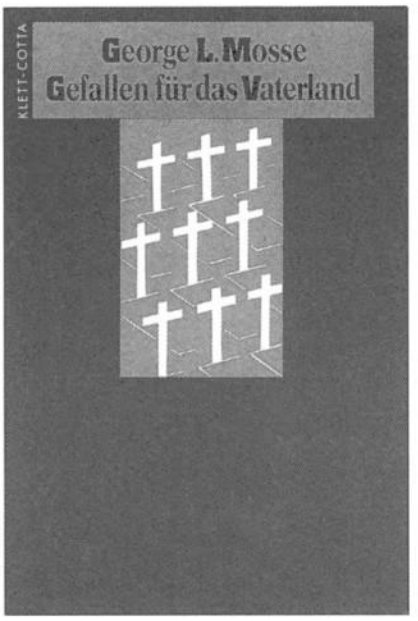
Da macht es dann auch nicht mehr ganz so viel aus, wenn einen das Absetzen der Urne hin und wieder an die jedem Seemann geläufige Arbeit mit dem Pützeimer erinnert. Auch dabei bleibt das für wünschenswert erachtete Maß an Würde gewahrt. Wenn alles getan ist, macht vielleicht noch die Geschichte vom Maschinisten H. auf dem Hochseeschlepper ›Force‹ unter den Trauergästen die Runde. H., wird dann erzählt, hatte beim Passieren der Doggerbank für seinen dort zur letzten Ruhe gebetteten besten Freund stets eine Flasche ›Beck's‹ in stiller Reserve. Jedesmal, war ihm irgendwann aufgefallen, gab sich die See dort nach der Übergabe des Biers wilder bewegt. Bis ihm einfiel, was den Seemann drunten auf dem Grund so in Rage versetzte: Den Flaschenöffner, den hatte er in all den Jahren vergessen.

Nein, geschmackloser als anderswo ist deswegen noch längst keiner auf See. Nur das bißchen derber eben, das allein daher rührt, daß man auf Planken nicht ganz das Vertrauen der Landratten zu seinem Schöpfergott hat. Andererseits tragen die Totenschiffe dann um so geschmackvollere Namen, ›Küken‹ oder ›Forelle‹ oder ›Südwind‹ oder ›Lacs I-III‹, und in Hamburg hat ein schwarzes Schaf aus dem genauso schwarzen Gewerbe sogar einmal, obwohl es nur über ein Boot mit Außenbordmotor in einer gut verschlossenen Garage verfügte, mit den bei ihm angelieferten Urnen einen schwunghaften Handel in eine nicht mehr zuverlässig aufzuklärende Richtung betrieben. Das Schiff war nicht einmal registriert und legte auf diese Weise Ehre für all diejenigen ein, die der kompromißlosen Anonymität der Seebestattung so werbewirksam das Wort reden. Aussichtsloser kann man einfach nicht mehr von der vom Spiegel der Ozeane markierten Bildfläche verschwinden.

Für die Bremer Seeleute hat, sind sie erst einmal tot, sogar die Polizei noch was übrig. In der Außenweser, über den Roten Gründen in Sichtweite vom Leuchtturm ›Roter Sand‹, gewähren die Kapitäne ihrer Patrouillenboote ausschließlich denjenigen, die wirklich einmal zu ihrer Kundschaft gehörten, ein schlichtes Lebewohl mit acht Glasen auf der Schiffsglocke und den garantiert passenden, weil dem Ereignis angemessen unbeholfenen Worten. Die Wasserschützer schieben nebenbei ihren gewöhnlichen Dienst. Sollte ihnen ein Schiff vorschriftswidrig in die Quere geraten, wird erst einmal ermittelt und danach beigesetzt. Seefahrt tut not: Gut zu wissen, daß der Satz manchmal wirklich noch seine Gültigkeit hat.

Die Liturgien des Sterbens

Vier Werke über das Opfer und sein Vaterland



Aus dem Amerikanischen übersetzt von Udo Rennert
1993. 304 Seiten,
28 Schwarzweiß-Abbildungen,
Leinen mit Schutzumschlag,
DM 68,– / öS 530,– / sFr 69,80
ISBN 3-608-91622-9

George L. Mosse spannt in diesem Werk über den Mythos des Kriegserlebnisses einen Bogen von der französischen Revolution bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs, vom Heldenkult der Napoleonischen Kriege bis zum Nationalsozialismus. Er beschreibt die Verwandlung des Kriegs in eine sinnvolle, gleichsam natürliche Macht. Das Massensterben wird dabei zunehmend seines Schreckens beraubt und die Opfer werden zu Helden verklärt.
In diesem Gang durch die Geschichte offenbart der heroische Mythos seine radikale Unvernunft.

Martin Papenheim
Erinnerung und Unsterblichkeit
Semantische Studien zum Totenkult in Frankreich
Sprache und Geschichte, Bd. 18
1992. 353 Seiten,
Leinen mit Schutzumschlag,
DM 98,– / öS 764,– / sFr 100,10
ISBN 3-608-91615-6

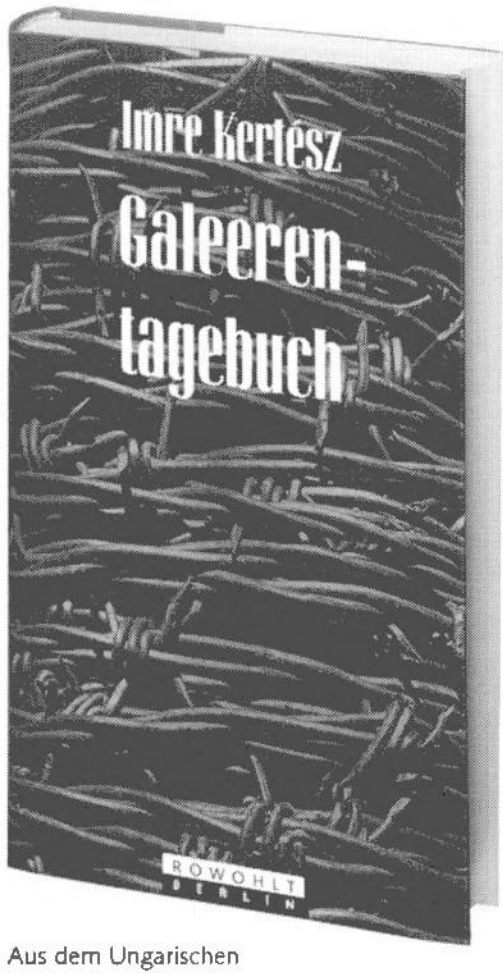
Volker Ackermann
Nationale Totenfeiern in Deutschland
Eine Studie zur politischen Semiotik
Sprache und Geschichte, Bd. 15
1990. 349 Seiten, 26 Fotos,
Leinen mit Schutzumschlag,
DM 68,– / öS 530,– / sFr 69,80
ISBN 3-608-91335-1

Michael Jeismann
Das Vaterland der Feinde
Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792 – 1918
Sprache und Geschichte, Bd. 19
1992. 414 Seiten, 18 Abb.,
Leinen mit Schutzumschlag,
DM 98,– / öS 764,– / sFr 100,10
ISBN 3-608-91374-2

Klett-Cotta

ROWOHLT
BERLIN

Das Leben, vom Schreiben bezeugt



Einen Tagebuchroman nennt der ungarische Schriftsteller Imre Kertesz seine weitgespannten Selbsterkundungen aus dreißig Jahren – keine Chronik, kein Arbeitsjournal, sondern Aufzeichnungen, Abschweifungen, Einwürfe, die sich alle letztendlich auf das Schreiben beziehen, jene Galeerenarbeit, ohne die das Leben nach Auschwitz unerträglich wäre.

Aus dem Ungarischen
von Kristin Schwamm.
320 Seiten. Gebunden. DM 38,–
öS 297,–/sFr 38,–

Cornelia Geißler
Unter der Erde der DDR

Der Spaziergänger, der heute den Städtischen Zentralfriedhof in Berlin-Friedrichsfelde aufsucht, findet ihn wohlgepflegt vor. Eine großzügige Anlage mit alten gesunden Bäumen, an den geharkten Wegen stehen Bänke – ein besinnlicher Ort. Von den Gräbern und Denkmalen, die zur *Gedenkstätte der Sozialisten* gehören, sind die Spuren der von jungen Nazis oder gelangweilten Jugendlichen alle Jahre hingeschmierten Sprüche und Symbole ihrer Gesinnung beseitigt. Meistens liegt bei Rosa Luxemburg eine Nelke – bei anderen nur selten. Die Gedenkstätte soll, so hat es die Stadt nach der Vereinigung beschlossen, als zeitgeschichtliches Zeugnis erhalten bleiben.

Die Unsterblichen

Gestorben wird überall. Auch ein atheistisch ausgerichtetes Staatswesen muß sich Gedanken um seine Toten machen. Die Deutsche Demokratische Republik ist inzwischen selbst verblichen. Da liegt es nahe, nach den während der vierzig Jahre verstorbenen Menschen zu fragen, sich auf Spurensuche nach Sterbe- und Begräbnisriten im Sozialismus zu begeben. Aber gab es die überhaupt? Rituale wie die sozialistische Eheschließung, für die als neuer Brauch in den Katalogen der Standesämter empfohlen wurde, das junge Paar möge den Brautstrauß am Lenindenkmal der jeweiligen Stadt niederlegen. Rituale wie damals die Jugendweihe, mit dem Gelöbnis, fortan dem sozialistischen Vaterlande treu zu dienen. Nun war ja mit der Zukunft im Todesfalle schlecht zu rechnen. Die Hoffnung auf ein Weiterleben im Jenseits bleibt einem Anhänger der materialistischen Weltanschauung schlicht versagt. Tod: aus, finito – konjez. Da boten immerhin die Zeilen der so anrührenden Hymne auf die »Unsterblichen Opfer« Trost an: »Einst aber, wenn Freiheit den Menschen erstand, und all unser Sehnen Erfüllung fand, dann werden wir künden, wie ihr einst gelebt ...« Alles weitere also in den Lehrbüchern.

So kam dem Begräbnis die Rolle zu, den hinterbliebenen Angehörigen, dem zeitungslesenden Volk und den Aufrechten vor den Fernsehern noch einmal etwas vom Wert des Toten im Leben zu vermitteln. Für die oberen Chargen war das verbindlich geregelt. Nur für sie nämlich erklang die Klage »Unsterbliche Opfer, ihr sanket dahin ...«, selbst wenn sie nur Opfer eines natürlichen Todes wurden. Amtsträger der höheren Art fanden ihr Plätzchen innerhalb der Friedrichsfelder Gedenkstätte. Dort erinnert die neueste und letzte Tafel am halbrund gemauerten »Ring der Sozialisten« an Werner Felfe, den ZK-Sekretär für Landwirtschaft, der 1988 im September starb. Die Zeitungen vermeldeten die Tragik des Abschieds. Von einem großen Verlust ging die Rede, von einem erfüllten Leben im Kampf für Frieden und Sozialismus. Glückliches Ende, ein Jahr vor dem des Staates. Seine wesentlich höher gestellten Genossen Horst Sindermann (1973-1976 Ministerratsvorsitzender) und Hermann Axen (seit 1966 als ZK-Sekretär für internationale Verbindungen zuständig) wurden 1990 bzw. 1992 nur noch auf dem Gräberfeld des Pergolenwegs direkt nebenan untergebracht. In aller Stille. Was aber heißt »nur noch«? Auch hier sind vor allem Menschen beigesetzt, denen wichtige gesellschaftliche Stellungen zugewiesen waren. Konrad Wolf zum Beispiel, Filmemacher und Präsident der Akademie der Künste. Bei dessen Beerdigung 1982 ging ein erstauntes Raunen vor den Fernsehern los, denn erstmals seit langer Zeit zeigte sich sein bis dahin in der Spionage verdeckt arbeitender Bruder Markus Wolf sichtbar für Kameras und Teleobjektive.

Wer wohin gebettet wurde, mußte unter Berücksichtigung der Stellung innerhalb der Hierarchie von Fall zu Fall entschieden werden. Sobald jemand eine größere Rolle in der Öffentlichkeit gespielt hatte, war auch in der DDR sein Tod nicht mehr privat. Aus der Beisetzung der großen Schriftstellerin Anna Seghers auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof wurde eine Staatsaktion, durchorganisiert wie eine Diplomatenbegegnung. Und zur Beerdigung des mysteriös im Zeuthener See umgekommenen amerikanischen Sängers und Schauspielers Dean Reed befand sich die Stasi in Alarmbereitschaft: Udo Lindenberg kam aus West-Berlin angereist.

1951 wurde die Gedenkstätte der Sozialisten deshalb in Berlin-Friedrichsfelde eingeweiht, weil dort bereits wichtige Symbolfiguren der Arbeiterbewegung ruhten. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht waren hier begraben worden. Zu ihren Gräbern führten seit 1946 alljährlich im Januar Gedenkdemonstrationen. Aus dieser Ehrerweisung entwickelte sich ein echtes sozialistisches Ritual: An der Spitze des Zuges lief das Staats- und Parteioberhaupt inmitten der führenden Genossen. Angekommen an der Gedenkstätte, sammelten sie sich auf einer kleinen

Tribüne. Das Volk kam hinzu. Die der Kranzniederlegung folgende Rede gedachte der Toten und pries die Erfolge des Volkes und seiner Regierung. Jemand hatte dabei die ehrenvolle Funktion, sorgfältig den Beifall zu protokollieren, damit die Bürger tags darauf im *Neuen Deutschland* lesen konnten, zu welchen Sätzen er lang anhaltend währte oder kurz und heftig erklang.

Jede Bezirksstadt hatte ihren sozialistischen Ehrenfriedhof. Auf dem in Potsdam etwa liegen 24 als verdienstvoll eingestufte Persönlichkeiten. Das Statut für diesen Ehrenhain innerhalb des Neuen Friedhofs legte fest, wem die Plätze dort freigehalten wurden: Kämpfern gegen Nazismus, Teilnehmern an den bewaffneten Kämpfen der Arbeiterklasse, verdienten Mitgliedern der Partei sowie Persönlichkeiten mit hohen Verdiensten beim sozialistischen Aufbau – »unsterblichen Opfern«. Inzwischen haben mehrfach Hinterbliebene den Antrag gestellt, ihre Verstorbenen wieder umzubetten. Die einstige Ehre ist verblichen.

Der Friedhofsdirektor

Das Friedhofswesen in Berlin, Hauptstadt der DDR, gehörte zum VEB Kombinat Stadtwirtschaft – genau wie die Müllabfuhr und der Altpapier und Schrott verwaltende Betrieb SERO. Wie ein Begräbnis für einfache Leute, den normalen DDR-Bürger, auszusehen hatte, war den Behörden ziemlich egal. Bernd Cornelius, früher Friedhofschef in Ost-Berlin, sagt dazu nur lakonisch: »Am Friedhof kann man erkennen, welche Kultur ein Volk hat. In der DDR bestand eine gestörte Beziehung zum Tod. Die Friedhöfe waren das letzte Rad am Wagen.« So gelangten die Stätten für die Toten in ein Kombinat zwischen Müll und Altpapier – in einen nicht gerade wohlhabenden Betrieb. Dabei entsprachen die Gebührensätze für Beerdigungen bis ins Jahr 1989 denen aus dem Reichsfeuergesetz von 1936. Mit 15 Mark konnte man über 25 Jahre eine sogenannte Erdreihenstelle bezahlen, die Urnenstelle kam auf 60 Mark – hier war dann der Sarg entsprechend billiger. Denn insgesamt hatten die Hinterbliebenen für einen DDR-Toten bei Erd- und Feuerbestattung etwa 600 Mark einzuplanen, mit Sarg, Sargschmuck und kleiner Trauerfeier. Heutzutage müssen sie das Drei- bis Vierfache berappen – und das sind erst 80 Prozent der West-Tarife für Beerdigungen. Den Friedhofsverwaltungen in der DDR jedenfalls reichte das Geld, das sie zur Verfügung hatten, an allen Ecken und Enden nicht. Da wunderten sich dann im Sommer die Leute, wenn das Grün auf den Gräbern grau wurde, obwohl sie doch den Obolus für Gießpflege entrichtet hatten – 60 Mark für 20 Jahre. Für diese Summe mußte der Regen schon vom Himmel kommen, da Personal und

Technik fehlten. Den Mitarbeitern mangelndes Engagement vorzuwerfen, wäre aber ungerecht. Denn wie allerorten die Brigaden in Betrieben kämpften auch die städtischen Friedhöfe fleißig um den Titel »Kollektiv der sozialistischen Arbeit«. Als zusätzliche Einnahmequellen dienten hin und wieder Auktionen alter, künstlerisch wertvoller Grabsteine im Westen oder Überführungen von Leichen über die Mauer hinweg. Auf diese Weise kam das Friedhofswesen zu den begehrten Valuta. Daß in der DDR die Preise für Grundnahrungsmittel, Mieten und Verkehrstarife schon aus politischen Gründen stabil blieben, ist bekannt. Genauso wurden auch nie höhere Bestattungskosten eingeführt. Wenn aber Subventionen gestrichen wurden, waren zuerst solche Bereiche betroffen, die nicht direkt die Grundbedürfnisse der Menschen berührten – also zum Beispiel die Stadtgartenämter und die angeschlossenen Friedhöfe. Letztlich entsprachen die meisten Probleme, die die Bürger mit den Gräbern ihrer Angehörigen hatten, dem DDR-Alltag. Frische Blumen zu besorgen, gehörte oft zum aufwendigen Zeitvertreib in der Mangelwirtschaft. Und angemessene Särge, für die es in der DDR auch den hübschen, jedoch selten gebrauchten Begriff »Erdmöbel« gab, waren ebenfalls nicht immer gleich zu haben, denn Holz war ein rarer Rohstoff.

Bernd Cornelius weiß für die spärliche Zuwendung zu seinem Arbeitsbereich nur eine Erklärung: »Die Leute hatten in der DDR kein Verhältnis zum Tod. Der Tod war in den Plänen nicht vorgesehen.« Cornelius war von 1981 bis '91 als »Abteilungsleiter Friedhöfe Süd« Direktor von acht Friedhöfen. Im Stadtviertel Baumschulenweg liegt der größte dieser Friedhöfe. Er besteht aus zwei weiträumigen Anlagen. Der Platz zwischen beiden wird von der Skulptur einer trauernden Mutter bestimmt. Eine weitere Plastik, auf dem Gelände des Neuen Friedhofs, erinnert an die Jahre des Faschismus: Arbeitergestalten mit entschlossenen Gesichtern und roter Fahne, Mutter und Kind, ein ausgemergelter Mann mit emporgereckter Faust in Sträflingskleidung gruppieren sich, teilweise nur als Halbreliefs hervorgehoben, um eine schmale Wand. Die Symbolik ist unverkennbar – eine Aufschrift wie »Die Toten mahnen uns« braucht man hier nicht. Am Eingang hängt immer noch die Friedhofsordnung des Magistrats vom 1. Januar 1981 aus. »Der Friedhof ist eine Kulturstätte«, heißt es da. »Sammlungen vorzunehmen oder Druckerzeugnisse zu verteilen« sei mit dem Charakter eines Friedhofs unvereinbar und deshalb untersagt. Das klingt nach schlechten Erfahrungen.

In der DDR dominierten die Urnenbestattungen, was sich leicht mit dem überwiegend atheistischen Verhältnis zum Tod begründen läßt. Das Krematorium Baumschulenweg ist bis heute das wichtigste in Berlin, 70 Prozent aller Verbrennungen werden hier vorgenommen, von »Verbrennern«, wie sie neuerdings heißen und darüber nicht glücklich sind; zu

DDR-Zeiten lautete die Berufsbezeichnung »Feuerbestatter«. Wegen der Umweltgifte, die hier aus dem fast neunzigjährigen Krematorium in die Berliner Luft rauchen, soll es aber Mitte 1994 abgerissen und dann völlig neu gebaut werden.

Große Beerdigungen mit entsprechender Bedeutungsschwere gab es nur bei den ganz Großen, also in Friedrichsfelde. In diesen Fällen fand die Trauerfeier im Zentralkomitee statt, der Friedhof bot nur noch Kulisse und Platz für die Beisetzung – so war die Trauer nicht nur feierlicher, sondern auch sicherer zu organisieren. Zu den besonderen Beerdigungen, die Bernd Cornelius erlebt hat, zählen die der Schwester des Ministerratsvorsitzenden Willi Stoph in Baumschulenweg und in Pankow das Begräbnis der früh verstorbenen Enkelin von Erich Honecker. Sonderbehandlung genossen aber alle Mitglieder von SED-Zentralkomitee, Bezirks- und Kreisleitungen, vom Ministerium des Innern (für Tote vom Oberstleutnant aufwärts spielte das MdI-Orchester) und vom Ministerium für Staatssicherheit und deren engere Angehörige. Sie fanden selbstverständlich auf einem speziellen Urnenfeld innerhalb der städtischen Friedhöfe ihren Platz. Ein als Protokollchef ausgewiesener Mann hatte die Aufgabe, für sie alles ganz penibel im voraus zu regeln. Da spielte sich manch groteske Szene ab. Erschien dem Herrn das Licht in der Feierhalle nicht angemessen, mußten neue Glühbirnen eingeschraubt werden, kamen nur milchige Strahlen durch die Fenster, wurden diese geputzt. Unauffällige Kollegen sahen in den Gullys nach, ob sich dort nicht etwa jemand versteckt hielt, die gleichen Gestalten verkrochen sich während der Beerdigung in den Hecken. Das Friedhofspersonal durfte dann nicht auf dem Gelände arbeiten. Für die Bürger war der Friedhof zu diesen Zeiten natürlich geschlossen, der Parkplatz davor gesperrt. Und trotzdem passierten Pannen wie bei der Trauergesellschaft für Willi Stoph, in die beinahe ein Fahrzeug Typ »Multicar« hineingefahren wäre. Man hatte vergessen, dem Fahrer Bescheid zu sagen.

Gegen den verwahrlosten Eindruck vieler städtischer Friedhöfe wollte die Akademie der Künste in den achtziger Jahren etwas unternehmen, erzählt Cornelius. Aber der gute Wille allein konnte nichts ausrichten. Auch denen fehlte das Geld. Dann schrieb sich der Freidenkerverband ins Programm, mehr Kultur auf die Friedhöfe zu bringen. Doch ging die Gründung dieses Verbandes kurz vor Ende der DDR auf einen Parteibeschluß zurück, da konnte er sich in seiner Anfangszeit keiner großen Resonanz erfreuen. Ein so plötzlich angeordnetes freies Denken stieß nur auf Mißtrauen.

Das Friedhofsgesetz sah vor, daß weltliche Beerdigungen auch auf kirchlichen Friedhöfen vorgenommen werden konnten, konfessionell gebundene Bürger auch auf den städtischen Friedhöfen Platz finden durften – das war innerhalb des sozialistischen Lagers eine sehr großzügige Gesetzgebung. In der DDR kam im Durchschnitt eine kirchliche auf neun weltliche Beerdigungen. Die dafür benötigten Redner vermittelte in Berlin eine Agentur »Freie Sprecher«. Viele von ihnen hatten zuvor als Schauspieler oder Lehrer ihr Geld verdient. Sie waren durch Prüfung vom Magistrat für diese Arbeit bestätigt, doch ihr Ruf war nicht der beste. Es kursierten wenig vertrauenerweckende Berichte über solche Redner: Männer in längst verblichenen schwarzen Anzügen, die ihnen mindestens in den Schultern zu eng waren; Männer mit aufgedunsenen Gesichtern, immer leicht betrunken, damit sie den Tod ertragen konnten. Doch nur für wenige dieser Geschichten, die alle kennen, gibt es Augen- und Ohrenzeugen wie für jene von einem Redner, der dem Sohn des Verstorbenen immerzu auf die Brust sieht, seine Ansprache zu Ende haspelt und dem Sohn dann statt des fälligen Beileids die Frage stellt: »Wo haben Sie denn den schönen Schlips gekauft?« Ein anderer soll so viele Menschen pro Tag unter die Erde gebracht haben, daß er bekannt dafür wurde, ständig Namen und Familienverhältnisse der Trauergäste zu verwechseln.

Bei der Anmeldung eines Begräbnisses bekamen die Hinterbliebenen einen Redner empfohlen, den konnten sie, wenn sie wollten, vorher aufsuchen. Nur glichen sich die Ansprachen an die »Werte Trauergemeinde« oft deshalb bis aufs Wort, weil so selten Leute von der Möglichkeit Gebrauch machten, vorher einen Text abzustimmen. Da trat dann der Redner noch wenige Minuten vor Beginn des Zeremoniells vor der Feierhalle von einem Bein aufs andere in Erwartung der Auftraggeber – um die Floskeln vom erfüllten Leben wenigstens um ein, zwei persönliche Bemerkungen ergänzen zu können. Wenn aber ein vorbildlicher Arbeiter oder Verdienter Aktivist besonders geehrt werden sollte, mußte sich der Trauerredner keine großen Sorgen machen. Dann sekundierte ihm in der Regel ein BGL(Betriebsgewerkschaftsleitungs)-Vorsitzender, ein Direktor oder Abteilungsleiter.

Olaf Baden, der nach einer abgebrochenen Laufbahn beim Sender Rostock von Radio DDR als Moderator, Conférencier und Discjockey arbeitete, sah den Job als Trauerredner für sich damals als »Nische« an: eine Nische zum Geldverdienen, ohne ständig von Vorgesetzten beäugt zu werden. Der große kräftige Mann mit dem dichten Lockenhaar und der warmen Stimme will so gar nicht in die gängigen Vorstellungen vom

Trauerredner passen, er ist schließlich erst 37, hat Familie und Eigenheim. Dann stimmt das Klischee aber doch: In den drei Jahren von 1987 bis 1990, als er dieser Beschäftigung nachging, kam sein Hochzeitsanzug wieder zu Ehren, obwohl der um den Bauch nicht mehr so richtig paßte und deshalb offenblieb. Schließlich war diese Arbeit, für die er sich bei der Abteilung ÖVW (Öffentliche Versorgungswirtschaft) beim Rat der Stadt Potsdam beworben hatte, schlecht bezahlt. Die bis zum DDR-Ende gültige Satzung von 1961 sah 20 Mark für einen Auftritt vor; zusätzlich konnte man 10 Mark als »Aufwendungsgebühren« abrechnen. Davon kriegte man noch keinen Anzug. Olaf Baden hat seinen Lohn »meistens selbst höher gesetzt«, wie er sagt. Und das hätten alle so gemacht. Er nahm in der Regel 100 Mark für eine Ansprache; da er über die Dörfer zog, berechnete er Fahrtkosten noch dazu. »Für eine Conference habe ich ja auch 140 Mark bekommen.« Das läßt sich durchaus vergleichen. Wie ein Discjockey fuhr der Redner mit seinem Kassettenrecorder über Land, weil die Friedhöfe in kleinen Orten sonst keine Möglichkeiten für eine Trauermusik hatten. Selten nur gab es ein Harmonium. Und eine Orgel mit Organist erlebte er als Luxus auf dem Neuen Friedhof in Potsdam und dem Südwestfriedhof Stahnsdorf.

Olaf Baden, der längst wieder beim Hörfunk sein Geld verdient, denkt nicht gern zurück. Andere haben ihre Zeit als Trauerredner in der DDR schnell verdrängt. Er spricht wenigstens darüber. Die Arbeit auf den Friedhöfen hat ihm zugesetzt. Baden erlebte Beerdigungen von Kindern, die brachten ihn aus dem Gleichgewicht. So hat er versucht, für sich selbst ein anderes Verhältnis zum Tod zu finden, er hat sich mit Religionen beschäftigt. Inzwischen scheint ihm der Gedanke an Reinkarnation ganz tröstlich.

Olaf Baden war weit und breit der jüngste Redner, über sein Alter haben sich die Leute zunächst oft gewundert. Aber wenn er sprach, »war absolute Stille in der Feierhalle«, sagt er. Der Mann mit der vertrauenweckenden Radiostimme wollte die Leute beeindrucken. Er legte Wert darauf, seine Ansprachen immer auch mit persönlichen, emotional gefärbten Worten zu schmücken, weil die am besten ankamen. Aber Trost konnte nur christliches Gedankengut spenden, davon ist er überzeugt. Seine beste Schule sei die Hospitation bei einem Pfarrer gewesen, auch von Albert Schweitzer habe er gelernt – Zitate von beiden illuminierten seine Reden. Vordrucke mit Textempfehlungen, etwa vom Rat der Stadt, hat er nie gesehen.

In den kleinen Ortschaften organisierte die Partei die sozialistischen Trauerfeiern meistens im Kulturhaus. Dann erklang häufig das »Lied vom kleinen Trompeter« oder »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit«. Die typische Formel aus den offiziellen Nachrufen: »Ein Kämpferherz hat

aufgehört zu schlagen«, die auch in viele Trauerreden einging, macht deutlich: Feierliche Situationen hatten im Sozialismus oft die Tendenz zum Kitsch. Revolutionsromantik.

Badens Erfahrungen decken sich weitgehend mit denen des Friedhofsdirektors: Der Tod wurde verdrängt. Bei den fünf oder sechs Reden, die er pro Woche hielt, hätten einige natürlich auch Toten von VdN, VVN, Ordensträgern und Arbeiterveteranen gegolten, erzählt er. Derentwegen sprach dann ein Mann von der SED-Kreis- oder -Bezirksleitung mit ihm, »irgendein Handlanger«. Doch hatte er das Gefühl, daß auch diesen Protokollverantwortlichen das Thema eigentlich unangenehm war: »Weil alle Angst vorm Tod hatten, waren die Trauerreden wirklich ein Freiraum.« Und während es damals im Kreis Potsdam nur zehn weltliche Redner gab, fünf festangestellte und fünf freie, sei heute der Markt für Trauerredner stark umkämpft – denn mittlerweile kann man mit den wohlgesetzten Worten richtig Geld verdienen.

Der Totengräber

Spaß muß sein, selbst bei der Beerdigung – sonst geht ja keiner hin. Sagt der Volksmund, wenn er sarkastisch gelaunt ist. Totengräber hatten natürlich auch im untergegangenen Staate wenig Spaß. Aber wenn es hieß, alte Gräber aufzulösen, um Platz für neue zu schaffen, verwandelten sie sich gern in Goldgräber, um die ungerechte Bezahlung ihrer Arbeit auszugleichen. Da wurde so mancher Goldzahn aus dem seit über fünfundzwanzig Jahren trockenen Kiefer gebrochen. Das Geld, das ihnen von VEB Münze als Gegenwert für den güldenen Zahnersatz gezahlt wurde, teilten sie gerecht untereinander auf. So haben es viele Männer überall auf Friedhöfen gehalten, vielleicht ist das immer noch so.

In der DDR konnte man jedoch eine Besonderheit feststellen: Die Republik verfügte »im internationalen Maßstab gesehen über die am besten ausgebildeten Totengräber und Sargträger«. Das ist der Eindruck von Uwe Warnke, und er hat einigen Grund zu dieser Annahme. Nicht, daß »Totengräber« ein Ausbildungsberuf gewesen wäre. Uwe Warnke hat Kartographie studiert, als Ingenieur gearbeitet und war später Pressesprecher in einem Buchverlag. Die speziellen politischen und ökonomischen Zwänge in diesen Berufen wurden ihm auf die Dauer zuviel. Er stieg aus und gab eine inoffizielle Zeitschrift heraus, betreute verschiedene künstlerische Projekte. Sein Geld verdiente er dann als Heizer – was sich aber nur im Winter lohnt. So kam er auf den Berliner Sophienfriedhof. Manchen seiner Kollegen dort kannte er vom Studium oder aus der Verlagsbranche, andere lernte er erst zwischen den Gräbern kennen,

Freundschaften entstanden. In der DDR arbeiteten bei den Toten eben nicht nur Menschen von geringer Bildung und Alkoholiker, wie man sich das gemeinhin vorstellt, sondern auch die Aussteiger aus dem System. Viele überbrückten dort die Zeit, bis ihr Ausreiseantrag genehmigt wurde, weil sie seinetwegen in kaum einem Betrieb mehr mit einer Anstellung rechnen konnten. Andere wollten als unabhängige Künstler oder Autoren arbeiten. Ein Vertrag mit dem Friedhof über zwei Tage in der Woche galt bereits als festes Arbeitsverhältnis und bewahrte sie vor dem Vorwurf der Asozialität, die in der DDR strafbar war.

Zusätzliches Geld bekamen die zu einem Stundenlohn von 1,82 Mark auf den Friedhöfen Arbeitenden auch von den Trauergemeinden. Einer der fünf Sargträger blieb immer stehen, bis sich die Gesellschaft zum Gehen wandte, und nahm das Trinkgeld in Empfang. Ein Westler drückte Uwe Warnke fünf D-Mark in die Hand und sagte bedauernd: »Was du hier tust, machen bei uns die Türken.« Trotz mancherlei Abwechslungen bis hin zur Weihnachtsfeier war die Beschäftigung eintönig. An einem Tag in der Woche wurde beerdigt; vormittags waren die Särge dran, nachmittags die Urnen. Aus der Kapelle erklangen immer wieder die gleichen Melodien. Nicht, weil es dafür eine Vorschrift gegeben hätte. Die Leute durften die Musik aus einer Liste mit Vorschlägen selbst auswählen, doch da sie kaum etwas mit Namen kannten, fiel ihre Wahl oft gleich aus. So hat der Totengräber auf Zeit noch immer »'s ist Feierohmnd« in den Ohren – dutzende Male gehört. Das ist wahrlich kein sozialistisches Lied, nur Ausdruck der Hilflosigkeit der Hinterbliebenen.

Die Hinterbliebenen

Angesichts des Todes fanden auch Bürger der DDR wieder zur Kirche, obwohl sie kaum je einen Gottesdienst besucht hatten. Sie vertrauten den jahrhundertelangen Erfahrungen der Christen. Die Hinterbliebenen waren froh, die Beerdigung gut organisiert zu wissen. Der Vorgang erschien traurig genug, da konnte man das Pathos eines fremden Pfarrers auch noch verkraften.

Andere, die nicht von irgendwelchen Rednern unter die Erde gebracht werden wollten, verzichteten ganz auf eine Trauerfeier mit Ansprache. In großen Städten traf das auf eine von zehn Beerdigungen zu – in kleineren Orten waren anonyme Begräbnisse die Ausnahme. Wer im Norden wohnte, konnte sich sogar auf der ersten deutschen Aschestreuwiese bestatten lassen, die 1985 auf dem Rostocker Westfriedhof eingerichtet worden war. Da waren die Hinterbliebenen auch noch der Sorgen um eine Grabpflege enthoben.

Die Todesanzeigen in den Ost- und West-Tageszeitungen glichen sich manchmal aufs Wort: Auch in der DDR »entschlief« der Betrauerte oder ist »von uns gegangen«, auch in der DDR war das Sterben in den Annoncen »unfaßbar«, der Tod traf Menschen »in blühendem Alter«, oft aber auch »nach erfülltem Leben«. Da ist wenig Typisches zu erkennen. Sehr selten aber wurde »Gott der Herr« als Vollstrecker oder Trostspender in Todesanzeigen angeführt, was in der Bundesrepublik häufig vorkommt. Weil solche Wendungen fehlten, standen einfach weniger Textvarianten zur Verfügung. Vor allem in Traueranzeigen, die Betriebe für ihre ehemaligen Mitarbeiter aufsetzten, wurde an den Wert des Toten für die Gesellschaft gedacht: »unser Kollege«, »die Genossin«, »der aufrichtige Genosse, der seine Arbeit unermüdlich in den Dienst des Sozialismus stellte«. Und es findet sich hier auch vermerkt, welche Auszeichnungen die Kollegen bekommen hatten, Träger welcher Orden sie waren. Private Todesannoncen mit solchem Inhalt aber erweisen sich bei genauerem Hinsehen als Ausnahmeerscheinungen. Wer seine »Mitstreiterin« oder »meinen lieben Mann und Kampfgefährten« betrauerte, schrieb das nicht in die Anzeigen, um irgendwelchen Pflichten nachzukommen, sondern war wirklich überzeugter Kommunist. Das Gros der Bevölkerung erlebte den Tod aber als Privatsache.

1981 sah sich eine Journalistin veranlaßt, an Annelies Kimmel, Vorsitzende des Ost-Berliner Vorstands des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes (FDGB), eine Anfrage zu richten. Sie schlug darin vor, die Gewerkschaftsfunktionäre für einen achtungsvollen Umgang mit dem Tod zu schulen, damit diese die Mitglieder dann auf das Sterben von Angehörigen vorbereiten könnten. Ihre eigenen schlechten Erfahrungen mit Behörden im Fall der toten Freundin, ihr Erlebnis mit dem Krankenhaus, das sie nicht mehr zu ihrer gestorbenen Mutter ließ, weil dort der Abschiedsraum abgeschafft war, und vor allem Fragen von Lesern an ihre Zeitung veranlaßten die Frau, diesen Brief zu schreiben. Sie hatte dafür zusammengetragen, was andere beklagt hatten: Bei Problemen mit Trauerfällen bekam man in der DDR selten Gehör, keiner fühlte sich richtig zuständig. Und Sterbehilfe war ein unerwünschtes Fremdwort. Die Journalistin wurde von ihrem Chefredakteur gerügt; die Gewerkschaftschefin hatte zuvor den Chefredakteur gerügt. Ihre Kollegen aber wunderten sich sehr, welche Themen sie beschäftigten: Sterben, Tod, Begräbnis.

Vielleicht war der Verdrängungsmechanismus gegenüber dem Tod in der DDR nicht nur aus einer allgemein-menschlichen Todesangst entstanden. Vielleicht hatten die Kollegen ganz recht, das Ansinnen der Journalistin für absonderlich zu halten. Denn was hätte ihre Anfrage auch bewirken können? Wenn der Gewerkschaftsbund die Sorge um die Sterbenden zu seiner Angelegenheit gemacht hätte, wäre er dann willens

und in der Lage gewesen, seine Mitglieder über den Tod aufzuklären? Aus der Gewerkschaftsschulung zum Thema Tod hätte höchstens ein weiteres sozialistisches Ritual entstehen können. Das blieb uns erspart.

Epitaph

Wer heutzutage zur Gedenkstätte der Sozialisten kommt, wird eines feststellen: Für Erich Honecker wäre dort wahrscheinlich kein Platz. Im zentralen Rund um den Porphyrstein mit der Aufschrift »Die Toten mahnen uns« ist zwischen Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, Franz Mehring, Ernst Thälmann, Rudolf Breitscheid, zwischen Wilhelm Pieck, Otto Grotewohl und Walter Ulbricht keine Lücke mehr frei. Zu spät.

Hannah Arendt
Besuch in Deutschland

Erstmals seit ihrer Flucht 1933 reiste Hannah Arendt 1949 wieder nach Deutschland. Ihre in dem nicht nur äußerlich zerstörten Land gesammelten Eindrücke und Erkenntnisse gehören zum Klügsten, Bewegendsten und Weitsichtigsten, was über die sogenannte Stunde Null geschrieben wurde. Es ist der Versuch einer äußerst empfindsamen und hellsichtigen Frau, Verbitterung und Trauer durch die Anstrengung zu überwinden, dem neuen Gemeinwesen einen Spiegel vorzuhalten und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihre Betrachtungen bezeugen heute – in der zweiten Stunde Null einer die Teilung überwindenden Bundesrepublik – eine verblüffende Aktualität.

»Der wohl hervorstechendste und auch erschreckendste Aspekt der deutschen Realitätsflucht liegt jedoch in der Haltung, mit Tatsachen so umzugehen, als handele es sich um bloße Meinungen.«
Hannah Arendt

Aus dem Amerikanischen von Eike Geisel
mit einem Vorwort von Henryk M. Broder
und einem Portrait von Ingeborg Nordmann
96 Seiten, DM 19,80

Rotbuch Verlag

Barbara Kerneck
Tod in Moskau

»Die Eiche ist ein Baum. Die Rose – eine Blume. Der Hirsch – ein Tier. Der Sperling – ein Vogel. Rußland ist unser Vaterland. Der Tod ist unausweichlich.«
Epigraph in Vladimir Nabokows Roman *Die Gabe*, zitiert nach P. Smirnowskijs vorrevolutionärem »Lehrbuch der russischen Grammatik«

Als Jekaterina Iwanowna Tschotschiewa im März 1991 starb, war sie schon sehr alt, weit über achtzig. In letzter Zeit hatte sie schlecht gegessen, obwohl ihre Tochter Schanna sie geduldig fütterte. Jekaterinas eckige Formen zeichneten sich unter der Wolldecke auf dem Küchendiwan kaum mehr ab. Die Freunde wußten, daß der Tod Jekaterinas nach einem Gehirnschlag in dieser oder der nächsten Nacht fällig war und daß Schanna sich darein nicht fügen wollte. Sie hatten frische Lebensmittel und reichlich Wodka mitgebracht. Jetzt schenkten sie der Tochter kräftig ein. Und für Schanna, der nach vielen Nachtwachen nichts mehr schmekken wollte, kochten sie auf dem Herd ihr Lieblingsgericht. In Rußland gibt es den Begriff »gemütlich sterben«. Falls dieser Ausdruck überhaupt auf das Sterben eines Menschen anwendbar ist, so kann man den Tod Jekaterina Iwanownas in der buchstäblich »warmen«, solidarischen und menschlichen Atmosphäre dieser kaum sechs Quadratmeter großen Moskauer Wohnküche nicht anders als »gemütlich« nennen. Obwohl wir selbstverständlich nicht wissen, was in ihr vorging in jener Stunde. Ihr Gehirn hatte sich nach Aussagen einer kompetenten Krankenschwester schon »abgeschaltet«. Ich beobachtete aus dem Augenwinkel, wie Krämpfe sie von Zeit zu Zeit durchliefen. Immer, wenn sie sich offenbar einer absoluten Schmerzgrenze näherte, folgte auf die Krämpfe eine große Ruhe. So, wußte ich, verläuft eine »natürliche Geburt«. Wie ein »natürlicher Tod« verläuft, hatte mir niemand erzählt. Im Westen sind selten Nichtfachleute Zeugen eines solchen Ereignisses. In Rußland werden die Sterbenden weniger ausgegrenzt aus der Gesellschaft – und sei es auch nur deshalb, weil für ihre Isolierung in den Krankenhäusern mit ihrem himmelschreienden Personal- und Medikamentenmangel die materiellen Voraussetzungen fehlen. Einen sterbenden alten Menschen mit Angehörigen nimmt keines der gewöhnlichen kommunalen Krankenhäuser mehr auf.

Schon vor Jekaterina Iwanownas Tod zogen die Pleitegeier des seinerseits sterbenden Imperiums ihre Kreise um sie. Die geborene Ossetin

hatte den Großteil ihres Lebens in Tbilissi, der einst herrlichen Hauptstadt Georgiens verbracht. Dort wurde sie infolge des georgisch-ossetischen Nationalitätenkonfliktes ihrer angestammten Wohnung beraubt, als sie sich gerade zu einem längeren Erholungsurlaub bei der Tochter in Moskau aufhielt. Ein schmarotzender Beamter nistete sich am Schauplatz ihres bisherigen Lebens ein. Und Schanna – viel zu beschäftigt mit dem Überleben – verstand sehr wohl, daß die Mutter ohnehin von nun an ihrer Pflege bedürfe, und protestierte nicht sofort. Bisweilen riß Jekaterina Iwanowna aus, irrte durch die nüchternen Straßen ihres Moskauer Neubauviertels und suchte dort den einst prachtvollen und eleganten Tbilissier Prospekt Rustaveli. Als sie im Sterben lag, bezogen sich die Zumutungen schon direkt auf ihre Person. Es ist nicht zu zählen, wie oft ihre Tochter die Erste Hilfe rief, und wie selten sie kam. Das Kommen war häufig mit Geldforderungen verbunden, die einfachsten Hilfsleistungen mit dem Verlangen nach »noch mehr Geld«. Die wiederbelebende Kreislaufinfusion, die die schnellen Sanitäter als letzten Ausweg empfahlen, war nicht aufzutreiben. Nicht etwa, daß ich eine solche Maßnahme als besonders sinnvoll empfunden hätte, aber ich wollte doch meine Freundin nicht der Überzeugung berauben, daß sie wirklich »alles« Mögliche getan habe. Da man mich schon als letzte Hilfsinstanz angerufen hatte, als die »Ausländerin, für die man sich mehr anstrengt«, irrte ich ruhelos in der Zwölfmillionenstadt von Apotheke zu Apotheke – zuletzt in eine, in der das bewußte Medikament (nach Auskunft der Moskauer Diplomatenklinik) fast immer vorrätig sein sollte. »Sanitarnyj Den'«, schrie mir die Wachhabende entgegen – ein Mittelbegriff zwischen »Hausputz« und »Revision«, der in Rußland zur Entschuldigung für die zeitweilige Schließung jeglicher Institutionen dient. »Aber da stirbt ein Mensch!« schrie ich zurück. »Macht nichts«, zischte die Apothekerin, »wir haben heute ›Sanitarnyj Den'‹.«

Mit dem »Büro für rituelle Dienste« und mit dem Personal des Leichenwagens hatte Jekaterina Iwanowna mehr Glück. Beide Instanzen zeigten sich menschlich und forderten keinerlei zusätzliche »Gebühren« für ihren Abtransport. Und was aufgrund materieller Engpässe schon damals eine Seltenheit war: an einem Freitag gestorben, wurde sie noch vor dem Wochenende ins Krematorium befördert. Den Trägern war anzumerken, daß sie nicht gerade zu den Leuchten der Gesellschaft zählen. Viele von ihnen sind entlassene Lagerhäftlinge. Jekaterina Iwanowna sah zu der Stunde, als sie die gemütliche Wohnküche verließ, schon sehr tot aus. Und obwohl sie leicht zu heben war, wie ein Vögelchen, stand dem jüngeren der beiden Männer der Horror ins Gesicht geschrieben. Mangels eines Transport-Sarges wickelten sie die alte Dame professionell in ihr Bettlaken ein und trugen sie – in blutbespritzten Kitteln auf einer

blutbespritzten Ledertrage – wie einen Müllsack in den Hauslift. Hinter beiden platzte die Birne der ins Schaukeln geratenen Flurlampe mit einem lauten Knall. In diesem Moment verstand ich eines: Noch größer als die Angst vor dem Tod ist in Rußland heute die Angst vor der Erniedrigung des Toten und seiner Angehörigen, die Angst davor, daß der Tote nach seinem Ableben durch ganz irdischen Schmutz gezogen wird. Nachdem man Jekaterina Iwanowna aus dem Haus getragen hatte, fuhren Schanna und ich zum zuständigen »Gastronom«, dem Hauptlebensmittelgeschäft des Bezirks, in dem ihr auf spezielle Talons und gegen Barzahlung zwanzig Flaschen Wodka für die Totenfeier ausgehändigt wurden – das unumgängliche, aber damals auf dem Markt praktisch nicht vorhandene Tröstungsmittel. Unterwegs fuhren wir noch bei der nächstgelegenen ostereibunten Kirche vorbei, wo Schanna eine Totenmesse für ihre Mutter bestellte.

»In Abwesenheit der Körper der Verstorbenen lesen wir auch für solche Menschen Messen, die der Kremation unterliegen. Obwohl diese Art der Beerdigung der russisch-orthodoxen Kirche fremd ist und als Neuerung bei unseren Gläubigen wahrhaftes Entsetzen hervorrief. Aber was kann der Mensch schon dafür, wie man ihn begräbt!« Dies erklärt mir in seiner geräumigen Altbauwohnung Vater Valentin Asmus, ein intelligenter Mann um die Vierzig, Priester an der prestigeträchtigen Nikolskaja-Kirche in der alten Moskauer Kusnezkaja-Vorstadt. Dabei umtoben ihn seine zahlreiche, offenbar antiautoritär erzogene Kinderschar und der ebenso antiautoritäre Kater namens »Kater«.

Vater Valentin erzählt mir, daß sich der Brauch des kirchlichen »Abgesangs« in Abwesenheit des Besungenen in der russisch-orthodoxen Kirche während des Ersten Weltkrieges weit verbreitete, als man die an der Front Verstorbenen beim besten Willen nicht mehr herbeischaffen konnte. Später habe der stalinsche Terror zu dieser Praxis beigetragen. Zu den Gefängnissen und Lagern hatten selten Geistliche Zugang, und selbst wenn sie die Gefangenen kannten und wußten, daß diese abtransportiert worden waren, konnten sie doch nicht genau wissen, wohin. Zur Exekution? In ein Etappengefängnis? So begann man sich allein auf die Aussagen der Verwandten zu verlassen. Je nach deren Ermessen wird das Totenamt gelesen oder auch nicht. Als Grundfaktoren für die Alltäglichkeit der kirchlichen »Fernmesse« führt Valentin Asmus die Größe des Landes in Verbindung mit dem Sieg des Bolschewismus an: »Was sollte ein Dorfbewohner schon machen, wenn in seinem Dorf und allen Dörfern auf Hunderte von Kilometern rundum die Kirchen ›geschlossen‹ waren? Zumal im Winter: er senkte seinen Nächsten irgendwie ins Eis und bestellte, wenn die Wege wieder frei waren, in der nächsten Groß-

stadt eine oder mehrere Messen.« Daß sich die Hinwendung der Gläubigen zur Kirche angesichts des Todes aus einer Modewelle speise, bezweifelt der in dieser Hinsicht wohlinformierte Geistliche: »Alles ist wie eh und je: denn sogar in der Breschnjew-Ära hat man allen ZK-Mitgliedern die Totenmesse gelesen. Auch falls sie selbst ganz und gar ungläubig gewesen sein sollten, so fand sich doch immer irgendeine gläubige Tante, die dafür Sorge trug. Ich habe gehört, daß angesichts des Todes eines gewissen Nomenklatura-Bosses in der privilegierten Herz-Kreislauf-Klinik in Kunzewo dessen Angehörige in große Verlegenheit gerieten: Wie sollten sie die Urkunde über dessen Totenmesse in den Sarg schmuggeln, dazu ein vom Priester gesegnetes Kränzchen und dann auch noch die Handvoll Erde, die eigentlich der Geistliche auf den Verstorbenen hätte streuen müssen? Nachdem sie lange herumgedruckst hatten, begriff das Personal endlich, worum es ging, und sagte: »Was wollen Sie denn? So machen es doch alle! Bitteschön! Nur zu! Nur zu!«

Jekaterina Iwanowna wurde noch zu den alten Tarifen begraben. In den bewegten Jahren, die seither vergangen sind, hat die galoppierende Inflation in Rußland auch den Tod nicht verschont, und zu den offiziellen Preisen kommen oft noch die Bestechungshonorare für das Friedhofspersonal. »Am 9. Januar zerrissen die Stille des Domodjedowoer Friedhofes Schreie, die eher auf einem Basar am Platze gewesen wären. Leute, die bereits alle Dokumente ausgefüllt und für die Dienste 1130 Rubel bezahlt hatten, fanden sich in einer wahnwitzigen Situation wieder: Die Friedhofsarbeiter forderten 530 Rubel Trinkgeld ›pro Verstorbenen‹, die unverzüglich in die Kasse zu legen waren. Die vor Trauer niedergeschlagenen Verwandten gerieten in Panik und liehen sich bei völlig fremden Menschen Geld. Irgendein Großmütterchen heulte laut. Eine Frau, die die Summe nicht zusammenbekam, mußte den Sarg wieder mit nach Hause nehmen ...« Dies vermeldete die Zeitung *Moskowskij Komsomoljez* am 2. Januar 1992. Heute, Ende 1993, sieht sich die Moskauer Hauptverwaltung für Rituelle Dienste bereits gezwungen, ihre Särge sozusagen aus Mitmenschlichkeit unter dem Selbstkostenpreis zu verschleudern. Für den allerbescheidensten Sarg müssen die Bürger 22 000 Rubel auf den Tisch blättern, der unbearbeitete Kubikmeter Holz kostet schon 25 000. Kein Wunder, daß die Gerüchte nicht verstummen, die Särge würden – vor allem im Falle einer Kremation – in Wirklichkeit mehrfach verwendet. Diese Praxis, die sich für die russische Hauptstadt nicht nachweisen läßt, ist zumindest für den Ural belegt, wo die Verstorbenen in den letzten Jahren mitunter ganz offen aus dem Sarg ins Grab gekippt wurden. Der Wunsch, daß die letzte Station des Daseins würdig

verlaufen möge, ohne Erniedrigung, Entblößung und Ausplünderung, hat einige Betriebskollektive veranlaßt, dem Mehrfachsarg eine Alternative entgegenzustellen: die im Do-it-yourself-Verfahren gezimmerte letzte Behausung für Kollegen. Zum Sarg kommt der Tarif für die Grabaushebung, den Transport und das Lagern des Verstorbenen – zur Zeit etwa 5000 Rubel, vorausgesetzt, die Friedhofsbodenbeschaffenheit macht keine Schwierigkeiten. Die Herrichtung des Leichnams und diverse rituelle Dienste sind extra zu bezahlen. Meine Frage, ob es denn nun stimme, daß die Totengräber noch private Zusatztarife erheben, wehrte der Direktor eines staatlichen Bestattungsunternehmens kürzlich ohne nachzudenken empört ab. Aber nach einigen Minuten Gespräch räumte er ein: »Bei uns werden die Arbeiter für jedes Grab, das sie ausheben, mit 800 Rubeln (nach geltendem Kurs etwa 1 DM) entlohnt. Etwa zwei davon kann ein Mann am Tag schaffen. Da mögen Sie selbst ausrechnen, welche Bedürfnisse bei ihm noch offenbleiben.« Und so können wir unsere Rechnung abrunden: In einer Zeit, in der die Mindestrente schon höher angesetzt wird als der Mindestlohn und 14620 Rubel beträgt, kostet die allerbescheidenste Beerdigung einschließlich der obligatorischen »Fläschchen unter der Hand« 60000, eine durchschnittliche schon 100000 Rubel. Daß die russische Regierung seit 1991 jedem Bürger eine Sterbebeihilfe zu zahlen gewillt ist – zur Zeit orientiert sie sich an der fünffachen Höhe des Mindestlohnes und beträgt 40000 Rubel –, kann das Problem nur teilweise lösen. Vielleicht ist dies aber eine Antwort auf die Frage der Pensionärin Sinaida Iwanowna, Leutnant, Feldscherin und Hebamme, die an die Boulevardzeitung *Vetschernaja Moskwa* schrieb: »Ich kann über mein Leben nicht klagen.« Tatsächlich aber hat sich Sinaida Iwanowna noch nie etwas gegönnt, denn sie spart schon seit zwanzig Jahren für ihr Begräbnis. Nun sieht sie, daß die angehäufte Summe, die so imposant erschien, nicht einmal für das »ewige Haus« reichen wird. Erstmals überlegt sich die Veteranin der Arbeit deshalb, ob sie sich nicht besser zu Lebzeiten eine Kleinigkeit leisten sollte, vielleicht sogar das Fernsehgerät, mit dem sie schon lange liebäugelt.

Nicht alle Einwohner Rußlands sind mit ihrem Leben so zufrieden wie Sinaida Iwanowna. Fast jeden Dienstag ist in den Moskauer Zeitungen die gleiche Nachricht zu lesen: Ein oder zwei Bürger haben sich am Montag vor die Metro geworfen. 40 bis 45 Selbstmorde auf hunderttausend Einwohner zählte das Land im Jahre 1992. Das ärmliche, dumpfe Leben in der Provinz treibt die Kurve nach oben. Die Hauptstädte Moskau und Sankt Petersburg liegen immer noch weit unter dem angegebenen Wert. Zu Beginn der Perestroika hatte die Selbstmordneigung der Russen vorübergehend um einige Prozent abgenommen, jetzt steigt sie wieder. Im November 1991 übertraf die Anzahl der Sterbefälle in der

russischen Föderation erstmals seit dem Zweiten Weltkrieg die Zahl der Geburten um vierhunderttausend Menschen.

In gleißendem Sonnenschein bei etwa vierzig Grad Hitze wurde im Juli 1991 die Urne Jekaterina Iwanownas auf einem Bergfriedhof oberhalb Tbilissis beigesetzt. Der Friedhofsdirektor, ein ehemaliger georgischer Geschäftsmann, dessen Tochter im Alter von 17 Jahren bei einer friedlichen Demonstration von russischen Soldaten erschlagen worden war und auch hier liegt, dachte nicht in nationalen Kategorien. Er öffnete das ossetische Familiengrab innerhalb von zwei Stunden nach unserer entsprechenden Bitte. Wir verzehrten in kleinen Mengen die Lieblingsspeisen der Verstorbenen und streuten sie auf das Grab, wo sich südlich-üppige Falter, Vögel und Eidechsen am Totenmahl beteiligten. Die auch in Rußland verbreitete Sitte, auf Gräbern zu speisen, sieht Vater Valentin Asmus mit gemischten Gefühlen, ebenso wie den vorherrschenden Brauch, nach dem Ableben eines Familienmitglieds alle Spiegel und Glasscheiben mit Tüchern zu verhängen, damit kein zweiter Tod im Hause auftrete: »Solcher Aberglauben ist außerordentlich zu bedauern bei einem wahrhaft rechtgläubigen Menschen.« Der Geistliche erinnert sich, daß es in den letzten Jahren der Herrschaft Nikita Chruschtschows, die im Zeichen einer intensiven antireligiösen Propaganda standen, zu einer Verschiebung zwischen Glauben und Aberglauben im Volksbewußtsein kam: »Ostern verwandelte sich vom Fest der Auferstehung Christi in einen Totengedenktag, an dem alle unbedingt den Friedhof besuchen mußten. Im orthodoxen Kalender gibt es durchaus Totengedenktage, darunter auch den Dienstag in der zweiten Woche nach Ostern. Doch die gerieten in Vergessenheit, und der Ostersonntag selbst wird nun in der beschriebenen Weise aufgefaßt. Das hat in erster Linie zu Problemen sozusagen ›polizeilichen‹ Charakters geführt, nämlich zu Massenaufläufen auf den Friedhöfen. Anstatt die Nacht im Gebet in der Kirche zu verbringen, beschäftigen sich die Leute dort mit nicht ganz glaubensgemäßen Dingen – trinken Wodka und dergleichen mehr.« Früher habe man auch zum Todes- und Namenstag verstorbener Familienmitglieder Freunde und Verwandte zum Essen gebeten, vor allem aber die Armen, berichtet Valentin Asmus: »Zu sehr reichen Familien kamen da manchmal die Bedürftigen fast eines ganzen Stadtviertels.« Heute, da der Tod in Rußland teuer geworden ist, ist das Leben der Bettler billig.

Da sitzen ein paar Moskauer Stadtstreicher um ein Lagerfeuer und klönen. »Hier ist so ein Typ«, sagt einer der Penner namens Schuk – auf russisch: Käfer –, »der sich bei Kusow einschreiben lassen will.« Die Mitteilung ruft Aufsehen hervor. Und auf die Frage, wer denn Kusow sei, erhält ein Neuankömmling die Auskunft: »Das ist so ein Schlau-

kopf ... Ein großer Mann, der kleine Leben kauft ... Uns braucht schon im Leben keiner und im Tod erst recht nicht. Es kommt schon mal vor, daß auch unsereinen irgendeiner begräbt, aber selten. Und Kusow übergibt deinen Körper, wenn du eines Tages abkratzt, bestimmt der Erde – da kannst du ganz ruhig sein. Nur ist's nicht dafür, daß er zahlt. Er braucht – na, wie soll ich's sagen – was zum Hingucken. Na eben Leichen. Für sein anatomisches Theater. Er ist Arzt ... oder wie man das so nennt ... Anatom. Oder vielleicht ist er auch keiner. Aber seine Kunst führt er gegen Eintrittsgeld vor. Für Neugierige. Dabei kommt ganz schön viel zusammen.« Schon bevor der Journalist D. Gerassimov Anfang 1992 in der *Sowjetskaja Rossija* diese Szene beschrieb, hatte ich selbst vom »Anatomischen Theater« gehört. Der Herausgeber der noch jungen Zeitschrift *Kriminalnaja Chronika* berichtete mir gesprächsweise davon, daß die Angehörigen eines Moskauer Leichenschauhauses gegen Geld und Wodka die Toten vor Zuschauern verstümmeln. Für die *Kriminalnaja Chronika* schrieb der Jurist und Oberst der Miliz Jurij Dubjagin über die Praktiken in den russischen Leichenschauhäusern. Sein Resümée: In diesem Lande ist es leichter, zehn »nasse Sachen« – wie man im Russischen die Morde auch nennt – zu vertuschen, als einen einzigen solchen Fall aufzuklären. Obwohl im Gegensatz zu westlichen Ländern fast jeder Leichnam geöffnet wird, beklagt sich Dubjagin, daß er vor allem bei tot aufgefundenen Unbekannten auf eine Wand von »Zufälligkeiten« stoße; als Todesursache werde z. B. »zufälliges Trauma« angegeben. Als typische und »ewige« Ursachen dafür, daß Morde nicht aufgedeckt werden, bezeichnet Dubjagin unprofessionelle Sektion der Leichname, Verschwinden materieller Beweisstücke wie Schmuck oder Kleidung und immer wieder: Zeitversäumnis. »Na ja«, faßt der Autor resigniert mit einem Sprichwort die an den betreffenden Orten vorherrschende Mentalität zusammen: Menschen gibt's bei uns genug, Essen und Kleider reichen sowieso nicht für alle. Da hat es die Stute leichter zu ziehen, wenn das Weib vom Wagen gefallen ist.« Aktuelle Photos aus den Seziersälen des berühmten Moskauer Sklifowskij-Instituts für erste Hilfe in derselben Nummer des Journals zeigen, daß Schlendrian und Korruption, sofern sie an solchen Orten in Rußland aufkommen, aus den elenden Lebens- und Arbeitsbedingungen resultieren, die die hier Tätigen mit ihren trauernden und traurigen Klienten teilen. Da fehlt es an Kühlanlagen und an Gummihandschuhen zum Sezieren und – wie überall, wo es um die Interessen der nicht mehr Lebenden geht – an den Löhnen. Die Illustrierte *Ogonjok* konnte 1993 ein Gespräch eines ihrer Mitarbeiter mit einer Gruppe bezahlter Berufskiller arrangieren. Zur Frage der Beseitigung von »Leichen auf Bestellung« erhielt der Autor die Auskunft: »Wieviel verdienen denn die Großmütterchen in den Krema-

torien? Und was macht es da für so eine schon für einen Unterschied, ob sie einen Bläßling oder zwei ins Jenseits befördert?«

Alexej Nikolajewitsch Mussakow, von Beruf Arzt und Anatom, ist heute Deputierter des Sankt Petersburger Stadtsowjets. Der Anfangdreißiger ist eine grelle Figur der politischen Szene, über die Stadt hinaus bekannt. Seine politischen Ansichten lassen sich in keinerlei Schema pressen. Früher galt er als »linksextrem«, heute flirtet er mit den Altbolschewisten. Der Verdacht, daß sich Mussakows durchgehende Widerborstigkeit auf einen biographischen Bruch stütze, bestätigt sich bei näherer Bekanntschaft. Und so schildert er, was ihm widerfuhr:

»Das war so. Es war 1985, und gerade begann die Perestroika. Ich schrieb damals meine Kandidaten-Dissertation und war mit 24 Jahren bereits Leiter der anatomisch-pathologischen Abteilung eines großen Krankenhauses, des Krankenhauses Nr. 9 mit vielen verschiedenen Spezialabteilungen. Ich hielt mich für fähig und glaubte an meine berufliche Zukunft. Alles lief sehr gut.

Und dann stieß ich auf viele Mißstände. Ich begriff, daß der Mensch in unserem Land vor der Medizin schutzlos ist, und zwar jeder beliebige Mensch, sogar einer, der einen sehr hohen Posten einnimmt, sogar ein Mitarbeiter gewisser Spezialdienste, sogar ein Arzt. Jedem, der sich eigentlich nur untersuchen lassen will, kann es passieren, daß sich sein Zustand während der Untersuchung rapide verschlechtert und daß er hinterher tot ist. Und solche Fälle häuften sich. Da kamen mir auf einmal sehr viele Kinder auf den Seziertisch, vor allem kleine Mädchen mit Haarschleifen. Alle nach Herzoperationen. Den Eltern hatte man gesagt, daß die Operation schwierig sei, aber eine Chance bestehe. Und dann stellten wir plötzlich fest, daß der erste, zweite und dritte Tod nicht die Folge der Operation selbst war, sondern des schlechten Funktionierens der bei dem Eingriff eingesetzten Apparatur. Viel später kam heraus, daß die während der Operationen zur Aufrechterhaltung des Kreislaufes eingesetzte Herz-Lungenmaschine schon lange ausgedient hatte und auf den Abfallhaufen gehörte. Und dann begann ich zu fragen: Warum laßt ihr die Kinder nicht am Leben, zwar krank, aber doch mit einer Chance für die Zukunft? Und erhielt die Antwort: ›Wir brauchen diese Operationen, denn bei uns in der Abteilung wird eine Dissertation über solche Eingriffe geschrieben.‹ Damals traf mich der erste Schlag: Ich begriff, daß ich Teilnehmer an einem zynischen und grausamen Geschehen war.

Zweitens: Ich erfuhr, daß bei uns in unserer friedlichen Gesellschaft ein Verhalten auftritt, das man im Krieg als ›marodieren‹ bezeichnen würde. Das heißt, Goldkronen und Zähne von Verstorbenen werden Leuten in die Hände gegeben, die sich als deren Verwandte bezeichnen.

Ich vergrub mich in die entsprechenden Dokumente und sah, daß ein System dahintersteckte und daß an diesen Aktionen Personen mit ziemlich hohen Posten beteiligt waren.«

Mussakow stieß noch auf ein weiteres Phänomen: Sehr viele verstorbene alte Damen, die er sezierte, wogen nicht mehr als 25 oder 30 Kilo. Sie waren praktisch verhungert. Diese Frauen hatten gewöhnlich nicht allein gelebt, sondern in sogenannten »Kommunalwohnungen«, Zwangswohngemeinschaften in Altbauten, wo sie mit den anderen Mietern die Benutzung der Küche geteilt hatten. Als der Anatom mit all diesen Beobachtungen an die Öffentlichkeit trat, wurden er und die mit ihm sympathisierenden Fachleute, darunter ein Professor für Medizin der Leningrader Universität, unter dem Vorwand der »Umgestaltung« ihrer Abteilungen entlassen. Das Leichenschauhaus, in dem er gewirkt hatte, wurde zwecks »Generalüberholung« geschlossen.

Mussakow beschäftigt sich mit übersinnlichen Wahrnehmungen und empfiehlt Hypnose als Sterbehilfe. Ich frage ihn nach dem Sinn der Totenfeiern, die die russischen Familien in großer Regelmäßigkeit drei, neun und vierzig Tage nach dem Ableben eines Angehörigen veranstalten. Der Deputierte kennt die kirchliche Erklärung nicht, kommt ihr aber mit seiner eigenen sehr nahe: »Wissen Sie, es gibt so etwas wie ›Halbwertzeiten‹ beim Zerfall eines Organismus. Und auch wenn ein Mensch klinisch gestorben ist, lebt sein Gewebe noch eine Weile weiter.«

Die Kirche füllen etwa vierhundert Menschen. Vater Valentin weiß nicht, wieviele Mitglieder seine Gemeinde hat, denn aus den Zeiten der Verfolgung überlebt der Brauch der russisch-orthodoxen Kirche, ihre Schäfchen grundsätzlich nicht zu registrieren. Er liest aus der »Fasten-Triade«, einem Buch, dem in der Regel die Themen der vorösterlichen Gottesdienste entnommen werden: »Am dritten Tag wird eine Gedenkfeier abgehalten, weil sich an diesem Tag der äußere Anblick des verstorbenen Menschen verändert. Am neunten Tag findet ein Gedenkmahl statt, weil an diesem Tag der ganze Körper mit Ausnahme des Herzens zerfallen ist. Und am vierzigsten Tag findet die Gedenkfeier statt, weil an diesem Tag auch das Herz selbst zerfällt ...« Vielleicht seien diese Fristen reichlich willkürlich gewählt, entschuldigt sich der Geistliche zu Hause ein wenig verlegen, aber das Buch sei ja auch sehr, sehr alt. Und dann – schon inoffiziell – liest er die Fortsetzung: »Genauso verläuft auch das Geborenwerden. Am dritten Tag bildet sich das Herz, am neunten Tag bildet sich menschliches Fleisch, und am vierzigsten Tag nach der Empfängnis nimmt der Embryo schon die Form eines menschlichen Körpers an.« Vater Valentin schwört, daß zumindest unter den russischen Christen die

Tabuisierung des Todes und der Toten nicht üblich sei: »Die Aufbahrung ist nicht den Friedhofskapellen vorbehalten; im Gegenteil, die Angehörigen wünschen sich, daß der Leichnam möglichst lange in der richtigen Kirche stehe – heute heißt das gewöhnlich: schon in der Nacht vor dem Totenamt. Und daneben finden morgens noch Messen statt und werden Kinder getauft.« Und sehr überzeugt liest er noch einmal vor – und zwar aus den Schriften des erzkonservativen Vorsitzenden des Obersten Synod, Alexander Pobedonoszew, der seinerzeit seinen Intimfeind, Leo Tolstoj, exkommunizierte: »Nirgends in der Welt haben sich die Beerdigungsbräuche zu einer derartigen Tiefe, ja man kann geradezu sagen: ›Virtuosität‹ entwickelt wie in unserem Lande. Und ohne Zweifel spiegelt sich in dieser Ordnung unser nationaler Charakter mit der unserer Natur eigenen Weltanschauung. Die Züge des Todes sind überall schrecklich und abstoßend, aber wir kleiden sie in eine prachtvolle Hülle, umgeben sie mit der feierlichen Ruhe der Betrachtung im Gebet und singen über ihnen Lieder, in denen der Schrecken der verletzten Natur mit Liebe, Hoffnung und wohltätigem Glauben ineins verschmilzt.«

Anmerkung

Die statistischen Angaben stammen von der »Staatlichen Komission für Statistik« Rußlands (aus *Nesawisimaja Gaseta* vom 23. 9. 1993 und *Moskowskie Nowosti* vom 14. 4. 1993), außerdem vom »Allrussischen Zentrum für Suizidologie« (veröffentlicht in *Iswestija* vom 20. 3. 93 und *Kuranty* vom 21. 5. 1993). Das Gespräch mit den Berufskillern im Artikel »Duscheguby« von Nikolaj Bachroschin, *Ogonjok* Nr. 17, S. 30, 1993.

Tilman Spengler
Mutter Liaos Weg zum Hügel der Acht Glückseligkeiten

»Man muß die Sache als Unglücksfall betrachten«, sagte Herr Liao, »sozusagen als Unglücksfall ohne Vorfahren und, wenn man eine Hoffnung äußern darf, auch ohne Nachkommen. Dennoch bleibt der Vorfall zutiefst bedauerlich, selbst für einen gläubigen Materialisten wie mich. Gerade hier in Peking, im Zentrum der Zivilisation.«

Wir nickten und schwiegen. Liaos Frau, die sich, seit sie bei den Neuseeländern arbeitet, »Dolly« rufen läßt, schenkte uns Tee nach. Abend für Abend sammelte sie die gebrauchten Lipton-Beutelchen aus dem grünen Metallkübel in der Küche ihrer Dienststelle, reinigte sie mit einem groben Tuch von den Spuren, die anderer Abfall auf ihnen hinterlassen haben mochte, und brühte aus diesen Restbeständen eine braungelbe Mischung, deren Geschmack sie mit dem Ausruf »Ich bin nicht in einer Generation von Verschwendern großgeworden!« gegen die Kritik ihres Ehemanns verteidigte.

»Natürlich bin ich der Sohn«, fuhr Herr Liao fort, »deswegen bin ich auch der Hauptverantwortliche in dieser unglücklichen Geschichte, denn an mir hätte es gelegen, das Mögliche zu ermöglichen und das Unmögliche von vornherein auszuschließen.«

»Mein Mann liebt Helden ganz allgemein und im Fernsehen besonders die Figuren, die die Ming-Dynastie verteidigen«, sagte Frau Liao. Wie immer sprach sie über den neben ihr sitzenden Gatten, als habe der gerade den Raum verlassen. »Er bewundert aber auch einen wohlgenährten Mann aus Amerika, einen Fernsehstar, dem der ganze Strom oder das ganze Öl gehört. Ich habe ihn noch nie gesehen, aber ich bin ja auch nie im Ausland gewesen. Er soll eine Reihe von Kindern haben, sagt mein Mann, Söhne und Töchter, im Westen denkt man auf eine andere Weise über diese Dinge nach. Wir haben nur zwei Töchter, was schlimm genug ist. ›Ein Kind genügt‹, sagt die Leitung. Das stimmt, selbst wenn es sich dabei um eine Tochter handelt. Doch mein Mann wollte noch einen Sohn. Er hätte deswegen fast seine Stellung verloren. Der Gewinn einer zweiten Tochter trifft härter als der Verlust einer Schwiegermutter. Ge-

burtenkontrolle ist Lebenskontrolle, das verstehe ich sehr gut, aber es muß doch immer das einfache Volk sein, das das Leben kontrolliert. Nehmen Sie noch etwas Tee, in unseren Läden ist diese Sorte kaum mehr zu bezahlen.«

Fast im Takt griffen wir nach unseren Bechern. Durch das halbgeöffnete Fenster drängte sich das Kreischen einer Polizeisirene.

»Den Duschvorhang kann man immer noch verwenden«, sagte Herr Liao in den abebbenden Lärm. »Beste Qualität von Karstadt, umweltfreundlich und sehr hygienisch. Bei meinem letzten Besuch in Köln war Winterschlußverkauf.« Er blickte kurz zur Decke. »Wir lassen die Preise im Keller tanzen«, zitierte er auf deutsch und lachte triumphierend.

»Die Schwiegermutter hat sich vielleicht darüber gefreut«, wandte Frau Liao ein, »aber für eine Wohnung ohne Dusche ist dieses Ding ganz einfach Luxus.«

Gemeinsam starrten wir auf die müde gefältelte Plastikwand, die aus dem Wohn- und Schlafzimmer eine zitronenförmige Exklave schnitt. Wenn ich mich recht entsinne, war die Zitrone mit gelbschwarzen Streifen gemustert.

»Mutter lag gerne hinter dem Vorhang«, erinnerte sich Herr Liao, »sie hatte altmodische Ansichten, das ist bekannt, doch sie freute sich immer, wenn ich ihr etwas Modernes mitbrachte, besonders, wenn es aus dem Ausland kam, wie damals, als ich ...«

»Für uns alle wäre es leichter gewesen, wenn sie in einem Krankenhaus gestorben wäre«, unterbrach ihn seine Frau. »Im Krankenhaus zu sterben ist praktisch, und es führt nicht zu diesen Verwechslungen, die meinen Mann seit drei Nächten dazu bringen, mit den Zähnen zu knirschen.«

»Wie eine kalte Melone«, sagte Herr Liao und spuckte ein schwarzes, spitzes Teeblatt auf den Boden, das sich noch aus einem früheren Aufguß in dem Becher befunden haben mußte.

Der Vorhang hing so träge wie zuvor. Frau Liao war aufgestanden, zum Abwasch getreten und häckselte jetzt einen Weißkohl zu kleinen Salatmosaiken.

»Man muß die Sache realistisch sehen«, antwortete sie auf einen Vorwurf, den niemand erhoben hatte, »es kostet sehr viel Geld, allein schon, um auf die herkömmliche Weise bestattet zu werden, die Schwiegermutter war konservativ und bestand darauf, hier in unserer Wohnung zu sterben, wo es doch überhaupt keinen Platz für eine derartige Veranstaltung gibt.« Frau Liao legte das Messer beiseite und senkte die Salatschüssel unter das Wasser. »35 Quadratmeter für eine Familie von drei Generationen ist keineswegs Überfluß, doch es mag angehen, wenn alle die Möglichkeit nutzen ...«, sie unterbrach ihre Rede, während sie den

Weißkohl heftig in einem Geschirrtuch schwenkte, »du mußt mich nicht unterbrechen«, wandte sie sich an ihren Mann, der stumm vor sich hin brütete, »deine Arbeit beginnt am Morgen, meine Schicht am Abend, die Töchter sind tagsüber in der Schule, trotzdem hatten wir Schwierigkeiten, als deine Mutter zu uns zog, um ausgerechnet hier zu sterben.« Sie stemmte einen empörten Ellbogen in die Hüfte. »Im Krankenhaus hätten wir deine Probleme nicht gehabt, nicht einmal in der Mäuseform.«

»›Mäuseform‹ ist ein Ausdruck aus ihrem Heimatdorf«, sagte Herr Liao, offensichtlich ebenfalls daran gewöhnt, von seiner Frau zu sprechen, als habe die sich gerade auf eine Dienstreise verabschiedet, »dennoch geht mir das Bild von der kalten Melone nicht aus dem Kopf.«

Die kalte Melone?

»Eine Beschreibung, ein Bild, ein gespenstischer Traum«, antwortete Herr Liao. »Unser Abteilungsleiter wurde zu spät benachrichtigt, daß sein Onkel gestorben war. Man hatte die Leiche ins Kühlhaus der Klinik gebracht und dort vergessen. Als der Abteilungsleiter endlich von dem Tod erfuhr, gab es nur noch sehr große Särge in der Hauptstadt. Viel zu groß für den kleinen Onkel. Der war inzwischen auch noch sehr hart geworden. Und auf der Fahrt zum Krematorium rumpelte er im Sarg wie eine kalte Melone.« Herr Liao schneuzte sich. »Sie verstehen, welche Gefühle diese beiden Wörter in mir auslösen. Schon wenn von Kompott die Rede ist, kann ich nicht mehr zuhören. Deshalb habe ich auch darauf bestanden, daß meine Mutter hier, hinter diesem Duschvorhang ihre letzten Tage verbringen sollte. Sterben wollte sie schon seit vielen Jahren, doch erst als wir diese so günstig unterteilbare Wohnung zugeteilt bekamen, war sie so recht mit dem Herzen dabei. Ich brauche Ihnen die Einzelheiten nicht zu erzählen, Sie waren ja ein Zeuge der Ereignisse.«

In der Tat war ich nicht nur Zeuge, sondern gleichzeitig so etwas wie ein Beihelfer dieser langen Inszenierung eines Heimgangs geworden. Bereits bei meinem ersten Besuch bei den Liaos, er muß um den Herbst des Jahres 1977 stattgefunden haben, hatte Herr Liao mir eröffnet, daß sich seine Mutter zum Sterben anschickte, daß dies jedoch, da die Mutter vom Lande stamme und entsprechend konservativ eingestellt sei, nicht ohne westliche Devisen ermöglicht werden könnte.

Damals ging es um die Beschaffung einer Grabstelle auf einem Boden, der dem agrarökonomischen Fortschritt geweiht war, um das Organisieren eines Transportfahrzeugs, um den Kauf der vom Ritual vorgeschriebenen Baumwollsöckchen, des seidenen Obergewandes, der Totenmütze aus Samt. Es gab noch andere Requisiten, sie wurden Schicht für Schicht aufgezählt und umgemünzt in den Schwarzmarktpreis für ein Transistorradio, die Summe überstieg zu jener Zeit das Jahreseinkommen und den Einfallsreichtum eines wohlverdienenden Proletariers. Dabei war Herr

Liao nicht einmal Proletarier, er war vielmehr, wie er selbst einmal sagte, »ein Intellektueller zur ungünstigsten Zeit«, denn die Zeitläufte hatten aus ihm, dem begabten Kind mittelloser, doch klassenkämpferisch schwer einstufbarer Eltern, einen gesellschaftlichen Kometen entstehen lassen. Ganz eindeutig stand er auf der Gewinnerseite der sozialistischen Revolution: Aus seinem kleinen, von allen gütigen Göttern verlassenen Dorf in der Nähe von Wuhan hatte er es geschafft, bis nach Peking vorzudringen, stets reitend auf dem Tigernacken des Zeitgeists. Den »Großen Sprung nach vorn«, das hatte er mir bereits vor sieben Jahren erzählt, »den schaffte ich schon als Elfjähriger aus eigener Kraft, denn meine wahre Stärke, ich rede jetzt ganz ehrlich, ist die Begeisterung«.

Das mußte während der Großen Proletarischen Kulturrevolution zwangsläufig zu schrecklichen Erfahrungen führen, denn auch die chinesische Geschichte lehrt, daß politische Begeisterung meist in Fraktionskämpfe mündete, in Fraktionskämpfe, die im glücklichsten Fall nur mit Parolen ausgetragen wurden, im Regelfall jedoch damit endeten, daß der Unterlegene im Kerker oder im Exil landete.

»Als Kind vom Lande bin ich konservativ, daher taugte ich so gut für die Revolution«, erinnerte sich Herr Liao. »Meine Mutter war dagegen ausschließlich konservativ. Deshalb hatte sie ja auch solche Angst vor dem Verbranntwerden.«

»Zwei Transistorradios hat damals allein das Holz für den Sarg gekostet«, hielt ihm seine Frau vor, »dabei brauchten wir dringend eine größere Wohnung, und gestorben ist sie auch nicht.« Über den Grübchen auf ihren Wangen hatten sich zwei dunkle Flecken gebildet. »Aber du hast dich in dieser Angelegenheit ins Zeug gelegt wie ein Suppenhuhn, das zum Adler werden will. An uns andere hast du überhaupt nicht gedacht.«

»Holz war damals relativ billig«, gab Liao nachdenklich zurück, so als erinnere er sich an die Lösung eines kniffligen Schachproblems. »Das gab es noch ausreichend in der Stadt, weil man nach dem Erdbeben so dringend Hütten bauen mußte, die dann wieder abgerissen wurden. Das Transportfahrzeug haben wir auch noch zehn Jahre später benutzen können.« Er hüstelte und zündete sich dann ganz gegen seine Gewohnheit eine Zigarette an. »Ein Tod braucht Würde«, sprach er in den Qualm, »das war schon damals so und erst recht jetzt, wo wir wieder mehr Kultur haben.«

»Dann erzähle deinem Freund, was mit dem Transportfahrzeug passierte«, rief Frau Liao, deren Wangenflecken deutlich heller geworden waren. »Erzähl es ihm in allen Einzelheiten und lasse dabei keinen Kotflügel aus!«

»Ich habe schon ganz am Anfang gesagt, man müsse die Sache als

Unglücksfall betrachten«, sagte Liao, der inzwischen seine Zigarette in dem kleinen Aschenbecher mit dem Loreleymotiv ausgedrückt hatte, »ein Unglücksfall hat eben viele Zuträger, kein einzelner von ihnen ist weniger unheilstiftend als der nächste. Andererseits ist eben auch der Fahrer um die entsprechende Zeitspanne älter geworden. Er muß wohl ein wenig nervös geworden sein, als die Frauen in ihren Klagen um meine verstorbene Mutter gegen die Wagentüren und die Verladeklappe schlugen. Aber wenn eine Tote hinwegtransportiert wird, verlangt der Brauch den Ausdruck des tiefen Schmerzes. Meine Tanten waren im Recht, als sie die Fäuste ballten, und der Fahrer war im Recht, als er so schnell davonfuhr, daß er mit dem Kotflügel gegen die Hofeinfahrt drückte.«

»Er hat den Wagen ruiniert. Kotflügel und Scheinwerfer. Alle haben es gesehen. Und du mußtest dafür zahlen! Wenn das wenigstens alles gewesen wäre, aber die Musiker, die angereisten Mönche, haben die nicht auch ihr Geld gekostet? Schauen Sie sich diesen Mann an«, Frau Liao zeigte auf ihren Mann, doch vor Erregung zitterte ihr Finger so stark, daß sie eher auf den ständig eingeschalteten Fernsehschirm deutete, der in verschwommenen Gestalten widergab, was akustisch nach einem Sängerwettbewerb klang. »Er hat an einer Universität studiert, er nennt sich einen Materialisten, jetzt äfft er die Intellektuellen nach, die den Aberglauben wieder für sich entdeckt haben.« Sie zupfte an der schwarzen Armbinde, die ihr in die Beuge des rechten Ellbogens gerutscht war. »Musiker«, wiederholte sie, »Musiker und Mönche, Räucherstäbchen, eine kostbare Urne, wenn möglich aus Gold oder Silber, und Totengeld, es sind wieder ganz die alten Sitten, die Einzug gehalten haben. Würde! Von wegen Würde! Am liebsten würde ich ausspucken, und dann mußte alles auch noch so heimlich zugehen, damit die Kollegen nicht merkten, daß ein Mann, der sich immer noch darum bemüht, Parteimitglied zu werden, man stelle sich das vor: Parteimitglied! Daß ein solcher Mann seine Mutter bestatten lassen will wie ein Feudalfürst. Luxus-Schnickschnack für eine alte Frau, die nicht einmal ihren eigenen Namen schreiben konnte und die sich in den letzten fünf Jahren ihres Lebens weigerte, ihre Schwiegertochter zu erkennen.«

Das Wort ›Parteimitglied‹ kommt im Chinesischen auf ganze zwei Silben, Frau Liao ließ sie miteinander verschmelzen und dehnte sie in der besten Tradition der Klagearie einer Pekingoper.

»Parteimitglied«, sagte sie noch einmal höhnisch.

Herr Liao setzte seine Brille ab und fuhr mechanisch mit dem Ende seines Schlipses über die Gläser. »Wenn es um Würde und Anstand geht, darf man kein kleiner Mensch sein, das gilt auch für die Bezahlung. Zwischen meiner Frau und mir besteht da möglicherweise ein gewisser Widerspruch . . .«

»Ein heftiger Widerspruch«, fiel ihm Frau Liao ins Wort.

»Andererseits existiert auch ein schwer lösbarer Widerspruch zwischen meiner ganz persönlichen Auffassung und der Sichtweise meiner Kollegen. Sie alle halten, jedenfalls wenn sie sich in unseren politischen Versammlungen dazu äußern, Totenfeiern für ein Überbleibsel aus vorrevolutionären Zeiten. Vielleicht kam es deswegen zu diesen gräßlichen Verwechslungen. ›Eins teilt sich in zwei‹, das haben wir alle einmal auf den Kaderschulen oder in den Umerziehungslagern gelernt. Doch es hätte nicht sein dürfen, daß die Teilung so schnell und so verwirrend vor sich geht.«

Ich bat um einen der jetzt schon mehrfach benutzten Teebeutel. Das Wasser in der Thermoskanne war nicht mehr sehr heiß.

»Er versteht nicht«, sagte Frau Liao zu ihrem Ehemann, »warum du, nachdem die Leute vom Straßenkomitee wegen der Hygienefrage hier gewesen waren und den Totenschein ausgestellt hatten, die Leiche deiner Mutter unter großen Kosten in einen weit von hier und diesem Duschvorhang entfernten Raum bringen ließest, der früher einmal als Tempel diente und in dem dann sieben Mönche, die unverschämt viel Geld dafür verlangten, ihre unverständlichen Lieder anstimmten. Er versteht das nicht, weil er uns versteht und dich nicht versteht!«

»Man mußte die Mutter sehr schnell entfernen«, entgegnete Herr Liao. »Du weißt selbst, daß es damals sehr kalt war. Wir mußten ihr die Totensachen abstreifen, bevor sie wirklich zu starr dafür wurde.«

»Vorher konnte es dir nicht langsam genug gehen.«

»Nur weil die Verwandten aus Wuhan noch nicht eingetroffen waren. Es kostet eben Zeit, bis ein Telegramm ankommt, es kostet noch viel mehr Zeit, bis ein Eisenbahnbillet gekauft werden kann. Die Verwandten haben ein Recht darauf, die geliebte Sterbende noch einmal zu sehen. Schon deswegen mußte ich mir wünschen, daß sie nicht sofort stirbt!«

»Er hat sie angebrüllt, damit sie bei Bewußtsein blieb.« Frau Liao stand auf und formte mit weitausholenden Armen die Hände um ihren Mund wie zu einem Trompetensignal. Ihre dunkelbraunen Augen schienen aus den gelblichen Fettpolstern herausdringen zu wollen. Sie ließ die Hände wieder sinken und fragte: »Soll ich das einmal nachmachen?«

»Du redest so gefühllos wie die Leichenträger.«

»Ständig werde ich kritisiert, weil ich angeblich so gefühllos bin wie ein Leichenträger, dabei versuche ich nur, die Angelegenheiten, die dieses Haus betreffen, in der, wie du immer sagst, ›angemessenen Relativität‹ zu halten. Angemessene Relativität, pah! Natürlich bin ich nur eine einfache Arbeiterin in der Glühbirnenfabrik Nummer Fünf, deshalb weiß ich auch nichts über ›angemessene Relativität‹, doch ich habe eine genaue Kenntnis davon, was Geld kostet und was nicht.«

»Auch die Verwandten haben viel Geld für die Zugfahrkarten bezahlen müssen. Das mußte in der Gesamtrechnung mitbedacht werden. Wenn sie erst angekommen wären, als Mutter schon nicht mehr lebte, hätten sie sich sehr geärgert und mir die Schuld gegeben.«

»Und so wie du die ganze Angelegenheit organisiert hast, war das nicht die viel größere Verschwendung? So wertlos wie das Totengeld, das verbrannt wurde?«

Herr Liao richtete seinen Oberkörper auf, rückte seinen Stuhl zurecht und wandte seiner Frau den Rücken zu. »Sie ist einfach nicht gebildet«, sagte er sehr eindringlich zu mir, »das ist ein Versäumnis und bedauerlich gerade jetzt, wo wir langsam und unter Mühen eine neue Kultur aufbauen, die unserer alten gleicht, ohne deren Fehler zu übernehmen. Ein deutsches Sprichwort, das Sie kennen, lautet: ›Des Menschen Wille ist sein Himmelreich.‹ Der Wille meiner Mutter war das Himmelreich. Das mußte ich ihr versprechen. Aber wie konnte ich ahnen, daß ihre Leiche verwechselt wurde?«

»Wäre alles so gelaufen wie normal, hätte es auch keine Verwechslung gegeben«, rief seine Frau ärgerlich.

»Die Leiche wurde verwechselt, weil es in unserer Stadt eben zwei Krematorien gibt, eines für den Osten und eines für den Westen, wir leben an der Grenze, und viele Menschen heißen Liao.«

Und wann wurde die Verwechselung bemerkt?

»Zu spät, viel zu spät. Ich hatte diskret einen kleinen Raum gemietet für die Totenfeier, fünf Tage nach dem Tod der Mutter, dorthin hatte ich auch die Mönche bestellt und die Musiker und die Verwandten. Dieser Raum sollte so etwas wie eine Zwischenstation werden auf dem Weg von der Leichenhalle ins Himmelreich . . .«

»Er meint das Krematorium, merken Sie, er kennt sich schon gar nicht mehr aus.«

»Vielleicht war es die Schuld des Lastwagenfahrers, vielleicht war er noch verwirrt oder böse, weil sein Auto beschädigt war, jedenfalls ist er zu der falschen Leichenhalle gefahren. Mir hatte er nichts gesagt, und als ich im Westen nach der Mutter fragte, war sie da nie angekommen, und als ich im Osten auf dem Hügel der Acht Glückseligkeiten nach ihr fragte, war sie schon lange verbrannt, und niemand wußte, was mit der Urne geschehen war. Wie gesagt, man muß die Sache als Unglücksfall betrachten.«

»Ein Unglücksfall, der uns fast ruiniert hätte. Aber so ist mein Mann. Die Verherrlichung des Neuen macht ihn blind.«

Herr Liao setzte seine Brille ab und starrte auf den Fernseher.

ROWOHLT
BERLIN

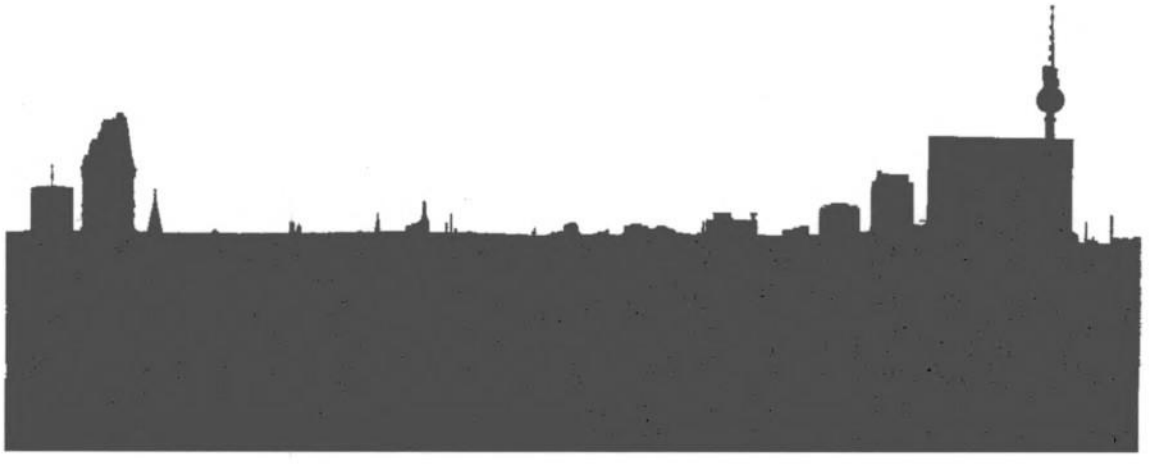
Der Film, den niemand sah

224 Seiten

mit 32 Tafelseiten. Gebunden.

DM 38,–/öS 297,– /sFr 38,–

Goebbels persönlich lieferte den Stoff für den letzten Monumentalfilm des Dritten Reichs, der unter der Regie von Wolfgang Liebeneiner in Babelsberg gedreht, aber nicht mehr fertiggestellt wurde und der noch immer als verschollen gilt. Ein Durchhalteepos mit großem Staraufgebot, dessen Geschichte der Regisseur und Filmhistoriker Hans-Christoph Blumenberg rekonstruiert hat.



Boris Rawdin / Alexej Chanjutin
Lenin in Gorki

Auszüge aus einem Drehbuch*

Objekt »Gorki-Eins«

Das Herrenhaus »Gorki«: vor der Revolution Landgut der Familie des Kapitalisten und Millionärs Sawwa Morosow. Seit 1918 Vorortdatscha des Vorsitzenden des Sowjets der Volkskommissare, W. I. Uljanow (Lenin).

Eine Allee im Park. Ein Teich mit einem Brückchen. Eine Laube. Ein blühender Apfelgarten. Ein Wächterpaar mit Flinten bewegt sich träge am Zaun entlang. Von zwei Seitenflügeln eingerahmt steht das große Herrenhaus mit seinen Säulen. Am Blumenbeet an der Westfassade streicht ein weiterer Wächter entlang.

Im Wintergarten des Haupthauses, zwischen Skulpturen, Palmen und Möbeln in Schutzbezügen, wachst ein Dienstmädchen den Boden.

Im Geflügelhof sortiert eine Angestellte die Eier. Einige braune, besonders groß geratene, legt sie für den Hausherrn zurück. Sie ersetzt ein Ei durch ein anderes.

Die Küche. Am großen Herd hantieren zwei Köchinnen in gewöhnlichen Kleidern, am kleinen die persönliche Köchin Lenins in einer weißen Schürze.

Zimmer im Wachgebäude. Am Telefon der Chef der Wache Pjotr Petrowitsch Pakaln.

Pakaln: Ja, die Leute sind angekommen, ich bin gerade dabei, sie zu instruieren. *(lauscht)* Ja, den Kurier habe ich abgeschickt. Das wär's. Tschüß.

Pakaln dreht sich um. Im Zimmer befinden sich außer ihm noch sechs Männer in halbmilitärischer Uniform. Das ist die neue Schicht. Vier Uniformierte sitzen an der Wand, zwei stehen – die Hocker reichen nicht für alle.

Pakaln: Hat Genosse Dserschinski mit Ihnen geredet?

Die Neuen *(durcheinander)*: Jawoll.

Pakaln: Haben alle verstanden?

Die Neuen: Verstanden.

Pakaln: Na, wollen wir mal sehen. *(Zu einem der Neuen)* Na, du zum Beispiel, wie heißt du?

NEUER: Nedobeschkin

PAKALN: Nedobeschkin, wiederholen!

NEUER *(deutlich)*: Auf das Territorium des Objektes darf ohne Erlaubnis des Chefs der Wache, des Genossen Pakaln ...

PAKALN: Das heißt also, ohne meine Erlaubnis.

NEUER: Niemand eingelassen werden.

PAKALN: Und wenn plötzlich Genosse Dserschinski angefahren kommt, oder Genosse Trotzki?

NEUER: Dürfen nur vom Genossen Pakaln eingelassen werden.

PAKALN: Richtig. Also. *(Sieht sich unter den Neuen um und legt bewußt eine Pause ein.)* Wen wir bewachen werden, das wißt ihr?

Die Neuen erraten es, schweigen aber.

PAKALN: Das Objekt nennt sich »Gorki-Eins«. Ein Gutshof. Hier halten sich ... Genosse Lenin und Familie auf ...

Pakaln macht noch einmal eine vieldeutige Pause, um sich an der Wirkung seiner Mitteilung zu berauschen. Aber der erwartete Effekt tritt nicht ein. Nur ein einziger der Neuen, Nedobeschkin, tut ihm den Gefallen und gerät in Verwirrung.

PAKALN: Also, haben alle den Alten ... den Genossen Lenin schon einmal gesehen?

Die Neuen schweigen wieder. Irgendwie gesehen haben sie ihn ja schon einmal, aber ob das hier von Nutzen ist? Pakaln holt aus seiner Brusttasche eine ziemlich schmuddelige Fotografie.

PAKALN: Die ist schon vor langer Zeit aufgenommen, aber macht nichts – trotzdem unverwechselbar.

Die Neuen verschlingen die Fotografie mit den Augen. Als Nedobeschkin an der Reihe ist, mustert er fragend Pakaln – ob der nicht Lenin selbst ist?

PAKALN: Da haben wir noch die Frau und die Schwester des Genossen Lenin *(zeigt sie)*. Die Frau, Nadjeschda Konstantinowna [Krupskaja], das ist die, die nach links schaut, und die andere ist seine Schwester Marja Iljinitschna [Uljanowa]. Das Hauptobjekt ist der Genosse Lenin. Dem haben Sie nicht unter die Augen zu geraten. Wenn es doch einmal passiert – sich auf kein Gespräch einlassen! Gemäß der Instruktion sind beliebige Treffen mit ihm verboten. Zu Lenin zugelassen sind: ich, als Chef der Wache – zum ersten; Marja Iljinitschna als Schwester – zum zweiten; Nadjeschda Konstantinowna als Frau – zum dritten. Na und dann noch die Ärzte und Sanitäter. Wenn da mal eine Köchin unterkommt, oder ein Dienstmädchen, soll sie eben reingehen, aber bitte schweigen ... Sind Sie nun mit dem Genossen Lenin vertraut? Alle! Die Fotos zurück! *(Steckt die Fotografien in die Tasche.)* Noch Fragen?

NEDOBESCHKIN: Trinkt denn der Genosse Lenin auch einmal auf dem Balkon Tee?

PAKALN: Manchmal auch dort. Tee bekommen wir hier guten.

Erwachen

Das Zimmer der wachhabenden Sanitäter im Herrenhaus. Auf einer Liege, unter einer Wolldecke, schläft der Sanitäter Rukawischnikow. Im Sessel hinter dem Tisch sitzt Sorka. Er blickt auf den Schlafenden, holt aus der Tasche ein Büchelchen mit der Aufschrift »Kalenderbuch für das Jahr 1923«, knetet den Bucheinband durch, legt es auf den Tisch. Nimmt einen dünnen Stift, feuchtet ihn mit Speichel an und beginnt seine routinemäßige Eintragung.

SORKA *(brummelt)*: Sechzehnter Mai ... Dreiundfünfzigster ... Tag ... meiner Anwesenheit neben ... Wladimir Iljitsch ... Heute Nacht ... hat mich ... Wladimir Iljitsch ... mit einer ... Bewegung der Finger ... seiner ... rechten Hand ... wieder zu sich gerufen ... Ein Blick ... von W. I., wieviel ist das wert? ... Und die Nähe seiner Arme ... seiner Beine ... des Kopfes ... des ganzen Körpers ... Das kann man ... unmöglich beschreiben!

Lenins Zimmer. Der Hausherr im Bett. Seine Augen sind geöffnet. Hinter dem Paravent kommt eine Krankenschwester mit einer Porzellanschüssel in Händen hervor.

SCHWESTER: Guten Morgen, Wladimir Iljitsch. Wie haben Sie geschlafen? Hat Sie nichts gestört? Jetzt werden wir uns waschen.

Die Schwester gießt Wasser in die Schüssel, krempelt ihren rechten Ärmel hoch, entblößt den Arm bis zum Ellenbogen und prüft mit dem Ellenbogen, ob das Wasser nicht zu heiß ist, taucht den Schwamm ein und drückt ihn aus. Auf dem Grunde der Schüssel wird die Widmung sichtbar: »Dem Führer des Weltproletariats« und dann mit kleineren Buchstaben: »Von den Arbeitern der Porzellanmanufaktur Duljowo«. Die Schwester wäscht Lenins Gesicht und Arme und murmelt dabei: »So, so ...« *Der nasse Schwamm ist dem Kranken nicht angenehm. Er unternimmt schwache Versuche, sich abzuwenden, sich unter der roten Decke zu verstekken.*

SCHWESTER *(indem sie die Decke zurückhält)*: Gleich, gleich ...

Sie nimmt ein Handtuch, trocknet das Gesicht ab und wischt sich mit einer charakteristischen Bewegung die Nase. Lächelt zärtlich. Lenin versteckt sich unter der Decke.

Auf dem Balkon. Lenin im Sessel. Gekleidet in einen Morgenrock, unter dem lange Unterhosen hervorblitzen. Vor ihm sitzt der Arzt und Logopäde Dobrogajew. Er ist etwa fünfzig Jahre alt, spricht langsam und deutlich artikulierend. Etwas weiter entfernt sein Petrograder Kollege Ossipow, Uljanowa, Sorka. Krupskaja sitzt in einem Sessel hinter Lenin.

DOBROGAJEW: Ka- Ko- Ku! Ka! – Wladimir Iljitsch!

LENIN *(begleitet den Laut leise mit einem Kopfnicken)*: Ka...

DOBROGAJEW: Ko!

LENIN *(nickend)*: Ko...

DOBROGAJEW: Ausgezeichnet. Ku!

Lenin mümmelt vor sich hin. Krupskaja lehnt sich nach vorn, reckt ihren Hals, spitzt die Lippen.

DOBROGAJEW: Nadjeschda Konstantinowna, könnten Sie sich nicht mit dem Gesicht Lenin gegenüber setzen und »Ku« sagen?

Krupskaja setzt sich Lenin gegenüber, spitzt ihre Lippen und spricht die Silbe aus.

Lenin sammelt sich innerlich. Sorka verläßt seinen Standort und spitzt auch die Lippen. Lenin sieht zu Krupskaja hinüber, holt Atem und artikuliert zuguterletzt das langerwartete »Ku«. Sorka kehrt erleichtert auf seinen früheren Platz zurück.

DOBROGAJEW: Sehr gut, Wladimir Iljitsch! Jetzt werden wir uns mit Worten beschäftigen.

Dobrogajew öffnet seine Arzttasche, holt ein Entchen aus Papiermaché, ein Messer, ein Spielzeughäuschen, eine Tasse, eine Kuh und einen Hasen hervor.

DOBROGAJEW *(nach einer Zitrone greifend)*: Ach da... Das ist eine Zitrone! Eine gelbe! Fast runde, mit dicker Haut! Die schneidet man in Stücke und tut sie des Aromas halber in den Tee! Heute morgen haben Sie Tee mit aromatischer Zitrone getrunken. *(Zerschneidet die Zitrone in zwei Hälften und bietet eine davon dem Patienten an.)* Riechen Sie, Wladimir Iljitsch, lecken Sie!

Lenin schluckt reflektorisch seinen Speichel hinunter, weist aber die Zitrone zurück. Dobrogajew schneidet ein Stückchen ab, zerkaut es und runzelt die Stirn. Dann fügt er beide Hälften der Zitrone wieder zusammen.

DOBROGAJEW: Was ist das? Zi-tro-ne?

LENIN *(leise, deutlich)*: Zi-tro-ne...

Der Hund

Mittags. Von einem Seitenflügel zum anderen laufen schnell zwei Kinder von etwa sechs bis sieben Jahren.

Auf dem Balkon in einer Chaiselongue liegt Lenin. Er döst, seine Augen sind geschlossen. Von ferne hört man den Kinderruf: »... drei, vier, fünf und du bist raus!«

Auf den Balkon läuft der Setter Ajda, Lenins Freund aus dem letzten Jahr. Der Hund stupst mit der Nase an den kranken Arm. Weder ein Kontakt noch irgendeine Reaktion kommt zustande.

Von der Straße her hört man den Ruf: »Ajda! Ajda!« Der Hund guckt beleidigt auf den Menschen im Sessel und läuft fort.

Nach wenigen Augenblicken öffnet Lenin seine Augen und blickt auf seinen Arm. Sein Gesicht nimmt einen unruhigen Ausdruck an, er beginnt irgend etwas zu artikulieren. Allmählich verstärkt sich seine Stimme zu einem Flüstern, einzelne Silben werden vernehmbar, wie er sie in seinem Unterricht gelernt hat.

LENIN *(vorwurfsvoll)*: Ka!... Ko!... Ku!...

Das Geschrei (26. Juni 1923)

Abend in Gorki. Es ist still und warm. Der Mond geht an dem noch hellen Himmel auf. Kurze Nachtigallentriller. Der Balkon im ersten Stock. In einem Rollstuhl sitzt Lenin. Er hat einen weißen Krankenhauskittel an und seine Mütze auf. Offensichtlich genießt er den Abend und die Ruhe. Vor ihm führt eine dunkle Allee in die Tiefe des Parks. Das Gewirr der Zweige bildet im Mondlicht skurrile Muster.

Der Tisch. Darauf Spuren der Teestunde, der Samowar, eine Petroleumlampe. Am Tisch Uljanowa, die Professoren Rosanow und Ossipow. Auf dem Geländer sitzt Rukawischnikow. Die Krupskaja neben Lenin. Plötzlich lehnt Lenin sich nach vorn und sagt: »Ala-la«.

KRUPSKAJA: Was ist, Wolodja, ein herrlicher Abend?

Lenin schweigt.

KRUPSKAJA: Noch Tee?

Lenin schweigt.

ROSANOW: Marja Iljinitschna, vielleicht würde es sich wirklich lohnen, noch ein Samowärchen auftragen zu lassen? *(Zu Ossipow:)* Wie steh'n Sie dazu, Viktor Petrowitsch?

OSSIPOW: Na ja, Tee ist mir auch recht.

Lenin wirft sich zurück, hebt die Hand, als wolle er etwas abwehren. Lehnt sich schroff vor und beginnt laut: »Ala-la, ala-la...«

Alle drehen sich erschrocken nach ihm um.

ULJANOWA: Wolodja, was ist los?

ROSANOW: Fühlen Sie sich nicht wohl? Tut's irgendwo weh?

Das Schreien wird lauter. Alle stehen auf.

ULJANOWA *(während sie vom Balkon schaut, zum Sanitäter)*: Fahren Sie den Rollstuhl ins Haus!

Rukawischnikow stürzt zu dem fahrbaren Sessel und will ihn rückwärts ins Haus ziehen. Das Geschrei schwillt an. Rukawischnikow hält ein. Das Schreien wird schwächer und geht ins Rezitativ über: »Ala-la, ala-la . . .«

OSSIPOW: Wasser!

ROSANOW *(zu Rukawischnikow)*: Holen Sie schnell Foerster!

Ossipow versucht, Lenin zu trinken zu geben.

OSSIPOW: Trinken Sie, Wladimir Iljitsch!

Lenin stößt die Tasse mit der Hand zurück, das Wasser schwappt über.

Das Schreien hält an. Alle stehen.

Auf der Treppe trifft der Sanitäter Pakaln an, mit einem Revolver in der Hand.

PAKALN: Was ist los?

RUKAWISCHNIKOW: Wladimir Iljitsch fühlt sich schlecht. Hol schnell den Deutschen!

Sie lassen sich einer nach dem anderen das Geländer hinabgleiten. Pakaln schiebt im Laufen den Revolver in die Koppel. Sie rennen aus dem Haus und hasten durch den dunklen Park auf Foersters Seitengebäude zu. Pakaln sieht sich einige Male um. Foerster empfängt sie bereits angezogen und bindet sich gerade seine Krawatte.

PAKALN: Herr Professor, Lenin ist krank *(deutsch im Original)*, bitte!

Alle drei eilen zum Haupthaus, Pakaln voran, Foerster als letzter. Lenins Schrei hallt über das ganze Gut hin. Über den Hof läuft der Setter Ajda, im Dorf bellen die aufgeweckten Hunde. Am Wachhäuschen und am Haus drängen sich die Posten und Dienstboten. Foerster und seine Begleiter steigen die Treppe hinauf. Auch auf deren Absatz stehen noch ein paar Leute.

Auf dem Balkon ist alles unverändert. Lenin, im Rollstuhl, stößt sein gellendes »Ala-la, ala-la« aus. Alle übrigen halten sich von ihm ein wenig fern. Sie haben ihre Niederlage eingesehen und warten nun auf Foerster.

OSSIPOW *(zu Foerster)*: Anfall *(deutsch im Orig.)*. Schon fast eine Stunde lang.

Foerster nickt und geht auf Lenin zu.

FOERSTER: Beruhigen Sie sich nur, Herr Präsident, beruhigen Sie sich *(deutsch im Orig.)*!

Der Schrei wird lauter. Foerster tritt zurück und überlegt.

OSSIPOW: Vielleicht sollten wir ihn hinlegen?

FOERSTER: Ja, versuchen wir's.

Tritt hinter die Lehne des Sessels und versucht, Lenin vom Balkon zu ziehen. Als der Sessel neben den Tisch gerät, krallt Lenin sich an der Tischdecke fest. Vom Tisch fällt eine Tasse. Foerster hält den Rollstuhl an. Der Sanitäter tritt seitlich hinzu und versucht das Tischtuch loszumachen. Lenin widersetzt sich, versucht den Sanitäter mit dem Kopf zu stoßen. Die berühmte Mütze fliegt zu Boden.

EINE STIMME: Man muß das Geschirr abräumen!

Alle stürzen zum Tisch, in dem Bestreben, auf irgendeine Weise zur Beendigung des Anfalls beizutragen. Sie räumen die Tassen und Teller ab und stapeln sie auf einem Sessel. Irgend jemand hält die Lampe. Foerster greift wieder nach dem Rollstuhl. Die Decke rutscht vom Tisch. Lenin versucht Foerster zu beißen. Foerster zieht seine Hand zurück, bewegt sich von dem Sessel fort und gesellt sich zu den Besiegten. Ossipow nimmt seinen Zwicker ab.

ROSANOW *(hält es nicht mehr aus)*: Wladimir Iljitsch! Es ist doch schon so spät, liebe Güte!

Lenin läßt das Tischtuch sinken (es bleibt ihm auf den Knien liegen) und legt die Hand wie ein Sprachrohr an den Mund. Die Knöpfe an seinem Kittel sind aufgesprungen, das Unterhemd ist ihm aus den langen Unterhosen gerutscht. Er ist in Schweiß gebadet, das Gesicht purpurrot angelaufen.

Das Geschrei des Kranken wird durch das Gebell und Gewinsel der Hunde im Dorf verstärkt. Im rechten Seitenflügel verlöschen die Lichter.

ULJANOWA *(flüstert)*: Pjotr Petrowitsch!

Pakaln nickt, bahnt sich einen Weg zum Rollstuhl und zerrt ihn, ungeachtet der Schluchzer und des Widerstands Lenins, ins Haus. Hinter dem Rollstuhl schleift die vergessene Tischdecke her. Jemand tritt mit dem Fuß auf sie . . .

Als letzte verläßt Marja Iljinitschna den Balkon, sie schließt Fenster und Türen.

Das Zimmer der wachhabenden Sanitäter. Lenin hat sich festgeschrieen. Foerster versucht, ihn wie ein Kind zu wiegen, indem er den Rollstuhl bald vor, bald zurück, bald nach links, bald nach rechts schiebt. Ossipow und Rosanow verfolgen mitleidig Foersters erfolglose Anstrengungen. In der Ecke unterhält sich Marja Iljinitschna leise mit Pakaln.

ULJANOWA: Pjotr Petrowitsch, ich bitte Sie, daß bloß niemand von Ihnen ... Es gibt soviel Gerede ...

PAKALN: Ich werd' schon aufpassen. Beunruhigen Sie sich nur nicht ...

Das schreckliche Geschrei hält an. In einer besonders gellenden Tonlage.

ROSANOW *(explodierend)*: Wladimir Iljitsch! Hören Sie zu schreien auf! Leise! Im Hause schlafen alle. Nadjeschda Konstantinowna auch! Sie wecken sie! Ein bißchen leiser!

Lenin schaut Rosanow erschrocken an, wiederholt flüsternd einige Male »ala-la« und verstummt.

Ein paar Augenblicke lang stehen alle noch in Erwartung eines neuen Zyklus da. Von weither aus dem Dorf ist das Krähen eines Hahns zu vernehmen. Hinter dem Fenster wird es hell. Lenin schweigt.

OSSIPOW *(zu Rukawischnikow)*: Bringen Sie warmes Wasser und Wäsche.

Der Rollstuhl wird hinausgeschoben. Ossipow holt aus seinem Reisesack eine Spritze, zieht aus einer Ampulle ein Medikament auf und geht hinter dem Rollstuhl her hinaus.

ROSANOW *(erleichtert)*: Wahrscheinlich ist er schon eingeschlafen ...

Aus Lenins Zimmer erklingt erneut »a-a-a-...«

Was hat dieses Geschrei zu bedeuten?

Sinowjews Wohnung im Kreml. Auf einem kleinen Sofa Sinowjew und Stalin. Ein Tischchen mit Obst.

SINOWJEW: Hör mal, Iosif, die Sache ist ernst. Wir wollen uns nichts vormachen. Wir wissen doch alle: wenn der Alte wieder auf die Beine kommt, wie im vorigen Sommer, dann wird er sich neue Leute suchen. Und wir können ... *(Macht eine vage Handbewegung.)* Stimmt's?

Stalin nimmt einen Apfel und beißt hinein.

STALIN: Na ja, so steht's. Und was meint Kamenjew dazu?

SINOWJEW: Du kennst ihn ja. Gegen den Alten wird er niemals etwas unternehmen. Und der Alte, na entschuldige mal, hört jetzt auf wen? Auf Trotzki. Er ist es, der ihn so weit gebracht hat. Immer mit seinem Thermidor, Thermidor, die sind sozusagen schon keine Revolutionäre mehr. Sehen Sie nicht, daß die total verbürokratisiert sind?

STALIN: Vielleicht sind wir ja wirklich verbürokratisiert? Du zum Beispiel, Grigorij, bist fett geworden wie ein Abteilungsleiter.

SINOWJEW: Hör mit den Witzen auf! Dazu ist jetzt nicht die Zeit. Und weiter: ich versteh nämlich überhaupt nicht, was bei uns in Gorki vor-

geht. Aus den Ärzten ist nichts Vernünftiges rauszuholen. Manchmal kommt's mir so vor, als ob uns der Alte an der Nase herumführen würde.

STALIN: In welchem Sinne?

SINOWJEW: Na ja, daß er eben, verstehst du, extra schweigt. Als zeitweiliger Rückzug. Wie damals, in Brest Litowsk. Wartet, bis er wieder zu Kräften kommt. Und dann schlägt er zu.

STALIN: Alles ist möglich, Grigorij. Wir wollen uns mal folgendes vor Augen führen: Sie fahren den Alten im Rollstuhl im Zimmer herum, um ihn zu beruhigen. Stimmt's?

SINOWJEW: Und weiter?

Stalin packt seinen Apfelbutzen am Stiel und umkreist damit die Obstschüssel.

STALIN: Der Deutsche karrt den Alten von links nach rechts. Der Alte protestiert: »Ala-la, ala-la«. Stimmt's?

SINOWJEW: Ja.

Mit demselben Butzen umkreist Stalin die Schüssel in die umgekehrte Richtung.

STALIN: Und nun – nach links. Der Alte verstummt und schweigt. Na? *(Legt den Butzen in die Obstschüssel.)*

SINOWJEW: Das glaubst du doch wohl selber nicht, daß er dort irgendwelche Geheimzeichen gibt, um die politische Linie zu weisen? *(Guckt Stalin an.)* Also, da gehst du wirklich zu weit... *(Lenkt seinen Blick auf die Schüssel mit dem Butzen.)* Das sind ja Witze! *(Schiebt die Schüssel von sich.)* Ich rede von etwas anderem. Mir scheint, er schweigt extra.

STALIN: Na fahr schon auf die Krim, Grigorij, und erhol dich. Alles wird sich regeln. Schwer haben wir's mit dem Alten gehabt im letzten Jahr. Und ohne ihn... hast recht: Wenn der Alte im Haus ist, würde man ihn am liebsten umbringen, aber wenn er nicht da wär', müßte man ihn erfinden...

Die Pilze

Früher Morgen. Ein Parkweg. Mitten auf dem Weg steht Pakaln. Er mustert die Wegränder, hockt sich dann ein wenig hin und blickt sich erneut um.

Aus der Tiefe des Parkes tauchen fünf, sechs Männer von der Wachmannschaft mit Eimern und Körben auf. Der Kommandeur des Pilz-Trupps (Ljagutkin) tritt zum Chef und rapportiert.

LJAGUTKIN: Wir haben sie mit Mühe zusammengesucht – die Pilze sind ja noch nicht aufgeschossen.

PAKALN: Na, zeig mal her, Nedobeschkin!

Nedobeschkin weist einen fast leeren Eimer vor. Auf den Pilzen liegt ein Küchenmesser. Pakaln holt einen großen Steinpilz aus dem Eimer, fischt ein Klappmesser aus der Tasche, öffnet es und schabt den Stiel an der Schnittstelle ab.

PAKALN: Der ist in Ordnung. Also folgendermaßen: Pisan, Ljagutkin – ihr pflanzt sie nach rechts hin. Nedobeschkin, Pidjura – nach links hin. Staklis, du setzt welche hinter dem Bänkchen!

Die Wachleute zerstreuen sich den Weg entlang. Pakaln verfolgt ihre Arbeit und greift von Zeit zu Zeit korrigierend ein.

PAKALN: Wohin setzt du den denn! Höher! Der ist vom Weg aus doch nicht sichtbar, Dyrsa! *[Lettisch: »Arsch«]*

Indem er sich gleichsam in die Lage des künftigen Sammlers versetzt, hockt sich Pakaln ein um das andere mal hin und bewegt sich mit halb eingeknickten Knien den Weg entlang. Ihm folgt noch ein weiterer Wachmann mit einem Korb und korrigiert die Versäumnisse der »Pflanzer«.

PAKALN: Bestreu das Ganze mit Nadeln! Und dort setz noch einen kleinen hin, damit's zwei sind. So geht's.

Morgen. Der Rollstuhl bewegt sich knirschend über den gelben Sand. Lenin wird begleitet von seiner gewöhnlichen Suite: Pakaln, Krupskaja, Uljanowa (die ein Körbchen in der Hand hält). Dazu der wachhabende Sanitäter (Sorka). Krupskaja und Uljanowa gehen neben dem Rollstuhl und schauen Lenin von Zeit zu Zeit ins Gesicht. Pakaln, der den Stuhl schiebt, achtet dabei auf die Mütze auf Lenins Kopf. Dem Kranken geht es heute eindeutig besser. Sein Kopf wandert bald nach links, bald nach rechts, bald nach unten, bald nach oben. Man vernimmt paradiesisches Vogelgezwitscher.

ULJANOWA: Nadja! Erinnerst du dich, hier haben wir letztes Jahr Pilze gesammelt!

Krupskaja dreht sich um und bemerkt einen Pilz.

KRUPSKAJA: Wolodja, guck mal, Pilze!

Der Rollstuhl hält an. Ringsum strotzt alles vor Pilzen. Lenin blickt aufgeregt umher und zeigt mit der Hand nach rechts und nach links.

SORKA: Pilze!

Der Sanitäter geht vom Wege ab, zieht ein kräftiges Steinpilzchen aus der Erde und hält es triumphierend in die Höhe. Lenin dreht sich zu Krupskaja, dann zu Uljanowa um und lacht zufrieden.

KRUPSKAJA: Wie letztes Jahr.

ULJANOWA *(lächelt Pakaln zu)*: Noch ist die Pilzzeit nicht richtig vorbei ... und schon stehen uns die Himbeeren bevor, die Preiselbeeren und Nüsse ...

Die Prozession bewegt sich langsam weiter den Weg entlang, Lenin zeigt mit der Hand auf die Pilze, Uljanowa sammelt sie ins Körbchen.

ULJANOWA: Noch ein paar – und die Suppe ist fertig!

Krupskaja schaut in das Körbchen, wieviele sie wohl schon zusammenbekommen haben, zieht eine Rotkappe heraus und ergötzt sich daran.

KRUPSKAJA: Wolodja, guck mal, was für ein Prachtstück!

Lenin nimmt den Pilz und betrachtet ihn aufmerksam. Das Lächeln schwindet von seinem Gesicht: die vor seinen Augen gepflückte Rotkappe erweist sich als sauber abgeschnitten. Er errät alles, seine Miene verfinstert sich, er schleudert den Pilz auf den Weg.

SORKA: Fahren wir weiter.

PAKALN: Da vorne sind noch mehr Pilze...

Lenin fuchtelt gereizt mit dem Arm. Man wendet den Rollstuhl und schiebt ihn langsam auf das Haus zu.

Haut doch ab!

Morgen. Lenins Zimmer. Er liegt im Bett, ist wach. Hinter dem Wandschirm wird eine Krankenschwester mit einem durch ein Handtuch verhüllten Schieber sichtbar.

SCHWESTER: Es ist schon Morgen, Wladimir Iljitsch! Jetzt wollen wir uns wohl waschen?

Lenin schaut sie an, sein Blick bleibt an ihrer Brust haften, an dem Schieber, der aus dem Handtuch hervorlugt, er fuchtelt einige Male protestierend mit dem Arm, dann weist er der Schwester die Tür.

SCHWESTER: Es ist schon Morgen, Wladimir Iljitsch! Wir müssen uns waschen!

Lenin legt ihr von neuem nahe, sich zu entfernen. Die Schwester hat aber beschlossen, auf ihrem Anliegen zu bestehen, und bewegt sich wieder auf den Kranken zu.

LENIN *(erschrocken)*: Geh-geh, geh-geh, geh-geh!

Ohne Rücksicht auf die protestierenden Schreie ihres Schützlings nähert sich die Schwester unaufhaltsam dem Bett. Lenin beginnt, mit dem Bein auf der Matratze herumzuscharren, sein Gesicht läuft purpurrot an. Die Krankenschwester legt den Schieber auf einen Stuhl und geht schnell hinaus. Lenin keucht »ah-ah-ah« und wühlt sich erschöpft in die Kissen.

RUKAWISCHNIKOW: Guten Morgen, Wladimir Iljitsch! Wollen wir uns waschen?

LENIN: Genau-genau!

Im Vestibül des Hauptbauses stehen Uljanowa, Foerster und Dobrogajew. Dobrogajew mit seiner berühmten Arzttasche in der Hand.

ULJANOWA: Ich fürchte, Sergej Martemjanowitsch, daß heute wieder nichts aus dem Unterricht wird. Obwohl ich natürlich jetzt hingehe und versuche, ob ich etwas erreichen kann.

Uljanowa steigt die Treppe hoch. Hinter ihr Foerster und Dobrogajew.

Lenins Zimmer. Er sitzt vor einer Schiefertafel und stellt senkrecht ein paar Kreidestückchen darauf. Neben ihm Krupskaja. Als sie die stark verzerrte Linie bemerkt, hilft sie mit eigener Hand dem »Schüler«, sie zu begradigen.

Die Tür geht auf. Herein kommen Foerster und der verlegen lächelnde Dobrogajew. Uljanowa schließt vom Wach-Vorraum aus vorsichtig hinter ihnen die Tür. Lauscht daran. Geht fort.

FOERSTER: Guten Tag, Herr Präsident *(deutsch im Orig.)*.

Lenin nickt liebenswürdig.

DOBROGAJEW: Guten Tag, Wladimir Iljitsch! *(Und wiederholt mit Artikulation)* Guten Tag, Wladimir Iljitsch!

Lenin nickt noch liebenswürdiger, legt die Hand an die Brust und – weist den Doktoren die Tür. Dobrogajew weicht zurück. Foerster (dem es unangenehm ist, vor Zeugen weggejagt zu werden) tritt vor.

FOERSTER: Herr Präsident! Haben Sie mich wiedererkannt? Ich bin Professor Foerster. Seien Sie so lieb ... *(deutsch im Orig.)*.

Lenin läßt Foerster nicht ausreden. Er bekommt sofort einen Jähzornsanfall, knurrt, trampelt mit dem Fuß, fällt fast aus dem Sessel. Die Professoren machen sich davon – Dobrogajew hastig, Foerster gemessen, versucht noch seine Würde zu wahren.

Lenin beugt sich erneut über seine Schiefertafel. Er zeichnet mit dem Kreidestückchen mit schnellen, jähzornigen Bewegungen. Die Kreide zerbricht.

Das Eßzimmer. Hier haben sich die Ärzte versammelt, um Tee zu trinken und das Betragen des Kranken zu erörtern. Bei ihnen sitzt die Uljanowa.

FOERSTER: Ja, der Herr Präsident ist ein komplizierter Patient *(deutsch im Orig.)*.

OSSIPOW: Offenbar ist das Gehirn schwerer geschädigt, als wir angenommen haben. *(Bedeutungsvoll)* Die linke Hemisphäre ...

Ohne anzuklopfen kommt Sorka herein.

SORKA: Marja Iljinitschna, Wladimir Iljitsch kommt hierher. Er will sich davon überzeugen, daß keine Ärzte oder Schwestern im Hause sind. Er ist sehr gereizt.

Ossipow *(nimmt seinen Kneifer ab)*: Meine Herren, wir unterbrechen das Konsilium.

Marja Iljinitschna breitet die Arme aus.

Der Rollstuhl mit Lenin gleitet durch das »Wach-Zimmer«. In der Hand hält Lenin einen Spazierstock. Die Mütze fehlt. An einem Halbstiefel hat sich der Schnürsenkel gelöst. Auf der Schwelle des Zimmers der Uljanowa verlangsamt Rukawischnikow seine Schritte.

Lenin *(kategorisch)*: Fahr, fahr!

Rukawischnikow öffnet die Tür und schaut furchtsam in das Zimmer. Niemand. Vorbei an den luxuriösen Gemächern der Marja Iljinitschna gleitet der Rollstuhl ins Eßzimmer. Hier sitzt die Uljanowa allein am Tisch. Ein Stuhl ist mit dem von den Professoren zurückgelassenen Geschirr beladen, mit angebissenen Sandwiches. Die Stühle stehen durcheinander.

Lenin mustert die Spuren der übereilten Ärzte-Flucht. Als Hauptanhaltspunkt: den Zwicker! Lenins Blick bleibt an ihm hängen, und er begreift, daß die Ärzte nicht weit sein können.

Uljanowa *(fängt Lenins Blick auf)*: Na, Wolodja, wollen wir nicht Tee trinken?

Lenin sieht sich, ohne auf die liebedienerische Frage der Uljanowa zu antworten, weiter um. Wo könnten die »Ratten« denn stecken? Natürlich hinter dem Vorhang! Er stößt ein paarmal sein Stöckchen in die Stores vor der verhängten Balkontür. Dann gibt er das »Vorwärts«-Zeichen. Der Rollstuhl durchmißt schnell das Eßzimmer, steuert auf den Korridor hinaus und hält neben dem Badezimmer an. Lenin klopft mit dem Stöckchen an die Tür und tritt mit seinem gesunden Bein dagegen. Die Tür gibt nicht nach. Er wendet sich zum Sanitäter um. Sein Gesicht sagt: »Hab' ich Euch endlich erwischt!« Noch ein paarmal tritt er kräftig mit dem Bein gegen die Tür.

Rukawischnikow: Wladimir Iljitsch, die Tür muß man zu sich hin öffnen!

Setzt den Rollstuhl etwas zurück und öffnet die Tür. Lenin sieht hinein: da ist niemand!

Freundschaftliche Partei-Visite

Auf einem Weg im Park nähern sich dem Haupthaus Sinowjew und Bucharin. Sie sind gerade erst in den letzten Tagen von einem Krim-Urlaub nach Moskau zurückgekehrt. Bucharin schreitet selbstbewußt, Sinowjew schaut sich wachsam nach den Seiten hin um.

Bucharin: Grigorij, hier droht keinerlei Gefahr, sie haben uns doch gesagt, daß er im Park ist, bei seiner Lieblingsfichte.

Sinowjew: Ich befürchte ja auch gar nichts, wie kommst du bloß darauf?

Bucharin: Wie lange wir ihn schon nicht mehr gesehen haben... Manjascha hat geschrieben, daß sich sein Zustand gebessert habe, er sei kaum wiederzuerkennen. Ich hatte schon gar nicht mehr darauf gehofft.

Auf der unteren Terrasse sitzt Rukawischnikow und liest die dünne Illustrierte Proschektor *zum 5. Jahrestag des Attentats auf Lenin. An das Veranda-Fenster klopft vorsichtig Bucharin. Rukawischnikow sieht sich um und steht auf.*

Bucharin *(flüstert gedämpft)*: Marja Iljinitschna?

Rukawischnikow: Marja Iljinitschna ist im Park bei Wladimir Iljitsch.

Bucharin *(faßt Mut und betritt die Veranda)*: Könnte sie vielleicht hierherkommen?

Rukawischnikow: Guten Tag... Genossen. Ich geh sofort und frage sie.

Der Sanitäter geht. Die Gäste setzen sich. Sinowjew nimmt die Zeitung vom Tisch. Aus den inneren Räumen taucht Ossipow auf.

Ossipow: Darf ich? Störe ich Sie nicht?

Sinowjew: Treten Sie ein, Professor.

Ossipow: Guten Tag, Genosse Sinowjew. Guten Tag, Genosse Bucharin.

Bucharin: Ah, Doktor! Erzählen Sie, erzählen Sie! *(Weist mit der Hand auf den Stuhl.)* Man sagt, unser Wladimir Iljitsch habe hier die Macht wieder in die Hände genommen? Hat er etwa Foerster verjagt?

Ossipow: Nicht nur Foerster – alle jagt er weg. Auch den Logopäden Dobrogajew. Ehrlich gesagt, will er außer Professor Rosanow und Doktor Getier niemanden sehen... Mich duldet er vorläufig, aber ich bemühe mich, ihm nicht unnötig unter die Augen zu kommen.

Sinowjew *(sich schnell rückversichernd)*: Das heißt, Dr. Getier ist hier, in Gorki?... Aha, aha. Und welche Perspektiven haben wir? Die Sprechfähigkeit?

Ossipow: In den letzten drei Wochen – eine deutliche Remission. Nadjeschda Konstantinowna trainiert mit ihm. Er spricht ihr schon einzelne Worte nach, kurze Sätze. Professor Foerster hofft, daß er zum Frühling hin schon sprechen können wird.

Sinowjew: Im Frühling? Hat Foerster das wirklich gesagt – im Frühling?

Ossipow breitet die Arme aus, als wolle er sagen: Foerster muß es ja wissen.

Auf einem Weg im Park Lenins Rollstuhl. Ihn schiebt Pakaln. Dahinter geht Uljanowa. Sie hält ein Körbchen mit Pilzen in der Hand. Hinzu tritt der als Eilbote abgeordnete Sanitäter. Er teilt der Uljanowa leise irgend etwas mit. Lenin folgt ihnen mit den Augen.

ULJANOWA: Ich komme gleich zurück, Wolodja. Ein Anruf aus der Prawda.

Wieder dieselbe Veranda, bevölkerter als vorher. Foerster, Getier und Uljanowa haben sich gleichzeitig eingefunden.

SINOWJEW: Sie meinen also, daß unser Rendez-vous Wladimir Iljitsch in keiner Weise schaden würde?

FOERSTER: Ich bin überzeugt, der Tag wird kommen, an dem der Herr Präsident wieder zu allen seinen Tätigkeiten imstande ist, wenn auch nicht in vollem Maße. Durch Ihren Besuch wird seine Lebensaktivität wieder geweckt. Die Arbeit ist für ihn das ganze Leben. Nichtstun ist für ihn tödlich. *(Absatz im Orig. deutsch.)*

Sinowjew und Bucharin schauen wieder fragend die Uljanowa an.

ULJANOWA: Na los, Jungs, Grigorij, Nikolaj!

SINOWJEW: Und wenn er plötzlich nicht will? Da wird es dann schnell heißen, die sind zwar hingefahren, aber er hat sie weggejagt. Dann geh mal hin und stell dich dumm!

BUCHARIN: Hm ja, das könnte unangenehm werden ... und dann könnte sich der Alte trotzdem alles in allem aufregen ... Ej, Manjascha?

ULJANOWA: Dann laßt es uns mal folgendermaßen versuchen. Ihr zeigt euch vorerst nicht. Versteckt euch dort, in den Büschen. Ich geh' zu Wladimir Iljitsch und sehe, wie er sich fühlt. Dann gebe ich euch ein Zeichen. Wenn ich euch mit der Hand winke, könnt ihr kommen. Abgemacht?

BUCHARIN: Alles klar. Eine Konspiration ... wir lassen unsere Jugend wieder aufleben.

Uljanowa geht fort. Bucharin und Sinowjew biegen vom Weg aus in den Wald ein, bücken sich unter Sträuchern und Bäumen hindurch. Man kann den Specht klopfen hören.

SINOWJEW: Hör mal, Nikolaj, das ist doch eine ernste Angelegenheit. Wenn man uns von hier fortjagt, wie diesen Deutschen und all die anderen – dann wird das ein totaler Reinfall. Überleg mal selbst: Da sind wir nun als seine nächsten Kampfgenossen angereist gekommen, als seine Schüler, und er fährt uns plötzlich an den Hals.

BUCHARIN: Na, wer wird das schon groß erfahren? Dein Ossipow aus Sankt Petersburg wird die Klappe halten, er ist ziemlich eingeschüchtert.

SINOWJEW: Und Getier? Getier war doch heute hier. Und das bedeutet, daß schon morgen Ljew Dawydowitsch von der Sache informiert sein wird. Und noch einen Tag später werden sie über unsere Vertreibung in jeder Basiszelle tratschen!... Und dann hätten wir unsere Visite ganz offiziell über das Politbüro abstatten sollen, und keinen Deut anders. Stalin könnte einschnappen: wir haben ihn ja wieder einmal umgangen. Und er ist für die Isolierung Lenins persönlich verantwortlich.

BUCHARIN: Was für ein Blödsinn! Wir sagen einfach, daß wir uns zufällig begegnet sind und keine Zeit mehr hatten, uns zu verstecken... Halt mal! Da sind sie!

Sinowjew und Bucharin hocken sich gleichzeitig auf die Fersen und erstarren. Nachdem sie sich überzeugt haben, daß niemand sie bemerkt hat, biegen sie vorsichtig die Zweige des Gebüsches auseinander. Aus ihrem Versteck können sie gut verfolgen, wie sich die Uljanowa Lenin nähert.

ULJANOWA: Hallo, Wolodja!

LENIN *(freudig)*: Hallo, hallo...

Während sie sich Lenin nähert, beginnt die Uljanowa, ihm irgend etwas zu erklären.

BUCHARIN: Wenn sie uns jetzt ruft, dann geh du als erster.

Die Uljanowa sieht zu den »Verschwörern« hin, winkt sie einige Male energisch mit der Hand zu sich her. Durch ihre Geste aufgeschreckt, erheben sich Sinowjew und Bucharin langsam und stürzen sich – ohne jegliche Verabredung – in die Tiefe des Waldes, nur möglichst weit fort vom Rollstuhl des Invaliden.

Fallende Blätter

Der Park in Gorki Ein unerwartet warmer Tag Ende Oktober. Die Blätter fallen: gelbe, purpurrote – die letzten. Auf der Erde liegen schon mehr, als an den Zweigen hängen. Die Arbeiter im Park rechen das gefallene Laub zusammen.

Die Südlaube auf halbem Wege vom Herrenhaus zum Fluß. In der Laube Lenin. Er trägt einen schlecht sitzenden Feldrock über einem dicken Pullover, Hosen und gewienerte orthopädische Stiefel. Auf dem Kopf die Mütze. Er sitzt in seinem Rollstuhl. Ein Stückchen weiter, in einem Korbstuhl, die Krupskaja mit einem Buch auf den Knien. Auf den Stufen zur Laube, mit dem Rücken zu Lenin und der Krupskaja, hat Pakaln es sich bequem gemacht. Träge in die Sonne blinzelnd, wendet er mit einem Zweig das gefallene Laub um.

KRUPSKAJA *(liest leicht stammelnd)*: »... Man muß einmal auf den Partei- und Sowjetversammlungen gewesen sein, auf den Kundgebungen in den Fabriken, um die ganze Liebe des russischen Volkes zu Lenin zu erkennen ...«

Pakaln öffnet seine Augen und gibt acht: Sich vorsichtig mit den Pfoten über die trockenen, brüchigen Blätter vorantastend, betritt eine weiße Katze die Laube.

PAKALN *(mit dem Zweig fuchtelnd)*: Ksch!

Krupskaja reißt ihre Augen von der Buchseite hoch und blickt auf die Katze, dann fragend auf Lenin – ob sie mit dem Lesen fortfahren soll? – und versenkt sich von neuem in das Buch. Aber das Buch interessiert Lenin schon nicht mehr. Seine Lippen rühren sich lautlos, er reibt die Stirn mit der Hand und entlockt seinem Gedächtnis die vergessenen Worte. Schließlich zeigt er mit der Hand auf die Katze.

LENIN: Gib – Mieze – Fisch!

Krupskaja und Pakaln wechseln Blicke.

KRUPSKAJA: Was hat er gesagt, Pjotr Petrowitsch?

PAKALN: Wir sollen die Katze füttern.

KRUPSKAJA: Ich geh gleich, Wolodja, und sage, daß sie ihr etwas bringen sollen.

Krupskaja verläßt eilig die Laube. Auf dem geflochtenen Sitz des Sessels bleibt das nicht zu Ende gelesene Buch zurück: »Wladimir Iljitsch Lenin. Beschreibung seines Lebens« – die erste »dicke« Lenin-Biographie von dem französischen Sozialisten Henri Guilbeaux.

Nachdem sie um Lenins Rollstuhl herumgestrichen ist, geht auch die Katze. Lenin sieht ihr nach und blickt dann auf Pakaln. Der zuckt mit den Schultern.

PAKALN: Blödes Vieh.

Krupskaja ist fast schon am Haus. Sie läuft schnell. Mit einem Lächeln flüstert sie: »Gib – Mieze – Fisch!« Zieht die Nase hoch.

Der Abschiedskuß

Die Treppe des Herrenhauses steigen die gerade eben erst mit Motorschlitten eingetroffenen »Führer der Partei« hinauf. Allen voran Stalin. Nachdem er Sinowjew und Kamenjew auf halber Höhe des Hauses überholt hat, »schreitet er gewichtig und entschieden und hat die rechte Hand hinter das Revers seiner halbmilitärischen Jacke gesteckt«. Die Prozession beendet Kalinin.

Im Übergangszimmer zur Totenkammer warten Krupskaja, Semaschko, Getier auf sie. Sinowjew stürzt vorwärts auf die unerwartet

gefaßte Krupskaja zu und umarmt sie. Kamenjew küßt ihr die Hand. Stalin drückt ihr kurz, aber, wie es die Tradition vorschreibt, bedeutungsvoll die Hand... Fragend blickt er auf Semaschko – wohin weiter? Semaschko führt die Neuangekommenen zu dem Leichnam.

Das Zimmer der wachhabenden Sanitäter. In der Mitte der Tisch, mit weißen Tüchern bedeckt. Die Spiegel sind verhängt. Die Lüster leuchten, die Balkontür ist geöffnet, es ist kalt. Auf dem Tisch der Leichnam. Zu Haupt und Füßen und überall ringsum Blumen und Tannenzweige. Ein bißchen weiter entfernt Palmen in hölzernen Kübeln, die man aus dem »Wachzimmer« in den Wintergarten getragen hat. Der Verstorbene trägt einen grünen Feldrock. Der rechte Arm ist im Ellenbogen ein wenig gebogen, die Finger halb gekrümmt. Auf den Feldrock ist das Abzeichen der Mitglieder des Allrussischen Zentralen Exekutivkomitees geheftet.

Die Gruppe verteilt sich um den Tisch. Sie schweigen, schauen. In einiger Entfernung von ihnen die Uljanows (Marja, Anna, Dmitrij), Sematschko, die Ärzte.

STALIN: Ja, ja, so ist das... So ist das...

Irgendwoher taucht unmerklich, aber die Stille mit seinem Atem zerreißend, Bucharin auf. Er unterdrückt seinen Husten.

SINOWJEW: Schaut, es ist, als ob seine Wange ein wenig zittern würde...

Um die Sinnestäuschung zu zerstören, umkreist Stalin langsam den Leichnam – in einer gewissen Distanz folgen die anderen. Die Wange zittert nicht.

Bibliothek des Haupthauses. Sie sitzen. Stehen. Schweigen.

KAMENJEW: Die Ärzte sagen, daß das alles irgendwie unerwartet gekommen ist, ohne Leiden.

SINOWJEW: Ja, und sein Gesicht ist so ruhig, und die Hand... wie lebendig.

Schweigen.

BUCHARIN: Und dabei hat der Alte doch die ganze Zeit gelitten. Hat alles gewußt, alles verstanden und konnte nichts sagen! Da reden sie von Christus und der Kreuzigung... Aber was ist schon so eine Kreuzigung. Nun, da reißen bestimmte Muskeln, bestimmte Knochen werden durch die Nägel gespalten, und damit hat es sich – der Mensch ist tot. Aber hier hat die Folter zehn Monate lang gedauert... Das ist viel schrecklicher! Unmenschliche Qualen! Wie oft hat er doch, als er noch sprechen konnte, um Gift gebeten. Man hätte es ihm geben sollen...

SINOWJEW: Hör mal, du Apostel, wie hast du bloß hier hereingefunden. Wer hat dir das Recht gegeben, Lenins Zimmer zu betreten?

KAMENJEW: Begreifst du denn, Nikolaj, was jetzt passiert ist? Von allen Politbüromitgliedern bist du als einziger im Moment seines Todes hier gewesen. Das sieht so aus, als ob du sozusagen der einzige Erbe seist, und wir alle...

BUCHARIN: Ja, das hat sich zufällig so ergeben...

SINOWJEW: Ich finde einfach keine Worte. Sind denn die Beschlüsse des Politbüros für dich Schall und Rauch?

STALIN: Laßt uns zur Hauptsache kommen. Der Alte hat sein ganzes Leben der Revolution und der Partei geopfert. Die Partei ist seine Frau, seine Schwester und seine Familie, möge die Partei entscheiden, wie weiter mit seinem Leichnam zu verfahren ist.

SINOWJEW: Iosif hat recht. Wie man ihn beerdigt, das ist eine politische und keine Familienfrage. Wir wissen alle, welche Bedeutung für die Partei die persönliche Autorität Lenins bei den Massen gehabt hat. Ihn wie einen gewöhnlichen Menschen zu bestatten und den Leichnam unter der Erde zu verstecken, das hieße zuzugeben, daß Lenin nicht mehr existiert, daß wir alleingeblieben sind. Wir haben doch davon gesprochen, dem Leichnam ein Grabmal wie ein Mausoleum zu schaffen. Damit jeder sich vor ihm verneigen könne und jeder sehen könne: Lenin lebt, er hat uns nicht verlassen. Lenin ist von uns gegangen und doch bei uns geblieben.

BUCHARIN: Na, Grigorij, das hätte ich von dir nicht erwartet. Und was sollen dazu die Bauern sagen? Die Reliquien unserer Heiligen haben sie zum Teufel geschickt, und jetzt haben sie uns ihre eigenen Reliquien untergeschoben! Nein, macht, was ihr wollt, aber das ist Popenwirtschaft und sozialrevolutionäre Sentimentalität. Der Alte würde uns als erster auslachen. Und das wollen Marxisten sein!

KAMENJEW: Nun mal langsam, Nikolaj, was schlägst du selbst denn vor?

BUCHARIN: Na, ich weiß nicht... Vielleicht auf dem Roten Platz, im Brudergrab... Oder eine Kremation, wie man es in Deutschland macht... Eben irgend etwas Beispielhaftes, ein Begräbnis im Geiste der Zeit.

KAMENJEW: Wir haben noch keine geeigneten Öfen, und in den gewöhnlichen kommt dabei kein Pulver oder keine Asche heraus, sondern unförmige Schlacken. Wir können doch den Leichnam nicht extra zum Verbrennen nach Deutschland transportieren.

STALIN: Verbrennen, denke ich, werden wir ihn nicht. Und die Bauern, auf die sich Nikolaj beruft, würden das auch falsch auslegen. Denn wen hat man denn in Rußland von alters her verbrannt? Zauberer, Hexen, Räuber und Usurpatoren. Und wenn wir ihn irgendwo einscharrten, dann würde schon bald in Sibirien oder im Ural irgend so ein Pseudo-

Lenin auftauchen ... Das heißt, es ist unumgänglich und politisch vorteilhaft, daß sich die Massen persönlich von ihrem geliebten Führer verabschieden. Ich bin für ein Mausoleum. Sollen sich die Leute doch davon überzeugen, daß Wladimir Lenin gestorben ist. Den Leichnam könnte man, na ja, in so eine bessere Art von Kristallsarg legen. Und wenn die Gefahr der Zersetzung eintritt, dann können wir das Mausoleum immer noch dichtmachen und Iljitschs Leichnam verbergen.

KAMENJEW: Also ein Mausoleum?

KALININ: Das geht. Wir haben in diesem Winter ohnehin starken Frost.

SINOWJEW: Die Ärzte sagen, daß man beim heutigen Stand der Wissenschaft den Leichnam noch bis zum Frühjahr konservieren kann.

STALIN: Je länger, je lieber. Der Alte wird auch nach seinem Tod für die Partei arbeiten.

Wieder das Zimmer mit dem Leichnam. Am Tisch ist schon eine Ehrenwache aufgezogen. Die »Führer« treten ein, verteilen sich um den Tisch, betrachten Lenin, wechseln Blicke: er ist wirklich tot. Sinowjew holt tief Atem und will als erster das Ritual des Abschiedskusses vollziehen. Aber Stalin kommt ihm zuvor.

STALIN: Leb wohl, leb wohl, Wladimir Iljitsch! ... Leb wohl!

Stalin beugt sich nieder, hebt den Kopf des Verstorbenen an, drückt ihn beinahe gegen seine Brust und küßt ihn dreifach: eine Wange, die andere Wange und die Stirn. Winkt mit der Hand ab und tritt zurück. Kamenjew berührt mit den Lippen Lenins Stirn. Der eingeschüchterte Sinowjew tritt hinzu: Sogar Kamenjew war schneller als er. Seine Niederlage kompensiert Sinowjew durch einen besonders langen Abschied. Er erstirbt förmlich, streichelt die Hand, die Wange, küßt den Verstorbenen auf die Lippen. Es nähert sich Bucharin.

An der Tür stehen, von den »Führern« verdrängt, Krupskaja und Uljanowa. Uljanowa folgt dem Ritual angespannt, Krupskaja – gleichgültig.

BUCHARIN *(wirft sich auf den Leichnam)*: Leb wohl, Iljitsch!

Im Zimmer Lenins, das zum Vorraum des »Seziersaales« geworden ist, haben sich außer Professor Abrikosow, der die »Öffnung« vornimmt, noch Foerster, Rosanow, Ossipow, Getier und einige weitere Ärzte häuslich eingerichtet. Abrikosow wäscht sich die Hände in dem Schüsselchen mit der Inschrift »Dem Führer des Weltproletariats von den Arbeitern der Porzellanmanufaktur Duljowo«.

Aus dem Russischen von Barbara Kerneck

Anmerkung

* Der vorliegende Text umfaßt nur einige Szenen aus dem Original-Drehbuch, die in sich nochmals von der Redaktion gekürzt wurden.

Die Autoren haben sich bei der Rekonstruktion der Vorgänge nach Lenins drittem Schlaganfall erst in letzter Zeit zugänglich gewordener Archivmaterialien bedient, darunter der Briefe, Tagebuchaufzeichnungen, medizinischen Protokolle usw. von rund 50 Personen, die mit Lenin in den letzten Wochen seines Lebens im Herbst 1923 und im Winter 1923/24 Umgang hatten.

Der Ortsname »Gorki« hat hier nichts mit dem berühmten Schriftsteller zu tun, sondern bedeutet soviel wie »kleine Berge«.

Corinne Pulver

Melisandes Tod

Bericht und Betroffenheit

Warum wählte Lilo Pulvers Tochter, warum wählen junge Menschen den Freitod? Erschüttert vom Tod ihrer Nichte geht Corinne Pulver in ihrem neuen Buch diesen quälenden Fragen nach.

Stefanie Job

Im Vorhof

Roman

Was empfindet einer, der, falls er es überhaupt noch wahrnimmt, in ein Altenpflegeheim eingeliefert wird, das vermutlich die letzte Station auf seinem Leidensweg ist? – Ein ergreifendes Buch vom Leben und Lieben, vom Leiden und Sterben.

Curt Zimmermann

Silentium

Assemblage-Roman

Der Autor entwirft eine fiktive, in Ansätzen aber bereits existierende Gesellschaft, in der Sterben und Konsum im trostlosen Klima einer fast völligen Wertzerstörung gesetzlich geregelt sind. In einer total entfremdeten, anonymen Welt versucht «er», der namenlose Protagonist, zu überleben. Der nicht enden wollende Dialog kreist um die Modalität des Abschieds, eines Abschieds aus einer Welt, die ohne Hoffnung ist, und deren Utopien erschöpft sind.

Walter Grieder

Selbstmord

Wege und Auswege

Dieses Buch ist ohne Bedenken, aber nicht bedenkenlos geschrieben. Es ist ein Aufruf zu mehr Rücksichtnahme, zu mehr Menschlichkeit.

In Ihrer Buchhandlung

Edition Hans Erpf

Bern / München · Postfach 6018 · CH-3001 Bern

Eine Fundgrube für den Literatur-Gourmet

Literaturführer

Sachsen, Thüringen, Brandenburg, Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern

Von G. Albrecht u. a.

Nicht nur gegenständliche Spuren (Wohn- und Wirkungsstätten, Denkmäler, Erinnerungstafeln, Gräber) von annähernd 10 000 Schriftstellern, Philosophen, Verlegern vom Mittelalter bis zur Gegenwart können mit Hilfe dieses Buches verfolgt werden; die literarische Topographie vermittelt auch umfassende Informationen über deren Beziehungen zu 1 000 Orten. Von Nord nach Süd fortschreitend, sind diese Orte in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt. Ein Orts- und ein Autorenregister sowie ein Verzeichnis der Museen und Gedenkstätten erleichtern die Handhabbarkeit des Buches.

540 Seiten, 538 Abb., 15 Karten, Leinen mit Schutzumschlag

DM 30,00 3-06-102598-7

Volk und Wissen Verlag GmbH Lindenstr. 54b 10 117 Berlin

Bestellungen richten Sie bitte an Ihre Buchhandlung.

VOLK UND WISSEN

Rolf Grimminger
Die ewige Geschichte von Leben und Tod

Ein Gott stirbt

An den Achsen des Kreuzes, hängt der Körper Christi mit ausgestreckten Armen, dieser Gott ist ein Kreuz aus lebendem Fleisch, festgenagelt an Händen und Füßen. Fliegenschwärme haben sich auf ihm niedergelassen an diesem Freitag, an dem zunächst, Vorboten des Endes, die Glieder absterben, ehe sich der Tod über die empfindungslos gewordenen Gelenke in den Rumpf schleicht, dessen Haut einige Stunden später wachsgelb ist. Da hinein sticht nun der römische Legionär mit der Lanze. Aus der Wunde, die sich kaum mehr öffnet, tropft eine wäßrige Molke, auf die sich die Fliegen sofort wieder stürzen.

Abnahme vom Kreuz. Der Schmerz der Frauen und die Pietà, mütterliches Erbarmen mit der zerschundenen Kreatur, die jetzt quer über dem Schoß der Maria liegt. Der Tod kehrt zum Ort seiner Geburt zurück, und eine lange Bildergeschichte der europäischen Kunst nahm sich auch dieser Szene an. Michelangelo hämmerte sie in einen Marmor, dessen überglatt polierte Rundungen die rauhen Kanten des Schmerzes vergessen lassen möchten. Das Ende der Leidensgeschichte erscheint für einen schönen Augenblick. Danach verschwindet die Leiche im Grab, abgeriegelt von der Oberwelt durch eine Steinplatte, die sie wie ein Panzer erdrückt, um ihren stinkenden Verwesungsprozeß aus der Luft fernzuhalten, in der die Überlebenden weiteratmen. Man muß die Toten in Kammern einsperren, das Fleisch verwest in katakomber Abgeschiedenheit, das ist das Ende, das sich jetzt aber in den neuen Anfang verwandelt. An diesem Ostersonntag gibt es ein Leben nach dem Tode, das himmlische Universum scheint unendlich und das Sterben nur ein vorübergehendes Ungemach des Körpers.

Der Tod, sagte Paulus später, kommt aus der Sünde, die das Fleisch ist, dieser Erbsünde seit den Zeiten, da der Mensch zum Bewußtsein seiner Begierden kam und die paradiesische Unschuld verlor. Weshalb auch ließ ein Gott sein menschliches Fleisch zu Tode martern, es sei denn, um sich selbst von dieser Erbsünde zu erlösen, die einem Gott nun einmal schlecht ansteht. Er opferte unter Qualen seinen Körper, um zur imma-

teriellen Inkarnation Gottes werden zu können, so ist er an sich Gott und Geist und also tot, sagte Hegel[1], was die Sache genau trifft. Lebende Götter sind ein Unding, die Imitatio Christi war deshalb immer todessüchtig. Aus dem Sündenfall der animalischen Existenz wollte sie herausstеigen, um sich über das Martyrium des Lebens, in dem jeder sein Kreuz zu tragen hat, zum rüstigen Triumph der Unsterblichkeit vorzubereiten. Am Ende sollte sich in der Nachfolge Christi gar noch der alte Wunschtraum erfüllen, schwerelos am Rande des Immateriellen davonfliegen zu können, und doch mit einem Körper ausgestattet, der die Gesetze der Natur nochmals außer Kraft setzt, während er in die himmlische Ewigkeit des Universums entschwebt – »von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten« am apokalyptischen Ende der Zeit, wenn die Naturgeschichte des Lebens endgültig abgetötet sein wird.

Wenn der Kreislauf des natürlichen Lebens endlich unterbrochen sein wird, weil keine Zeugung und keine Geburt mehr das Sterben vorzubereiten haben. Und trotzdem hat sich dieser nekrophile Mythos, der wie kein anderer Europa beherrschte, nie von den Bildern des lebenden Körpers verabschiedet, den er zerstört wissen wollte. Er brauchte ihn, um vorstellbar bleiben zu können, imaginierbar, immer zuhanden für die unermüdlich tätige Phantasie um dieses unsterbliche Dasein jenseits des sterblichen Leibs, aber doch nach seinem Vorbild modelliert. Um davon erzählen zu können, erschuf man etwas Phantastisches: den übernatürlichen Leib der Seele, ganz und gar in die Konturen des natürlichen gegossen, und trotzdem metaphysisch davon unterschieden. Die unsterbliche Freiheit des einen verlangt nach dem Sterben des anderen, nach dem Tod, der den metaphysischen Leib endlich, o endlich vom Sündenfall in das physische Leben erlöst. »Gott, wenn es einen gibt, sei meiner Seele gnädig, wenn ich eine habe«, soll Voltaire auf dem Sterbebett gesagt haben. Eine Blasphemie, die es sich aber so gänzlich mit der Zukunft im Jenseits auch nicht verderben wollte. Denkbar blieb immerhin, daß es sie gab.

Das Welttheater um Nichts

Bis weit in die Kultur unseres Jahrhunderts existierte die imaginäre Bühne eines großen Welttheaters, auf der die ewige Geschichte von Leben und Tod aufgeführt wurde. Der Tod spielte seine herrschaftliche Rolle vor dem Publikum der Lebenden freilich nicht nur im Zeichen des Kreuzes. Es gibt andere Zeichen und veränderte Visionen, das Repertoire ist überhaupt reich. Auf einigen Nebenbühnen trat er als Knochenmann

auf, die Sense geschultert, mit der er die Lebenden dahinmähte; oder auch als Friedensbote, der seinem kleinen Bruder ähnlich sah, dem Schlaf. Wie auch immer, in den mythischen Masken eines dem Leben nachgeahmten Schauspiels hauste er gut vorstellbar in seinen drei Lauten. »T-o-d« – das war und ist nach wie vor auch eine Hülse der Sprache, bereitgestellt für den Bilderdienst ziemlich surrealer, aber trotzdem noch wiedererkennbarer Geschichten der Phantasie. Einst drangen sie überall dort in die Wörter ein, wo elementare Bedingungen des Lebens verhandelt wurden (wozu der Tod eben gehört). So eignete man sich an, was sich sonst ins Unbegreifliche entzogen hätte oder zumindest ins Nicht-mehr-Vorstellbare.

Die Sprache steckt nach wie vor voller Todesphantasien über das Leben und voller Lebensbilder über den Tod. Leicht wird er zu einem allegorischen Wesen, das eigenhändig das Ende bewerkstelligt, dazu eignet er sich auch vorzüglich, diese makabre Henkerfigur. Oder er verwandelt sich zur Metapher für den Mangel an Lebendigkeit, dieses depressive Unglück, nichts Positives mehr zu spüren: »Je leerer, je kälter, je sterbender er sich innerlich fühlte, desto mehr drängte es ihn, eine Glut in sich zu wecken, es kamen ihm Erinnerungen an die Zeiten, wo Alles in ihm sich drängte, wo er unter all seinen Empfindungen keuchte; und jetzt so todt« (Büchner, *Lenz*). Die Mythen des unsterblichen Lebens sind nur die Spitze eines Eisbergs, der mächtig ins Unendliche aufragen will, weshalb er seine Basis leicht aus dem Blick verliert. Was ist die Basis? »Der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod; und seine Weisheit ist nicht ein Nachdenken über den Tod, sondern über das Leben« (Spinoza).[2]

Ein wahrer Satz. Doch ob frei und philosophisch oder unfrei, weil beschränkter: Daß das individuelle Leben zwischen Geburt und Tod, einem Noch-Nicht und einem Nicht-Mehr eingespannt bleibt, ist nun einmal empörend. Vor der großen Projektionsleinwand der Unendlichkeit auch des Lebensprozesses selbst, der sich über all seine Leichen hinweg ungerührt fortpflanzt, erscheint es derart unzulässig befristet, daß seine Grenzen ebenso traumatisch besetzt wie trostbedürftig sein müssen. Die Geburt – schon sie gleicht einem schmerzhaften Hinauswurf aus dem Paradies des Höhlendaseins, kein Säugling reagierte je darauf fröhlich. Noch grauenhafter bleibt am Ende der Hinauswurf aus dem Lebendigen insgesamt, keine Kultur konnte ihn ungemildert bestehen lassen. Vom Ende her gesehen ist jedes einzelne Leben eine Katastrophe: Es endet immer tödlich, und der Tod wirft seine Schatten voraus, lange bevor er sich einstellt.

Der Schatten der Christen ist besonders lang geraten, kürzer wird er in folgendem Satz: »Solange wir existieren, ist der Tod nicht da, und wenn

der Tod da ist, existieren wir nicht mehr.« Keine Angst vor und keine falschen Bildergeschichten um dieses Nichts – ein klassisch kluger Satz Epikurs, häufig zitiert. Dieser spätgriechische Philosoph machte um die allegorische Maske des Todes zwar einen weiten Bogen, ganz konnte er sich ihr aber auch nicht entziehen: Der Tod – das Wort drängt sich eben auf wie eine mißliebige Person – bleibt auf der Bühne des Lebens der große Gegenspieler. Wo »er« auftritt, treten »wir« ab, sind »wir« endgültig gewesen. »Er« oder »wir«: Bei aller Alternative auf Leben und Tod kämpfen hier einander offenbar ähnliche Gegner. Lange halten »wir« den Tod in Distanz, doch am Ende behält »er« die Entscheidung über den letzten Akt des Lebensdramas. Es ist die definitiv letzte Entscheidung überhaupt, denn vom Jenseits der unsterblichen Körper-Seele hielt Epikur nichts, was ihm die Christen der nachfolgenden Jahrtausende äußerst übel nahmen. Erst im 20. Jahrhundert, dieser vergleichsweise bescheidenen Zeitspanne einer von Technik und Wissenschaft durchrationalisierten Kultur, hat die Behauptung, es gäbe kein Leben nach dem Tode, den Skandal der Ketzerei endgültig hinter sich gelassen.[3]

»Tod« ist dann zu einem Wort geworden, dessen Semantik das vollkommene Verschwinden des Lebens bezeichnet, den medizinischen Exitus. Die phantastische Poesie seiner Bilder rutscht ins Nüchterne ab, das Wort signalisiert allenfalls noch einen Sturz – den ins Nichts. Nichts Lebensähnliches bleibt erhalten, alle Geschichten über »ihn« laufen ins Leere, sie spiegeln nur die Probleme der Lebenden vor ihrem Verschwinden wider. Das allerdings tun sie, das bleibt nach wie vor ihre Leistung, man sollte sie schätzen auch ohne jeden Ausflug ins Esoterische. Sie gleichen künstlerischen Psychogrammen von naturwüchsiger Aussagekraft. Sie bevölkern die Leere mit allerhand Bildern, die den horror vacui überdecken wie Fresken den trostlos grauen Verputz einer Mauer. Die Bedrohung ist ja auch schlecht zu ertragen, zu irgendeinem noch unbekannten Zeitpunkt radikal ausgelöscht zu sein. Radikal, das heißt auch: unwiderruflich. Niemand kam je tatsächlich zurück, um die Geschichte seiner Auslöschung zu erzählen. Was sollte das auch für eine Geschichte werden? Der Tod ist das Ende aller erzählbaren Geschichten, selbst Samuel Beckett näherte sich ihm, solange er schrieb, nur bis zu einer respektvollen Grenze. Die Worte wurden immer spärlicher, gut, aber noch waren sie da, und es war noch nicht dieses Nichts, über das nichts gesagt werden kann, denn die Sprache ist mit dem Leben zu Ende. Sie reicht mit keinem Wort darüber hinaus.

Vom Tod und allen Zuständen danach lassen sich keine dem Leben abgelauschten Geschichten erzählen, die eine andere Funktion haben könnten, als der Selbstverständigung der Lebenden dienlich zu sein. Anders verhält es sich mit den Geschichten über die Zustände vorher, über

das Sterben eines anderen. Aus der Außenperspektive des überlebenden Beobachters weiß man, wie gestorben werden kann. Und daß am Ende eine Leiche gespenstisch an den kurz vorher noch lebenden Menschen erinnert, der einen Namen hatte, mit dem er angesprochen werden konnte (Alfred, geht es dir besser?), und eine Lebensgeschichte, die sich mit diesem Namen verband. Exitus des benannten Körpers und seiner Lebensgeschichte, Ende der Ansprechbarkeit (Alfred, sagte ich nochmals, aber da reagierte er schon nicht mehr. Sie schoben ihn dann hinaus). Tote Körper sind so stumm und bewegungslos wie Steine.

Der Exitus der Mediziner ist entmystifiziert und vielleicht gerade deshalb zur Inkarnation des Bösen geworden, zum unbeherrschbaren Erzfeind der ärztlichen Kunst, den es, und wenn nur im Tausch gegen das gerade noch beherrschbare Übel des Siechtums, so lange wie möglich in Schach zu halten gilt. Eine bescheiden positivistische Variante des alten Glaubens an die Unsterblichkeit taucht da auf: das möglichst lang konservierte Leben. Schon sein Altern ist, weil von den Spuren des Verfalls gezeichnet, zu einem Unwert geworden, den der Tod schließlich mit makabrer Bösartigkeit übertrifft. Das Leben hat zu funktionieren; wo das Sterben trotzdem herannaht, wird es hinausgeschoben, verzögert, vertagt, und wenn auch um den Preis eines Zustands, in dem sich beides vermischt. Das mag schnell paradox werden, doch da nach dem Tod Nichts ist, bleibt das Leben vorher das einzige Gut, über das wir verfügen: immerhin ein Etwas. Man dehnt es in die Zeit, bis die Idee eines »Gutes« sich selbst in Mißkredit bringt, falls das überhaupt noch bemerkt wird. Denn es geht um das Prinzip des kleinen Echos der Unsterblichkeit, an dem sich der medizinische Protest gegen den Eintritt des Todes so lange wie möglich festklammert. Prinzipien sind eben auch dann noch fast so starr wie der Tod, wenn sie ihn nicht akzeptieren wollen.

Geschichten erzählen gegen den Tod

Trotzdem ist nicht allzu viel dagegen einzuwenden, zumal jeder Umgang mit dem Tod sich in irgendwelche Paradoxien verfangen muß, nun sind es eben diese, die naturwissenschaftlich korrekten. Die Statistiken und die Gedanken der Soziologen, die ihren Statistiken ähneln, begleiten die kleine medizinische Unsterblichkeit, es gibt seit einigen Jahrzehnten einen Boom der Bücher über die Todes- und die Lebenssache. Den Bilderdienst der Geschichten haben sie verlassen, der neusachliche Zuwachs an Wissenschaftlichkeit überwuchert wie überall die verarmte Phantasie. Die Allegorien, Metaphern und Mythen des Todes verfügen

zwar darüber, doch geht ihnen die sachliche Wahrheit ab – falls sie an einem so heiklen Punkt überhaupt existiert. Ihre Wahrheit ist höchst unsachlich lebendig, nichts Objektives läßt sich aus ihr ablesen, sondern »nur« Subjektivität. Die wiederum fehlt dem Wissenschaftsdiskurs über den Tod, und insofern hat er sich dem schon angeglichen, wovon er spricht. Ihm fehlt das Lebendige, in dessen Innenräumen sich die Phantasie auch dann noch ausdehnen darf, wenn sie von der gänzlichen Andersartigkeit des Todes erzählt.

Wenn sie die Angst vor dem Tod vielleicht so bannen will wie die berühmte Scheherezade in *1001 Nacht* – solange ich erzähle, bin ich – oder Boccaccio im *Decamerone*: Da draußen sterben sie an der Pest wie die Fliegen, reden wir hier wie zum Hohn von der Lust der Liebe. Wunderbarer Widerstand: Wo immer die Bedrohung des Todes auftaucht, richtet sich das Erzählen, solange es dauert, schon energisch dagegen. Die Scheherezade und Boccaccio entmachten den Tod, während sie Geschichten erzählen, deren Spannung mitten ins Lebendige zurückführt. Dessen Wert erhöht sich mit dem Maß seiner Bedrohung, labiles Gut, umstellt vom Todfeind entfaltet es alle Seligkeit seiner Reize.

Derart kommandiert der Tod zwar immer das Pathos des großen Bruchs mit dem Leben, doch hat er auch viele unscheinbare Vorläufer, bevor er so machtvoll auftreten kann. Seine kleiner geratenen Vorboten mischen sich fast unmerklich in jede Lebensgeschichte, die sich vorwärts bewegen muß in die Zeit hinein. Unaufhörlich trennt sich die Gegenwart von ihrer Vergangenheit, die zurückbleibt und nach einigen Jahren fast zu Nichts verkommt, ein Prozeß, der meistens ohne jedes Aufsehen träge verläuft. Doch manchmal ist er auch schmerzhaft, jede Trennung, sagt man dann, ist ein kleiner Tod. Etwas, das einmal war, eine Liebe vielleicht, verschwindet, als wäre es nie gewesen, ausgelöscht für alle Erreichbarkeit der Sinne, körperlich verschwunden und nur noch in den Erinnerungsfragmenten der Phantasie vorhanden. Wie vom Erdboden verschluckt, und sei's auch begleitet von dem erleichterten Stoßseufzer: Der (die, das) ist für mich gestorben. Der, die, das mag aber auch ein Loch hinterlassen wie alles verbrauchte Geschehen, das allmählich vom weitergehenden Leben zugeschüttet wird. Geschichten gegen den Tod zu erzählen, heißt auch, sich so lange in die Gänge der Erinnerung hineinzuwühlen, bis das Verschüttete ausgegraben und wiederbelebt worden ist.

Das Erzählen vollzog sich ursprünglich überhaupt nur im beschwörenden Raunen des Imperfekts, das mit dem ersten Satz schon mitteilte: Das war einmal und ist nicht mehr (vielleicht war es auch nie), trotzdem erscheint es hier in seinem vergangenen Leben. »Auf der Suche nach der verlorenen Zeit« bewegt sich nicht nur Prousts Autobiographie, sondern

überhaupt jede Erinnerung, die zurückkehrt in verschwundene Vergangenheiten. Daraus entstand die Großdisziplin des 19. Jahrhunderts, das historische Denken, immer auf der Suche nach den verlorenen Ursprüngen, immer auf der Flucht aus der gegenwärtigen Zeit, die für sich selbst ja auch unverständlich genug ist. Es schien so, als bekäme sie erst im Rückgang zu ihren abgestorbenen Vorgeschichten einen Sinn, mit dem sich leben läßt. »Der Tod«, schrieb Ludwig Feuerbach, »ist nicht auf das Ende des Lebens einzuschränken. Er fällt nicht mit der Tür ins Haus, denn jede neue Lebensstufe ist der Tod der früheren.« Er fällt nicht mit der Tür ins Haus, sondern bereitet seinen Schlußauftritt in der Dauerdynamik eines Lebens vor, das immer zwischen irgendwelchen Anfängen und Enden unterwegs ist. »Stirb und werde« – Goethe machte daraus einen fordernden Imperativ. Entwirf dich immer wieder, als könntest du ganz von vorne beginnen. Und steige auf der Stufenleiter deines – über wieviele Abschiede und Neuanfänge? – lang gewordenen Lebens mitunter so lange zurück, bis du bei irgendwelchen imaginären Ausgangssprossen angekommen bist, dort, wo alles später Zerstreute für die Erinnerung einmal anfing.

Zwei Allegorien

Lebensgeschichten ohne Brüche und diese kleinen Tode, die auf den großen verweisen, gibt es nur im Harmoniebedürfnis der Wünsche. Das Welttheater, auf dem man einst den kleinen und den großen Tod bewältigte, ist manchmal so eine Wunscheinrichtung gewesen. Dann war es konzentrisch vom nahen Mikro- bis zum fernen Makrokosmos um sich selbst so geschichtet wie die Puppen in der Puppe. In der kleinsten und überschaubarsten befanden sich die Lebenden, die gegenwärtig Anwesenden. Und um sie herum schlossen sich, Schale an Schale, die Fernen der Vergangenheit, der Toten und der Götter. Das physisch gegenwärtige Leben erhielt einen kleinen historischen und einen großen metaphysischen Sinn, war es doch umschlossen von den Hüllen des gesamten Universums, das – beruhigend? – das Hierundjetzt zum Anderen und immer Weiteren entgrenzte, immer weiter zurück in die Vergangenheit oder hinaus ins Jenseits von Zeit und Geschichte.

Manchmal schimmerte von dort her das Glück. Der Tod als Friedensbote, dem Schlaf ähnlich, ist so eine glückliche Wunschvorstellung, ein Lieblingsbild noch der Gräber des 19. Jahrhunderts. Er tritt jetzt auf, um die Erlösung vom »Zuchthausbetrieb des Willens« zu verkünden – dieses für Schopenhauer so quälenden Willens zur Selbstbehauptung in der Dynamik des »Stirb und Werde«. Nicht aufgeben bis zum Ende, aber dann,

ja dann schließt sich die Höhle intrauterinen Vergessens wieder um den, der sich davonmachen durfte. Da liegt er nun und meditiert ab sofort in unendlichen Träumen, sich selbst und all den Kämpfen mit seiner Außenwelt glücklich entronnen.

»Sterben – schlafen – nichts weiter! – und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet, die unsers Fleisches Erbteil – 's ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Sterben – schlafen – schlafen! Vielleicht auch träumen!« Der »Todestrieb« nach dem »Nirwana«[4], Wunsch nach ungestörter Ruhe im Nichts, er stimmte schon Hamlet vorübergehend so weich, als wäre er von den späteren musikalischen Phantasien Chopins begleitet. Bestes 19. Jahrhundert, noch heute im schönen Kitsch der Friedhöfe von Genua und Nizza weitläufig zu besichtigen: Dieser Tod symbolisiert das Leben in zärtlicher Melancholie, er verwechselt sich dabei durchaus auch mit Augenblicken der Liebe. Es scheint, nur im Tod sind sie von Dauer. Die Vorstellung versüßt den Abschied, daß sich danach etwas erotisch Schmelzendes konservieren würde, ungestört und sanft für immer, und deshalb auch ein wenig schwermütig. Was für eine Wunsch-Geschichte um die Symbiose von »Eros« und »Thanatos«, die den Lebenden selten gelingt.

Aus dem Lebenskampf heraus in den Frieden zu »entschlafen«, ist ein Trostbild freilich schon der Antike gewesen[5], weit ehrwürdiger in den Tiefen der Zeit vorhanden als dieser mittelalterliche Sensenmann, dessen Skelett in den Geisterbahnen der Volksfeste noch immer lächerlich herumklappert. Eine populäre Vorstellung hat sich in die Vergnügungsindustrie hinübergerettet, einst war sie von der Härte der Bauern geprägt: »Es ist ein Schnitter, der heißt Tod.« Er mäht die Menschen ab wie das zur Ernte fällige Getreide. Der Zyklus der Zeit ist unerbittlich gegen alles, was lebt, gleichgültig gegen den Unterschied zwischen den verschiedenen Lebewesen. Die Natur herrscht im Ablauf ihrer eigenen Zeit, die länger oder kürzer sich in der gleichen Kurve bewegt, der auch der Sensenmann an ihrem äußersten Ende gehorcht. Von seinem Gerippe ist spurlos verschwunden, was die Lebenden auszeichnet: das Fleisch. Weiches und vergängliches, lustvolles und hinfälliges Gewebe. Von allen Empfindungen besessen, am sichtbarsten vom Alter gezeichnet und am schnellsten verweslich: das Fleisch. Der Tod läßt es bis auf die Knochen verfaulen, die er für sich reklamiert, aus ihnen besteht er, und jedermann verwandelt er stur in seine eigene Ungestalt. So zieht er über das Land, vernichtet das organisch lebende Fleisch und gibt nur dem anorganisch Beinharten eine vergleichsweise unsterbliche Dauer. Was geschieht sonst? »Es ist ein Schnitter, der heißt Tod, hat G'walt vom großen Gott.« Die menschliche Kreatur ist seine Schöpfung und der Tod in seinem Auftrag unterwegs. Das ist alles. Der Tod der Bauern gibt weiter keine

Auskunft, keinen Trost und keine Gefühle preis. Dem Nichts Epikurs stünde er schon nahe, wäre er nicht in seiner naturalistischen Physiognomie ebenso abschreckend wie gottgewollt. Mit einem unverkennbaren Haß auf das lebende Fleisch verkörpert er dessen Verschwinden. Er beharrt auf dem Zerfall der Naturmaterie »Mensch« ohne jede Illusion außer der einen, als allegorische Figur noch vorstellbar zu bleiben, um das Grauen vor dem Zerfall an sich zu binden. Das Skelett des Todes akzeptiert nur, was ihm gleicht – sieh dich vor! Du magst ein König sein oder ein Bettler, am Ende siehst du genauso aus. Eine aufsässige Gleichheit transportierte dieser mittelalterliche Tod, seit der Französischen Revolution gibt es sie auch im Leben.

Semiotische Wege in die Unsterblichkeit

Doch ja, der Mensch ist das einzige Lebewesen, das weiß, daß es sterben muß. Er ist also auch das einzige Lebewesen, das weiß, daß seine Leichen denen der Tiere ähneln. Wohl auch deshalb gibt es keine narzißtischere Kränkung des intelligenten Menschenlebens als seine naturwüchsige Sterblichkeit: Finstere Bedrohung, absurde Erniedrigung, wir gehen zugrunde und verwesen wie das Vieh. Wir werden geboren, pflanzen uns fort und sterben wie die Tiere, immer am Leitfaden des Körpers entlang. Die Natur des Lebens verwischt die Differenz zwischen dem niedriger und dem höher Entwickelten hartnäckig und roh; nicht minder beharrlich, aber subtil arbeitet die Kultur sie dann wieder heraus. Sie will die empfindliche Ähnlichkeit zwischen Mensch und Tier ins möglichst Unähnliche auseinandertreten lassen. Sie muß das menschliche vom Dasein der Tiere aller elementaren Verwandtschaft zum Trotz so strikt wie möglich unterscheiden, sonst wird sie zu keiner Kultur.

Doch kommen all ihre zeremoniellen Werte, mit denen sie die Geburt, die Fortpflanzung und den Tod feierlich würdigt, zu spät – sie kommen nach der Natur. Der Kult der Kultur segnet deren Unvermeidlichkeiten ab, er unterstellt sie im nachhinein einer Sinnordnung, die auf Höheres verweist – auf die menschliche Intelligenz und ihre Sprache. Beide durchbrechen den animalischen Kreislauf der Natur, der zwar bestehen bleibt und weiterhin auf der ewigen Wiederkehr des Gleichen beharrt. Doch nimmt sich jetzt die Sprache seiner an, überzieht und durchdringt ihn mit ihrem eigenen semantischen Geist des Bedeutens, der ab sofort alle Körpergeschichten bis in den Tod hinein kulturell veredelt.

Die Sehnsucht, aus dem ebenso rohen wie aufgezwungenen Schicksal der Körper herauszutreten, ist die heimliche Antriebskraft jeder Kultur und die Sprache ihr Medium. Konfrontiert mit dem Tod, wird die Spra-

che zwar ihres gesamten Materials beraubt, aber auch von ihm befreit. Keine Gegenkräfte behindern mehr den Aufstieg in ihre luftigen Phantasiewelten. Autonom, weil ungehindert vom Zwang der Natur entwirft sie all ihre spekulativen Möglichkeiten. Vor dem Tod verstummt die Sprache entweder in weiser Resignation, kehrt um und wendet sich zur Interpretation des Lebens zurück, oder sie schwingt sich auf zum Höhepunkt ihrer Selbstermächtigung. Dann verspricht sie die finale Erlösung vom aufgezwungenen Schicksal der Körper, sterblich zu sein. Dann entstehen all die Ideen der Unsterblichkeit wunderbar ausschließlich aus dem semantischen Geist der Sprache selbst.

Aus der Gewohnheit ihrer andauernden Abnutzung vergißt man zu leicht: Es ist etwas Wunderbares um die Sprache. Sie entkörpert die Massivität der Körper-Dinge, die sich in den akustischen Schwingungen der Wörter verflüssigen, als wären sie ganz und gar gewichtlos, als könnten sie durch Zeit und Raum beliebig forttransportiert werden. Wie leicht die Wörter die Schwerkraft der Natur überwinden, wie mühelos sie über den Wassern wandeln und aus den Gräbern steigen. So weit ab vom ziehenden Sog des Wassers und dem steinernen Druck der Gräber, wie sie sind, ist ihnen keine Phantasie mehr verwehrt. Sie können zaubern, und alle weiteren mythischen Wunder entstehen aus diesem einen der Sprache, deren Semantik nur einer fast schon verschwindenden Materie anhängt – den hörbaren Lauten. Sinnliche Naturlaute der menschlichen Stimme, von intelligiblen Bedeutungen wie von einem transparenten Firniß überzogen: Hier hält sich die Imagination für alles und jedes auf, hier erheben sich auch die Luftschlösser um den Tod, den Gott und das Jenseits. Sie alle drängen sich um konventionell geordnete Haufen von Lauten, um diese flüchtigen Schwingungen, die nur sind, solange jemand redet. Der Geist der Sprache kommt an und verschwindet, solange er auf Stimmen angewiesen bleibt, die dort, wo sie von erhabenen Dingen sprachen, einst einen feierlich gewichtigen Ton anzunehmen pflegten, den magischen Singsang, die Litanei und das Rezitativ der Erzähler. Von all dem abstrahiert dann die Dauerkonserve der Schrift. Nun verfestigen sich die Laute gegen Ankunft und Verschwinden, nun stehen die Silben sichtbar da, schwarz auf weiß, zwar stumm, aber auch unbeweglich.

Das Wunder der kleinen Lautkörper, die etwas völlig anderes als sich selbst bezeichnen, wird graphisch, es läßt sich in der linearen Ordnung der Zeilen auf der Fläche der Seiten nieder, die man über Generationen hinweg weiterreichen kann. Immer sie selbst über so viele Leben und Tode hinweg, verharren die Zeilen und die Seiten in einem kleinen Monument, das sie mit der Schwere seiner Dinglichkeit befestigt. Das Buch: Statuarische Materie, von der die ganz großen Phantasien getragen werden, die sich so dauerhaft gegen ihr Verschwinden wehren können, wie

die Idee der Unsterblichkeit es will. Das »Buch der Bücher«: Es hat nicht nur die vorübergehende Passionsgeschichte Christi zu unsterblicher Geltung verewigt; es hat auch alle anderen biologischen Sterblichkeitsgrenzen mühelos hinter sich gelassen. Die »heilige Schrift« war fast so unverwüstlich wie die in Stein gemeißelten Inschriften der Gräber. Wo die Materie des Papiers trotzdem schneller nachgab, kopierte man das vergängliche Original in einer derart endlosen Folge, daß beide nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Das Original ist die Kopie, es ist das Original einer Kopie der Kopie, und anders wäre es auch unmöglich gewesen, die körperlichen Minimalspuren der Schrift dem Kreislauf des sterblichen Lebens zu entziehen. So aber wurden und blieben sie es.

»Corpus« nannten die Philologen den von ihnen gehegten Medienbestand der Bücher, sofern sie sich zu einem »organischen« Bedeutungsraum zusammenfügten. Dieser Körper steht jetzt für alle anderen als kulturelles Modell zur Verfügung. Ihm haben sie nachzufolgen, denn er »verkörpert« den Geist der Schrift, der den kulturellen Sinn des Lebens in seinen leiblichen Buchstaben enthält. Der Buchcorpus hat einen unsterblichen Geist, ja er besteht fast überhaupt nur aus Geist, sieht man von seiner buchstäblichen Erscheinung auf der Fläche der Seiten in der Hülle der Umschläge ab, die nur da sind und dazu da sein müssen, um dem Geist zu seiner sinnlichen Anwesenheit zu verhelfen. Das ist das Modell. Noch der Corpus Domini, Leib des Herrn und all die anderen unsterblichen Körper-Seelen bilden es ab. Sie haben die Semiotik der Schrift, in der sie fort- und forttradiert wurden, völlig in sich aufgesogen. Sie sind so bedeutsam wie die Bücher, in denen sie aufgingen.

Das Schreiben drückt allem, worüber geschrieben werden kann, den Stempel einer medialen Körperlichkeit dauerhaft auf, die vom Geist (oder, wenn man will, der Seele) der Bedeutung organisiert wird. Sie ist jedenfalls das höhere Prinzip. Jede Kultivierung und gar noch die endgültige Überwindung der Naturgeschichte des Lebens hat sich bislang an diesem höheren Prinzip im Medium der Sprache orientiert, das sich in der Schrift nochmals selbst übertrifft. Metaphysischer Leib der Bücher, vom Neuen Testament bis zum absoluten Geist der idealistischen Philosophie ist er das Gefäß geblieben, in dem die menschliche Intelligenz ihre Selbstvollendung betrieb. Schon diese Brücke, die in der jüdisch-christlichen Kultur den Abgrund zwischen Diesseits und Jenseits überspannt, bestand ja von Anfang an aus der festgewordenen Semantik der Wörter: »Am Anfang war das Wort, und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.« Am Ende ist das Fleisch zwar hinfällig geworden und aus seiner Wohnung ausgezogen, das Wort aber blieb in der Schrift und bedeutete und wies zurück auf eine Zeit, in der es in einem menschlichen Körper hauste. Der nur ein Intermezzo war: Er entstand aus dem

Wort, und er zog sich wieder dorthin zurück. Das Wort erzählt die Geschichte seiner Unsterblichkeit jenseits von Geburt und Tod seiner Sprecher und Schreiber.

»Ad majorem Dei gloriam« hatten die Jesuitenschüler der letzten Jahrhunderte ihre Schulaufgaben zu unterzeichnen, mit einem gewissen Automatismus schrieb der junge Joyce die Formel noch unter seine ersten literarischen Texte. Die weltliche ehrte die heilige Schrift. Ein wenig gottgefällige Unsterblichkeit ging im Medium der Sprachintelligenz noch zu einer Zeit auf sie über, da sich die unsterblichen Werke der Kunst längst ihren säkularen Himmel geschaffen hatten. Boccaccios *Decamerone* kann man nach sechs Jahrhunderten »noch mit Vergnügen lesen«[6], auch das ist Unsterblichkeit, diesmal aber eine der Lust: »Als er sie zum erstenmal nackt sah, führte das zu einer Auferstehung des Fleisches.« Der weltliche Himmel der Kunst ist sinnenfroher als der geistliche, der Naturgeschichte des Lebens entzogen bleibt aber auch er: Nun schon seit sechs Jahrhunderten dient die blasphemische Auferstehung des Fleisches der Lust des Lesens. Die Dauerhaftigkeit der Schrift überlebt den Tod der Autoren (und Leser) allemal wie ein Denkmal, und tote Autoren verwandeln sich ebenso in ihre Bücher, wie das Wort, das sich vom Fleisch trennte, es weiterhin in sich aufbewahren will. Insofern haben die Bücher von jeher die Macht der Wörter der Toten über die Lebenden unsterblich festgeschrieben.

Sie lassen die Toten im Gedächtnis der Lebenden weiterexistieren, in diesem so vergeßlichen Gedächtnis, das ohne die Dokumente und Monumente der Vergangenheit nichts Handgreifliches hätte, um der Rückerinnerung auf die Sprünge zu helfen. Unsterblichkeit bei den Lebenden braucht hinterlassene Zeichen, sonst ist es aus mit ihr, noch und gerade die Inschriften auf den Gräbern wissen das. Sie verkürzen das Leben, an das sie erinnern wollen, freilich fast bis zu einer Nullstelle; was notiert wird, ist meist nicht mehr als das unverzichtbare Minimum der Geburts- und Todesdaten eines Eigennamens. Für eine gewisse Zeitspanne war da jemand namentlich am Leben, die Wörter und die Zahlen, die der Witterung der Zeit steinern trotzen sollen, bleiben sein dauerndes Relikt. Noch einen Schritt weiter in die Auslöschung des individuellen Lebens, das trotzdem sein Erinnerungszeichen behält, wagen sich die Soldatenfriedhöfe. Uniforme Kreuze, tausendfach aneinandergereiht wie auf einer gespenstisch gewordenen Militärparade, ragen über namenlosen Leichen auf, die mit nichts mehr identifiziert werden können als mit dem unsterblichen Symbol der Passionsgeschichte, das nun den Tod der Krieger für das Leben der Zivilisten heiligen soll: stumm, aber beredt.

»Westlich von Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesange ›Deutschland, Deutschland über alles‹ gegen die erste Linie der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie« (Heeresbericht vom 11. November 1914). Ja, sie waren blutjung, diese kriegsfreiwilligen Schüler und Studenten, die von den Maschinengewehrgarben des Feindes zerfetzt wurden, während sie von einem Deutschland sangen, das wie sonst nur die Götter über alles in der Welt erhoben sein sollte. Die militärische Führung hatte ihr Blutopfer einkalkuliert, um die Stellung einnehmen zu können, was der Heeresbericht taktvoll verschweigt. Weshalb? Sie starben doch mit Lust und Begeisterung für die große, allgemeine Sache, das Lied auf den Lippen und den Text im Kopf. Sie starben den Tod fürs Vaterland so erhaben und schön wie im vielzitierten Vers des Horaz: »dulce et decorum est pro patria mori«. Das hat Stil, das hat die Größe einer Idee, die dem Leben von seinem Ende her Sinn verleiht. Dieser Tod ist kein Verhängnis mehr, das mit dem Gesetz der Natur irgendeinmal eintreten muß, sondern herausgefordert im freiwilligen Akt der Selbstzerstörung für das Allgemeine einer Kultur. Deutschland über alles, auch das Leben.

Dieser Tod wurde von der Leuchtkraft der nationalen Idee überstrahlt. Eine tiefe Dialektik von Opfertod und Lebenssinn muß sich in den jugendlichen Kriegshelden abgespielt haben. Natürlich hofften sie, zu überleben, doch wußten sie auch, waren sie tot, so wurden sie zu Helden der patriotischen Pflicht. Mit »Mannesmut« starben sie, bevor die Sanduhr der Zeit gemächlich abgelaufen war. Kein Verdienst ist dabei, das abzuwarten, niemand fühlt sich erbaut, wenn das Leben auf gewohnte Weise dahingeht. Der außerordentliche Tod der Helden dagegen hat die kulturelle Phantasie von jeher zu Legenden gereizt, und eine so todessüchtige Gattung wie die Tragödie verehrte ihn über Jahrtausende hinweg. Dasselbe Gesetz, das den tragischen Helden vernichten muß, erhöht ihn auch weit über den Durchschnitt hinaus. Die Größe seines Lebens mißt sich an der herausgeforderten Nähe des Todes, so entstand auch der tragisch verblendete Heroismus der Jungen von Langemarck. Wo sonst außer in den Religionen läßt sich dem Naturereignis des Sterbens derart viel Sinn abtrotzen? Nur in den Tragödien zumal des Kriegs schmückt sich der Tod mit Ruhm und Glanz.

Überhaupt wird vielleicht nirgends so viel gestorben wie in den Büchern (und anderen Medien), deren Phantome des Todes den kulturellen Sinn des Lebens zu befestigen helfen. Das war und ist ein wichtiger Auftrag: Literatur erzeugte von jeher nicht nur, aber auch einen lebendigen Innenraum der Phantasie für den Tod, noch die heroische Todessehn-

sucht der Jugendlichen von Langemarck wärmte sich daran. Sie sangen das Deutschlandlied, sie hätten auch etwas anderes singen oder deklamieren können, denn die Nation und ihr Tod waren überhaupt aus Texten zusammengesetzt. Wo sonst außer im getönten Pathos der tragisch-heroischen Gattung hätten sie je so großartig existiert. Wo sonst, wenn nicht hier oder auch in vaterländischen Festreden existierten die erhabenen Ideen, mit denen man tatsächliche Helden erzeugte. Solange diese Sprache trug, blieb das schäbige Sterben des Weltkriegs – fast – verborgen.[7] Der Schrott des militärischen Alltags glänzte golden im lichten Wortschatz der Nation. Auf die ernsthafte Probe jahrelanger Kämpfe im Dreck der Schützengräben gestellt, brach das strahlende Imperium der Sprache freilich zusammen, mochte sich aus seinen Trümmern retten, wer konnte.

Ernst Jünger konnte es so sehr, daß er gegenwärtig immer noch lebt. Der Mann ist ein Phänomen auch deshalb, weil er sich weigerte, den Zusammenbruch der erhabenen Sprachideale zu akzeptieren. Auf seinem Schreibtisch soll noch immer ein Totenkopf mit einem Loch in der Stirn stehen wie eine Reliquie aus einer heiligen Handlung. Der Kopf gehörte zu einem Engländer, den Jünger im Ersten Weltkrieg insgesamt erlegte. »Leben heißt töten«, schrieb er in *Der Kampf als inneres Erlebnis,* denn kämpfen und töten führen zurück zu den Ursprüngen des Lebens, den Trieben der Natur, die sich in der vernichtenden Aggression ebenso verschwenden wie in den Verschmelzungen des Orgasmus, aus denen aber keine nationalen Ideen entstanden. Ein archaischer Rausch überfällt Jünger deshalb nur in dem Augenblick, da er »das Weiße im Auge des Feindes« sieht. Nun lebt er auf in der Enthemmung der Gewalt. Diese »männliche Form der Zeugung«, diese Überschwemmung der Intelligenz mit dem einzigen Affekt des Tötens läßt die gesamte Fassade seiner Selbstkontrollen wunderbar zusammenstürzen. Die Regel, die Ordnung und die Konvention, die Normalität und die Konversation im small talk der Gesellschaft, all diese faden Bürgerkorsette, die sein Kultur-Selbst alltagsgerecht zusammenhalten – sie zerfallen im Augenblick des Kampfes, als wären sie nie gewesen. Denn jetzt herrscht nur noch Natur. Später ist der Feind getötet, der Augenblick des schrecklich dichten Lebens vorbei, und was nun? Melancholie überkommt Jünger gleich der alten lateinischen Sentenz: »omne animal post coitum triste«. Nach dem Orgasmus – traurige Ernüchterung des Alltags. Was bleibt von der Lust? Ein vergrößertes Selbstbewußtsein, aufgebaut auf dem tragischen Tod des anderen, stellvertretend für Jünger starb sein Feind, dem er das Wunder seines Überlebens verdankt; ein Andenken, sei es eine englische Pfeife oder ein englischer Totenkopf, diese intimen Erinnerungszeichen einer lustvoll-flüchtige Bekanntschaft mit tödlichem Ende; und schließ-

lich: das Schreiben, die Schrift. Wie immer hält sie die Zeit auf und das Vergangene unabänderlich fest. Und so feiert sie die »Rückkehr zur roten Linie des Primitiven«, wo der »Urmensch in der ganzen Unbändigkeit seiner entfesselten Triebe« plötzlich hervorbricht. »Vor Hunger zerrissen, in der keuchenden Verschlingung der Geschlechter, in der Begegnung auf Leben und Tod«: Hier ist er wieder in seiner archaischen Wildheit, der Naturmensch, der animalische Körper, das Tier, das Hunger hat und sich im Geschlecht verströmt, das kämpft und tötet und stirbt.

Jüngers mythische »Männerphantasien«[8] sind nur äußerst schwer mit einer militärischen Wirklichkeit vereinbar, die von Befehl und Gehorsam, Regel und Ordnung bis zum bürokratischen Gestrüpp jener Vorschriften bestimmt wird, mit deren Abfassung er selbst nach dem Krieg für eine Weile beschäftigt war. Doch wiederum geht es nicht um solch eine niedrige Erfahrung, sondern um den hohen Flug der Sprache, unter dem sie verschwindet. Wie sehr Jünger seine Artistik dann auf die Probe stellen mußte, um auch noch die Tötungsmaschinerie des ersten modernen Kriegs, diese Artillerieexzesse der Granaten, Kartätschen und Schrapnelle, als die Fortsetzung alter Naturgewalten mit neuen stählernen Mitteln erscheinen lassen zu können. All das ist auffällig, bleibt jedoch an der Peripherie, denn im Kern befindet sich eine Absicht, die gründlich und systematisch auch noch das Periphere bestimmt. Diese Faszination des Todes, diese Sucht nach Enthemmung, Rausch und Ekstase in der Droge der »Stahlgewitter« inszeniert im Namen der Natur: Rache an der Kultur. Nun endlich können sich die unterdrückten Triebe schadlos halten, nun endlich »entschädigte sich der Mensch in rauschender Orgie für alles Versäumte«, schrieb Jünger ähnlich Sigmund Freud, dessen »Diagnose« des Ersten Weltkriegs er wahrscheinlich nicht gelesen hatte.[9]

Ein Rückfall in die Barbarei? Was die Tatsachen des Kriegs betrifft, sicherlich, so eben kam er zustande. Jüngers Prosa dagegen ist, je weiter sie sich vom Krieg entfernt, ambivalenter, um nicht zu sagen, paradoxer. Seine Rache an der Kultur, sie bleibt hier ein hochkultivierter Akt. Niemand steht mit solchen Sätzen im Kopf, wie er sie schrieb und immer wieder umschrieb, im Gemetzel einer Schlacht, mag er auch so rechtsnational gewaltversessen sein, wie Jünger es war. Seine Sätze rechnen mit den Konventionen der Kultur im Namen einer authentischen Wildheit ab, die sie in den Bild-Reflexionsketten ihrer Sprachphantasie immer schon hinter sich lassen. Sie gehen daran vorbei. Der Krieg wird jetzt ästhetisch: Also ist er keiner. Der Tod gerät in die filigranen Sinnfigurationen der Literatur, weit ab vom Gemetzel da draußen zieht er sich in einen schönen Kontemplationsraum zurück: in den Kult um das Schrei-

ben, das Buch, den Text. Dort erscheint er dann wieder in einer so mythisch erhabenen Gestalt wie in der gesamten Tradition der Legenden um das Heldentum.[10]

Vor den Naturtatsachen des Todes betreibt Jünger mit Lust und Obsession eine kulturelle Selbstzerstörung, die er nicht durchführen kann, solange er im Zirkel von Sprache und Text gefangen bleibt. Er beschwört etwas, das nicht mehr ist, nämlich den Kampf, gegen etwas, das ist, nämlich die fortlaufende Kette der Wörter auf dem Papier. Das scheint paradox, umkreist aber gerade deshalb einen von extremen Spannungen durchsetzten Grenzbereich, in dem sich alle Kunst aufhalten muß, die der minimalen Körperlichkeit und der maximalen Bedeutungsüberfrachtung der Wörter zu entkommen wünscht. Es gibt einen Ausweg, den Jünger ähnlich wählte wie etwa Kleist oder Nietzsche, um nur diese zu nennen: Man muß die Schrift mit den Phantasien um die – in ihr immer schon verlorene – Natur des Lebens aufladen. Nun zaubert sie wieder, freilich nicht derart, daß sie über den Wassern wandeln oder aus den Gräbern steigen will. Sie will – sehr heidnisch, sehr unchristlich, sehr nietzscheanisch – die Natur gerade nicht überwinden. Sie setzt den Geist der Sprache vielmehr dazu ein, die ungeheure Größe der rauschhaften Macht ihres natürlichen Gegenübers zu beschwören. So scheint Jünger zu einem wilden Dionysos am Schreibtisch zu werden, an dem er aber nicht Platz nehmen kann, weil dort schon Apollo sitzt. Ihm allein gehört das Privileg oder auch die Zumutung, ständig auf etwas zurückzublicken, was einmal war und nicht mehr ist, während er es mit disziplinierter Sprachintelligenz übersetzt. In seiner Phantasie kompensiert er einen doppelten Mangel: den der Natur, daß sie zu keiner kulturellen Selbstbeschreibung fähig ist; den der Schrift, daß sie fast keine Natur mehr in sich aufnehmen kann. Apollo rückt der verlorenen Natur mit abstrakten Wörtern auf den abwesenden Leib ihrer Lust und ihres Schreckens. Ohne solche Wortphantasien für das Andere und Elementare wird die Literatur allerdings leicht ziemlich blutarm-nichtssagend, also muß sie dieses Andere, das sie nicht ist, beschriften. Das ist ihre semiotische Aufgabe, deren Lösung über ihre Attraktivität mehr als nur mitentscheidet. Die Grausamkeit, der Schrecken und der Tod haben sie deshalb von jeher ebenso in Atem gehalten wie das erotische Begehren und sein anbrandendes Geschlecht. Klug wußte schon Boccaccio beides zu verbinden, doch spielte sich ohnehin die halbe Literaturgeschichte hier ab.[11]

In der Literatur war die ewige Geschichte von Leben und Tod immer auch eine ewige Geschichte von Liebe und Tod – von sex und crime, sagt die Variante der billigeren Unterhaltungsindustrie. Hier liegt der Rohstoff des Lebens, den die Wortphantasien bearbeiten, womöglich in den Glanz ihrer Sätze auch so lange eintauchen, bis er sich fast bis zur Un-

kenntlichkeit verändert. Mit allem Aufwand am Wunder der Wörter wird etwas in die Kultur integriert, das ihr sonst barbarisch entzogen bleibt oder allenfalls unter zeremoniellen Begleitschutz gestellt werden kann: eben die Lust und der Schrecken, der Tod und das Geschlecht. Sie bestimmen die elementare Naturgeschichte des Lebens. Keine Kultur kann sie außer Kraft setzen, selbst dann nicht, wenn sie das Ende der Natur herbeisehnt. Selbst dann noch hat sie nur die Möglichkeit, sich ans Tote anzugleichen.

Anmerkungen

1 Thomas H. Macho, *Todesmetaphern* (1987), interpretiert diesen Satz ebenfalls, jedoch in anderer Hinsicht.

2 Das Nachdenken über den Tod zur »Thanatologie« zu erklären (wie Hans Ebeling (Hrsg.), *Der Tod in der Moderne*, ³1992), scheint mir nur sinnvoll, wenn man etwas hinzunimmt, das dann wohl »Biologie« heißen muß. Das Wort ist naturwissenschaftlich besetzt, in diesem Essay verwandelt es sich zu einem philosophischen.

3 Philosophische Begleitreflexionen zu dieser »Inversion« des Todes (zurückgewendet in das Diesseits): siehe die Anthologie von Ebeling (Anm. 2).

4 Den Freud schließlich in sein System hineinnahm: *Jenseits des Lustprinzips* (1920).

5 Nachzulesen bei Philippe Ariès, *Geschichte des Todes* (1980), ein Buch wie eine Materialschlacht.

6 Rudolf Walter Leonhardt in: *Die Zeit* vom 13.8.93. Dort auch das folgende Zitat als wirksam eingesetzter Zwischentitel.

7 Sehr gut ist diese Schwierigkeit, eine die Erfahrung einfangende Sprache auch nur annäherungsweise zu finden, nachzulesen in: Philipp Witkop (Hrsg.), *Kriegsbriefe gefallener Studenten* (mehrere Auflagen in den zwanziger Jahren: ein Bestseller).

8 Klaus Theweleit, *Männerphantasien* (Frankfurt 1977), geht ausführlich auch auf Jünger ein.

9 *Zeitgemäßes über Krieg und Tod* (zuerst 1915, überarbeitet ab 1918).

10 Inzwischen sind sie zwar merklich verstummt, trotzdem haben sie sich vor kurzem wieder zurückgemeldet auf das bedruckte Papier – des *Spiegel*. Botho Strauß stimmte dort einen »Bocksgesang« an, der vom »Blutopfer« für das »Sittengesetz« eines »Volkes« heiser tönte. (Botho Strauß, »Anschwellender Bocksgesang«, in: Der *Spiegel*, 8.2.1993.)

11 Immer noch eine Fundgrube dafür: Mario Praz, *Liebe, Tod und Teufel* (1970).

Maler, Mörder, Miniaturen

Perspektive

Lazzo, ein junger Maler aus Mailand, erhält die Chance dem Kaiser von China die

Zentralperspektive nahezubringen, die als Allheilmittel gegen Vielgötterei gilt. Doch seine Mission ist nicht besonders erfolgreich, aus dem Italiener Lazzo wird der Hofmaler Yang Man-shih, der perfekt chinesisch spricht und sich in die geheimnisvolle Mi-lan verliebt. – Tilman Spengler ist die Verwandlung eines authentischen historischen Ereignisses in eine unterhaltsame und zugleich nachdenklich stimmende Parabel über Religion, Wissenschaft, Kunst und Moderne gelungen.

Tilman Spengler
Der Maler von Peking
Roman. 208 S. Geb.
DM 36,–/öS 281,–/sFr 36,–

Denkbilder

Postkarten mit Porträts und Plätzen hat Wilhelm Genazino gesammelt und seine Gedanken dazu aufgeschrieben – in der Tradition der (Benjaminschen) Denkbilder.

Wilhelm Genazino
Aus der Ferne
Texte und Postkarten
72 S. Ppbd.
DM 36,–
öS 281,–
sFr 36,–

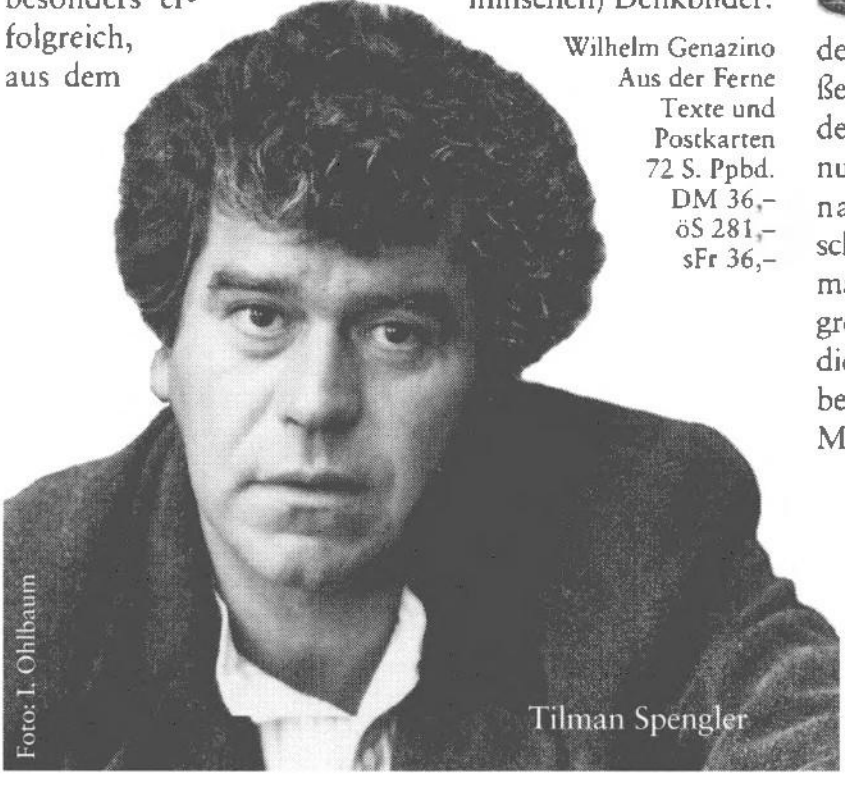


Foto: I. Ohlbaum

Tilman Spengler

Gewalttäter

Otto F. Walter ist «in seiner leisen Hartnäckigkeit einer der wichtigsten, der wirkungsstärksten Schriftsteller in der deutschen Schweiz» (FAZ). Seine neue Erzählung handelt von dem jungen Eisenleger Paul «Polo» Ferro,

der nachts durch die Straßen fährt, sehnsüchtig, auf der Suche nach Anerkennung, nach Geborgenheit, nach Liebe. Und dann schlägt sein Sanftmut auf einmal um in Selbsthaß und grenzenlose Brutalität. Bleibt die Frage: Wann und wie beginnt es, daß einer zum Mörder wird?

Otto F. Walter
Die verlorene Geschichte
108 S. Geb. DM 29,80
öS 233,–/sFr 29,80

Rowohlt

Otto Kallscheuer
Wenn Engel schlafen

ANMERKUNGEN ZUM NEUEN WELTKATECHISMUS

> »Nun wird dieser Gott von seinem Wort verherrlicht, das sein ewiger Sohn ist, und von dem Heiligen Geist, der die Weisheit des Vaters von allem ist; und die Mächte dieser [letzteren], des Wortes und der Wahrheit, welche Cherubim und Serafim heißen, verherrlichen mit immerwährendem Lobgesang Gott.«
> Irenäus von Lyon (*Epideixis*, 10)

1. Im Gegenlicht

»Woran man sich halten kann« kündet das Poster in großen Lettern. Das Plakat zur Buchhandelspräsentation des neuen *Katechismus der Katholischen Kirche* (816 Seiten, mit vier Farbtafeln, broschiert DM 36,–, Leinen DM 45,–; im Folgenden zitiert als *KKK*, mit Paragraphennummer) zeigt vor glühend leuchtendem Abendrot einen Kletterer an abschüssiger Steilwand. Seine Hand greift nach oben, auf der Suche nach Halt, und fast kann er auch die Rechte bereits ergreifen, die ihm eine Person mit wallenden Haaren entgegenhält. Das Photo im Gegenlicht und der (leicht kitschige) »Alpenglühen«-Weichzeichner lassen beim ersten Blick nicht alle Details erkennen; doch unwillkürlich denkt man etwa an die Schöpfungshand des Vatergottes in Michelangelos *Sistina*-Fresken, die den Menschen als Gottes Ebenbild zum Leben erweckt.

Woran man sich halten kann? Na klar doch: der Mensch, als das einzige aller »sichtbaren Geschöpfe fähig, seinen Schöpfer zu erkennen und zu lieben« (*KKK*, 356), muß diese seine persönliche Beziehung zum transzendenten Gott zum Ausgangspunkt seiner Grundorientierungen im Leben, am Abhang, in Gefahr und höchster Not nehmen, will er nicht in den Abgrund der Sinnlosigkeit fallen.

Ein zeitgenössischer »Kat*ech*ismus«, der diese Botschaft zum Ausgangspunkt nähme, würde im »Echo« menschlicher Grenz- und Entscheidungssituationen nach den »Spuren der Transzendenz«[1] Ausschau halten: Nach verwundertem Innehalten im tagtäglichen Trott, nach Stoßgebeten aus Angst und Hoffnung, nach enthusiastischer Freude über unverdient geschenktes Glück, nach absurden Momenten des »Außersich-Seins«, nach Augenblicken, in denen wir selber uns fremd werden. Gottes Gegenwart erwüchse diesem Katechismus aus Geistesgegenwart, also aus Irritation.

So käme er vielleicht gar der antiken »Katechese« wieder näher. So

nannten sich ja die Übersetzungs- und Überzeugungsbemühungen der frühchristlichen Diaspora (einer verstreuten Minderheitskirche) in der ersten Postmoderne unserer Geschichte, d. h. der ordnungspolitisch siegreichen »einen (Mittelmeer-)Welt« des Imperium romanum, deren Lebenswelt – im pluralistischen Chaos einer Unzahl therapeutischer oder philosophischer Heilslehren, lokaler Kulte, chiliastischer Religionen und mystischer Gemeinschaften – zugleich innerlich zerrissen und weltanschaulich unübersichtlich geworden war.

Es ist heute schließlich die Auflösung der vertrauten Traditionen *einschließlich* der Fortschrittshoffnungen und Verhaltenssicherheiten der industriellen »Moderne«[2], es sind nicht zuletzt die existentiellen Enttäuschungen über die Versprechungen der Aufklärung selbst, die allenthalben echten und falschen Propheten, Therapeuten oder kurzlebigen Heilsbringern ihre Schäflein zutreiben, welche sich dann oftmals nach den ersten Enttäuschungen alsbald wieder dem nächsten Bhagwan oder Drewermann anschließen müssen.

Die einschlägigen Schlagworte lauten: »Entkirchlichung Europas« *und* die Suche nach einem »Werte-Monotheismus«.[3] Und das ist kein Widerspruch: Die Kirchenbindung nimmt ab, *und* die Suche nach existentiellem Rück-Halt, nach *re-ligio* nimmt zu! Wir wollen Freiheit *und* Bindung – und das sagen heute nicht mehr allein die (Neo-)Konservativen, sondern auch Linke, Liberale, »Kommunitaristen«. Mit dem Zerfall der traditionsentsprungenen Bindungen und Plausibilitäten, die ja auch noch den individualistischen Freiheitsbegriff der Moderne getragen haben, könnte im endlosen »Prozeß-Progreß« (Carl Schmitt) auch die Freiheit haltlos – im Fachjargon: anomisch – werden.

Das überlegene Lächeln des atheistischen Philosophen wirkt bereits leicht gezwungen. Selbst säkulare Humanisten sprechen heute nur mehr von einem »methodischen« Atheismus. Doch wie weit kommt man auf dem Wege bloßer sprachpragmatischer »Transzendenz von innen«?[4] »Unruhig ist unser Herz, bis es denn ruhet in Dir« (Augustinus). Solche vielfältigen Sprachen der Unrast zu verstehen, in ihnen gar das »Verlangen nach Gott« (*KKK*, 27) zu dechiffrieren, das, fürwahr, wäre schon einen neuen Katechismus wert – heute. Also: nach dem Untergang der innerweltlichen »Karikatur« der christlichen Botschaft der Nächstenliebe – des Kommunismus.[5] Und heute: mitten im Prekär-Werden auch des liberal-aufklärerischen Fortschrittsglaubens. Aber heute!

Denn der letzte gesamtkatholische *Catechismus Romanus* aus dem Jahre 1566 stammte ja noch aus den Schützengräben der angehenden Moderne. Im Kampf zwischen katholischer Kirchenräson und protestantischer Gewissensfreiheit stellte dieser »Katechismus des hl. Pius V.«, nach der theologischen Frontbegradigung auf dem tridentinischen Kon-

zil, vornehmlich eine Waffe psychologischer Kriegsführung und ein Instrument zur Stärkung der Moral der eigenen Truppe dar: als eine Art »Großer Lehrgang« für die (dann äußerst erfolgreiche) Propaganda der Gegenreformation, vorrangig für Pfarrer und Seelenführer, für die Kader der Avantgarde im antiprotestantischen Kampf bestimmt. Er sagt heutigen Priestern wie Laien, Christen wie Heiden nichts mehr.

2. Ent-Täuschung

Doch unser erster Augenschein des neuen Katechismus-Posters täuschte: Die Gestalt, die unserem Kletterer die Hand entgegenhält, ist von nahem besehen gar kein Jesus mit wallendem Haar und auch kein Gottvater aus der Bilderbibel. Sie ist eine junge Frau, wie der Kletterer in Shorts und Turnschuhen. Ist also die Hand der Partnerin im Freizeitdreß etwas, »woran man sich halten kann«? Die Berührung der Hände hat noch gar nicht stattgefunden. Es bleibt fraglich, ob die zwischenmenschliche (und zwischengeschlechtliche) Begegnung gelingt, ob sie Sinn, Stabilität, Glück zu stiften vermag.[6] Doch keine Sorge: die beiden Freizeitalpinisten werden schon nicht in den Abgrund fallen. Denn jetzt, sobald sich die Augen ans Gegenlicht gewöhnt haben, sieht man auch die Aluminiumhaken und Ösen. Vor allem das Halteseil, das am nächsten Felsvorsprung festgemacht ist. Woran unser Kletterer sich somit auf jeden Fall halten kann, das ist das Seil – also die Institution, das kirchliche Lehramt: ergo der mit höchstamtlicher Approbation, der Apostolischen Konstitution »Fidei Depositum« (gezeichnet Rom, 11. Okt. 1992) ausgestattete Katechismus der Katholischen Kirche.

Die professionellen Theologen sind wieder sauer. Produktion und Überarbeitung, Redaktion und Lektorat der »maßgebenden Zusammenfassung katholischer Glaubens- und Sittenlehre« lagen ausschließlich in den Händen der römischen Hierarchie – die dann nur noch das Marketing auslagerte. Eine Kommission aus zwölf Kardinälen (unter Vorsitz von Joseph Ratzinger) wachte über die Systematik, ein achtköpfiges bischöfliches Redaktionskomitee entschied über die Präsentation, und die Schriftführung lag dann beim Dominikaner und Wiener Weihbischof Schönborn.

Gewiß, Rom hatte in die Weltkirche gerufen. Zwischen 1986 und 1992 wurde der erste Entwurf an alle katholischen Bischöfe der Welt und vierzig handverlesene Experten verschickt, und mehr als 20 000 Änderungsvorschläge sollen daraufhin im Rücklaufverfahren eingegangen und berücksichtigt worden sein. Doch nicht die zeitgenössische Theologie,

mehr oder minder modernistisch, politisch, feministisch usw. war gefragt.

Nun sei dahingestellt, ob ein in pluralistischen Expertenkommissionen, mit *theologically correct* zusammengesetzten Quoten für Thomisten und Existentialisten, für feministische oder BefreiungstheologInnen usw., zuwege gebrachter »Weltkatechismus« tatsächlich eine bessere Systematik, eine lesbarere Botschaft, eine existentiell »ansprechendere« Form geboten hätte – die dann auch noch amtskirchlich konsensfähig gewesen wäre. Ich persönlich zweifle daran. Und sehe hier übrigens auch wenig Grund zum Ärgernis. Die zeitgenössische Theologie hat mit *pistis, logos, pleroma* nicht mehr viel zu tun, sie hat ihren legitimen Platz im sozialen Subsystem der universitären Wissenschaften gefunden. Zum existentiellen Skandalon des (Un-)Glaubens hat sie immer weniger zu sagen. Nicht nur die Kirchen haben sich geleert, auch die theologischen Fakultäten haben Seelen- und Bodenhaftung verloren. Die Fortschrittler und Modernisten (selbst-)befriedigen sich fruchtlos in periodischen anti-römischen Unterschriftskartellen.[7] Und auf kurzatmige Medienereignisse (Frau Sölle und Franziskaner, Bruder Drewermann und Nonnen, Herr Küng und die UNESCO) verzichtet der Mann von Welt und Geschmack recht gerne.

All das wissen natürlich Ratzinger und sein Chef bestens. Schließlich versucht der Papst ohnehin – das haben wir in den letzten 15 Jahren seines Pontifikats lernen müssen –, die theologischen Experten, egal ob nun Traditionalisten oder Modernisten, etablierte oder alternative, durch einen charismatischen Appell an die Konsumenten der Frohen Botschaft zu unterlaufen. Evangelisierung läuft heute über die Medien, geht somit direkt an den Endverbraucher. Flankiert wird dies durch den päpstlichen Rückgriff auf neue inner- und parakirchliche Bewegungen, Lobbies und Pressure-groups, die auf diversen seelischen Teilmärkten (Jugend, Hochschule, Eliten) mit je spezifischem Profil konsumenten-orientiert präsent sind: Comunione e Liberazione, Renouveau charismatique, Opus Dei usw.[8] So vertraut man in Rom jetzt auf die professionelle Marktrationalität von eingeführten weltlichen Verlagen. Und natürlich wurden dem Buchhandel »ungewöhnlich zuvorkommende« Konditionen bei der Vorbestellung eingeräumt. Operation gelungen: Die neue *summa* des römischen Lehramts ist auf dem öffentlichen Markt in Millionenauflage präsent.[9] Wer aber wird dieses Opus wahrhaft lesen, um dort geistliche Tröstung und geistige Orientierung zu finden? Überhaupt: Wie liest man diesen ersten postkonziliaren, nach-Vaticanum-II-Katechismus?

Der Aufbau des neuen Katechismus ist nicht neu. Die Vierteilung – erstens das Credo, zweitens die Liturgie, drittens das christliche Handeln (systematisiert nach den zehn Geboten) und zuletzt das Gebet – folgt jahrhundertealter, bewährter kirchlicher Systematik. Sie geht zurück auf das erste kirchliche Massenmedium bei der Rückeroberung häretischer Seelen im 13. Jahrhundert, auf die dominikanischen Predigten in Volkssprache, und natürlich auf ihre parallele Systematisierung in der Scholastik des hl. Thomas.

Leben und Handeln des Menschen sind also – sieht man von der schönen Einleitung »Ich glaube – wir glauben« ab – gerade nicht Ausgangspunkt der katholischen Glaubenslehre; im Weltkatechismus finden sie sich »eingebettet« zwischen Amtscharisma und *Vita contemplativa* – zwischen Liturgie und Gebet. Die *Vita activa*, das rechte Handeln der Christenheit, mit all den journalistisch einschlägigen »Stellen« zu Zölibat, Abtreibung, Empfängnisverhütung, Steuerhinterziehung, Todesstrafe, gerechter Krieg usw., steht gerade nicht im Vordergrund: »Der Katechismus beginnt nicht mit der Moral, mit dem, was der Mensch tun soll, sondern mit den Taten Gottes« (Chefredakteur Schönborn). Und dies ist für eine Institution, die ihre *raison d'être* nicht aus Menschenwerk bezieht, auch völlig in Ordnung.

Das Skandalon des Glaubens erfordert gerade, wie Meister Eckhart verkündete, daß der Mensch seine Seele (oder mit Paulus: »sein Herz«) leerräumt von allen weltlichen Belangen.[10] Die Fülle des Glaubens – das Mysterium der Menschwerdung – setzt ein mit einem Herzen, das sich frei macht, zu hören auf die fremde Botschaft, die es weder begreifen kann noch theologisch zu positivieren, zu rationalisieren vermag. Nicht umsonst ist alle große Mystik immer auch »negative Theologie«. Gott ist größer als alle Begriffe der Theologie, als alle kirchlichen Symbola.[11] Doch eben dies – eine Konfrontation mit dem beständigen Skandal der christlichen Glaubensbotschaft – leistet der Katechismus nicht. So kann es übrigens auch nicht verwundern, daß bei aller Fülle der Referenzen gerade die mystische Tradition weitgehend fehlt. Man wird im Register vergeblich nach dem Namen eines Meister Eckhart oder Johannes Tauler suchen – immerhin haben es einige wenige heilige Frauen, Sancta Theresa von Avila und Theresa von Lisieux, auch als Mystikerinnen zur Ehre der Zitate geschafft.

Wirklich nur am Rande: Daß auch ansonsten der Katechismus eine reine Männersache ist, versteht sich ja sozusagen von selbst. Nur neun weibliche Stimmen sind in den Chor der Kirchenväter aufgenommen worden, darunter auch die beiden Politikerinnen Katharina von Siena

und Jeanne d'Arc. Als Kompensation ist dann freilich die allerheiligste Jungfrau und Gottesmutter nahezu allgegenwärtig. Vielleicht verdanken sich diese marianischen Perlen in einer ansonsten (mit Ausnahme des vierten Teils zum christlichen Gebet) recht wenig enthusiastischen Prosa aber auch – ebenso wie die immerhin 138 (!) Zitate aus dem segensreichen lehramtlichen Wirken des Generalsekretärs Wojtyla – dem taktischen Geschick des bischöflichen Autorenkollektivs. Christologisch relevanten dogmatischen Schaden wird man damit schließlich kaum anrichten können; schlechtestenfalls produziert man noch etwas Redundanz.[12] Aber man trifft das *feeling* des Chefs. Sicher ist sicher. Eben – dieser mütterlichen Jungfrau (»tota pulchra es«) und siegreichen Patronin Polens hatte bei Amtsantritt der aktuelle Stellvertreter ihres Filius bekanntlich sein Pontifikat unterstellt.[13]

Doch der neue Katechismus strotzt auch ansonsten vor römischer Versicherungsmentalität. Er (er)fordert nicht die Offenheit der Seelen, sondern präsentiert eine Fülle von Referenzen. Kein Glaubensschock, keine Provokation, keine *Metanoia*, kein Ruf zur radikalen Umkehr. Das ist kein Wegweiser zu jenem, der von sich sagte, er sei Weg, Wahrheit und Leben. Weder Fisch noch Fleisch – weder Katechese noch Apologie.[14] Die intensiven Konsultationen haben vielmehr ein juridisches Meisterwerk innerhierarchischer Diplomatie zustandegebracht: Selbst die päpstliche Unfehlbarkeit des »Haupts des Kollegium der Bischöfe«, also die monarchische Konterrevolution des Vaticanum I, kommt heuer gut verpackt, kollegial und quasi beiläufig daher (*KKK*, 262) – Joseph de Maistre und Pius IX. würden sich im Grabe umdrehen. Wer aber nicht bereits vorgewarnt ist durch Küng oder andere Protestanten, schluckt die Pille und merkt es zunächst überhaupt nicht. Und bei der nächsten lehramtlichen Verkündigung des Papstes wider die Pille tritt die solcherart gewonnene Katechetin dann wieder aus.

4. Wesen und Wahrheit

Oder aber: was ist mit der »Transsubstantiation« von Brot und Wein beim Abendmahl? Über diese Frage haben sich jahrhundertelang die besten Geister des Abendlandes ihre Köpfe zerbrochen. Immerhin sind darum dereinst gerechte katholische Kriege ausgefochten worden: im 16. Jahrhundert zur selben Zeit, als der letzte römische Weltkatechismus in Druck ging. Da will man doch wissen, was dieselbe Institution heute dazu als verbindliche Glaubenslehre ausgibt.

Um es gleich zu sagen: nichts genaues. Die »wahrhafte, wesenhafte und substanzhafte« Gegenwart von Jesus – im Einzelnen: 1. von Fleisch

und Blut des Herrn, 2. von Christi *Logos* und *Psyche*, seiner Gottheit und Menschheit, 3. seines menschlichen Leibes und seiner menschlichen Seele – in den »Gestalten« von Wein und Brot wird im neuen Katechismus überhaupt nicht mehr erläutert. Sie wird vielmehr mit einer Fülle von Zitaten überschüttet und persuasiv »eingebettet« in die vielfältigen Formen der Anwesenheit Gottes in Seiner Kirche (*KKK*, 1373-1381).

Ich deute diese performative Redundanz als Pädagogik der schleichenden Überredung. Das anstößige Dogma soll sozusagen indirekt – oder auch durch Ermüdung – an den Mann und die Frau gebracht werden: *Wenn* man nämlich schon (und darauf scheinen die Autoren des Katechismus zu spekulieren) wie die meisten Christen gleich welcher Konfession an die mannigfache Präsenz Christi in Seiner Gemeinde glaubt – im Band der Liebe, im neuen Bunde priesterlicher Brüderschaft, als symbolische Präsenz, Anwesenheit des Herrn im gemeinschaftlichen Gebet und in der sakramentalen Feier –, *dann* wird man ja wohl auch mit Thomas von Aquin in der hl. Eucharistie »gleichsam die Vollendung des geistigen Lebens und das Ziel aller Sakramente« erblicken dürfen (*Summa theologica*, III, 73, 3). Und somit hat man dann auch die Lehre von der Verwandlung von Brot und Wein beim Abendmahl *so gut wie* geschluckt: einfach als eine weitere sakramentale Form der Anwesenheit dessen, in dessen Namen wir uns versammeln. Auch im eucharistischen Sakrament wird uns Christus schließlich »gegenwärtig« – und dann geht der Satz aber weiter: »durch die *Verwandlung* des Brotes und des Weines in den Leib und das Blut Christi« (*KKK*, 1375).

Und so finden wir dann im neuen Katechismus friedlich nebeneinander sowohl die harte, anstößige Version der Transsubstantiationslehre, wie sie in den heiligen Kriegen der Gegenreformation vom tridentinischen Konzil festgeklopft wurde, als auch die erbauliche, weichere Fassung des zweiten Vaticanum. Nach der ersten Version ist die Transsubstantiation total, und sie gilt *exklusiv* für das Meßsakrament: »In jeder der Gestalten [Brot und Wein nach der Wandlung] und jedem ihrer Teile ist der ganze Christus enthalten, so daß das Brechen des Brotes Christus nicht teilt« (Tridentinum, Dekret über die Sakramente, 1547). Das zweite vatikanische Konzil hingegen bemühte sich um weitaus konziliantere Redeweisen. So wird für den Modernisten Paul VI. die Gegenwart Christi im eucharistischen Sakrament gerade *nicht* »ausschlußweise ›wirklich‹ genannt, als ob die anderen [Weisen der Gegenwart des Herrn: in Gebet, in Gestalt der Nächsten und Armen, in Gestalt des priesterlichen Dienstes usw.] nicht ›wirklich‹ seien, sondern vorzugsweise, weil sie *substantiell* ist« (Enzyklika *Mysterium Fidei*, 1965).

Aber – im Ernst – wenn *alle* Weisen der Gegenwart Christi, symbolische Feier, christliches Gebet, kirchliche Gemeinde und sonstige liturgi-

sche Erinnerung, »wirklich« sind, warum dann soviel Aufhebens um die Transsubstantiation in der hl. Messe? Wenn *alle* Sakramente als »Realsymbole welthafter Gottesbegegnungen« und »kommunikative Handlungen der Kirche« (Arno Schilson)[15] die Gegenwart Christi evozieren, worin unterscheidet sich nun die »substantiell« wirkliche Anwesenheit Christi in der eucharistischen Wandlung von seiner »nur« wirklichen Anwesenheit in sonstiger sakramentaler Präsenz? Denn jede – individuelle oder kollektive – Begegnung mit der Gegenwart Gottes ist ja wohl »einzigartig« (*KKK*, 377). Warum also ist die Eucharistie einzigartiger als diese anderen?

Wenn der katholische Katechismus weiterhin den Begriff der Transsubstantiation als verbindliches Dogma vorschreiben will, dann muß er Gläubigen und Ungläubigen schon genauer sagen, was er damit meint. Was passiert denn nun bei der Wandlung, nach dem Klingelzeichen, während des *Hoc est enim corpus meus* in der Feier der heiligen Eucharistie? Bleibt die empirische Natur von Brot und Wein bestehen? Oder ist, wenn ein Stück der Hostie zu Boden fällt, damit auch der Herr Jesus in den Schmutz gefallen? Ist es eine Todsünde, sich beim Abendmahl zu verschlucken? Oder spielt das alles keine entscheidende Rolle für das Gelingen des »Opfergedächtnisses Christi und seines Leibes der Kirche« (*KKK*, 1362 und Umfeld)? Wir tun dies ja zu Seinem Gedächtnis, als symbolische Feier der Gemeinde, wie dies weiland schon die Schweizer Reformatoren meinten.

Statt sich wortreich hinter Ambrosius' und Chrysostomus' Hinweisen auf Gottvaters/Christi/des hl. Geistes »Allmacht« zu verstecken (*KKK*, 1375), hätte das Lehramt lieber Klartext reden sollen: Was müssen wir nun glauben? Die *soft version* von Paul VI. oder den *hard core* der thomistischen Metaphysik? Denn offensichtlich ergibt die ganze Geschichte von der Transsubstantiation nur dann dogmatischen Sinn, wenn wir gleichzeitig auch die aristotelische Substanzenlehre des hl. Thomas voraussetzen[16]: wenn wir Substanz *versus* Akzidenz setzen und damit nur in der Substanz ihr wahres Wesen lokalisieren, m. a. W. ihre *essentia* (»sofern ein Seiendes durch es und in ihm ein Sein hat«) jenseits der bloß empirisch-phänomenalen Welt annehmen: *essentia vere et proprie est in substantiis.*[17] Wenn also im Sakrament der Eucharistie unser Herr Christus »selber wesenhaft *(essentialiter)* enthalten ist, während die anderen Sakramente [nur] eine gewisse werkzeugliche *virtus* enthalten« (*s. th.*, III, 65, 3), dann heißt das: Wahrhaftes, wesenhaftes Sein kommt beim Abendmahl nur den total verwandelten Substanzen, Leib und Blut des Herrn zu; und die weiter bestehende empirische Faktizität von Brot und Wein, ihre sinnliche Erfahrbarkeit (Geschmack, Gewicht, Größe und Form), hat daher *keinen* »wirklichen« Bestand im Sein. Wir essen Gott in

der hl. Kommunion – den Meßwein trinken die Ministranten nur heimlich in der Sakristei, vor der Wandlung.

5. Himmel und Hölle

Bei aller Fülle des Textes fällt jeden gläubigen Leser Traurigkeit an, wenn das Dreifaltigkeitsdogma und die Lehre von der gottmenschlichen Doppelnatur des fleischgewordenen *Logos* trocken herunterdekliniert wird: Eine Substanz – drei Hypostasen (Personen) – ihre innige Beziehung. Lieblos, ohne Verwunderung oder Neugier – keine Spur von Skandal. Viel Kleingedrucktes informiert uns zwar über die diversen »Häresien« (Monophysitismus, Arianismus, gnostischer Doketismus, Nestorianismus etc. pp.) der ersten christlichen Jahrhunderte, die am laufenden Bande Schismen produzierten und serienweise Konzile lahmlegten. All das kann man in jedem kirchengeschichtlichen Lexikon besser nachlesen. Eine echte Konfrontation mit all diesen Häresien – ja, mit dem einsichtigen Vorwurf etwa des Islam, die Christenheit betreibe unter dem Signum des Mysteriums von der *Trinitas* im Grunde Vielgötterei – findet hingegen überhaupt nicht statt.[18]

Ein Beispiel: Der große Alexandriner Origenes, der allererste Systematiker einer Begegnung zwischen hebräisch-monotheistischem Erbe und hellenischem Logos, der sich aus Liebe zum Logos selbst entmannte (Matth. 19.12: Wer es fassen kann, der fasse es), wird zwar mit allerlei netten Homilien auch unter den Kirchenvätern aufgeführt. Kein Wort davon aber, daß er in seiner Fundamental-Theo-*Logie* eine saubere funktionale Arbeitsteilung der drei göttlichen Personen vorgeschlagen hat: der Vater JAHWE, »Ich bin der ich bin«, als *Onto*-Logos, als Grund allen geschöpflichen Seins; Sohn Christus als *Logos* spezialisiert auf die vernünftigen und damit (als freie Geschöpfe) auch fehlbaren Wesen (Menschen und Geister); der Heilige Geist aber zuständig für die Heiligen, sprich Menschen und Engel, und spezialisiert auf die Funktion der *Gnade* (Origenes, *Peri Archon*, 1.3).

Überhaupt – ach, die Gnadenlehre, das Skandalon von der Prädestination der Menschen zu ewiger Seligkeit oder Verdammnis: Wird die Mehrheit der vernunftbegabten sichtbaren Geschöpfe wahrhaftig als »Sünden- und Sünderhaufen« auf ewig nur zum »Gefäße der Schande« taugen (Augustin, *De diversis quaestionibus ad Simplicianum*, 1, 2) und in der Hölle des »unauslöschlichen Feuers« (*KKK*, 1034) braten? Hat GOTT in seiner unbegreiflichen Weisheit und Allmacht für die Mehrzahl Seiner menschlichen Ebenbilder dies traurige Geschick von Anbeginn an gewußt oder gewollt? Folgt also aus dem Umstand der Erbsünde (Röm.

5,12) wahrhaft, daß *alle* Menschen in Adam gesündigt haben, so daß wir alle »in die Sünde Adams verwickelt« sind (*KKK*, 402) – und somit das Gute aus eigener Kraft gar nicht wollen können? Ist demnach der rechte, »positiv« freie Wille zum Guten, der (eine erwählte Minderheit von) uns Menschen der Erlösung teilhaftig werden läßt, nur und ausschließlich der Wirkkraft unverdienter göttlicher Gnade geschuldet?[19] Oder aber: Werden auch die Sünder dereinst im ewigen Kreislauf von Schöpfung, Fall und Erlösung, von Emanation und Rückkehr des Logos, der ewigen Seligkeit teilhaftig werden? Dies nämlich wußte nicht nur – im dritten Jahrhundert nach der Fleischwerdung des Wortes – ein Origenes. Das vermutete sogar gestern noch der ja mit dem Papst in besten Beziehungen stehende, mittlerweile verstorbene Theologe Hans Urs von Balthasar (»Es gibt zwar die Hölle – aber sie ist leer«) und vertritt heute der Holländer Edward Schillebeecks. Zugegeben, letzterer ist etwas weniger gelitten im Vatikan.

Um das Skandalon der Theodizee, also die Frage »Warum läßt der allmächtige und allwissende Gott das radikal Böse zu?« mögen sich Hans Jonas (»Der Gottesbegriff nach Auschwitz«) oder heute Sergio Quinzio den Kopf zerbrechen[20]; der Katechismus erledigt dieses metaphysische Drama in wenigen Paragraphen (und vielen Querverweisen) mit dem billigen Hinweis auf die Freiheit. Schließlich seien die Menschen (und die Engel) »intelligente und freie Geschöpfe«, die also auch irren und sündigen können. »So ist das moralische Übel auf die Welt gekommen, das unvergleichlich schlimmer ist als das physische Übel.« Die Firma jedenfalls haftet nicht: »Gott ist auf keine Weise, weder direkt noch indirekt, die Ursache des moralischen Übels. Er läßt es jedoch zu, da er die Freiheit seines Geschöpfes achtet, und er weiß auf geheimnisvolle Weise Gutes daraus zu ziehen« (*KKK*, 311). Der Mensch fragt die heilige katholische Kirche nach dem Grund unermeßlicher Leiden. Die Antwort: Zurück an den Absender. Das apostolische Lehramt antwortet mit »heilsökonomischen« Leerformeln. Wer es fassen kann, der fasse es. Der Katechismus verweist hierzu pikanterweise gleichzeitig auf Augustin und Thomas – also die beiden kirchengeschichtlich konträren Paradigmen beim Begreifen von Gnade und Sünde. *Anything goes?*

So wird zwar beiläufig die Prädestination verneint (*KKK*, 1037), aber dann doch nicht die Hölle. Diese jedoch bleibt, auf die dürre Begriffsschrift der »Gottferne« gebracht (*KKK*, 1035), reichlich farblos. Wie auch der Teufel selbst (*KKK*, 391) – und umgekehrt die Engel, Geister und sonstigen »nichtsichtbaren Geschöpfe«.[21] Diese »geistigen, körperlosen« Dienstleister Gottes und »Vollstrecker seiner Befehle« werden – obwohl sie doch immerhin »personale und unsterbliche Wesen« sind – in liebloser Pflichtübung in drei Paragraphen knapp andefiniert (*KKK*, 328-330) und

dann in sechs weiteren entsorgt. Das christliche Leben im Glauben soll zwar schon hinieden »an der glücklichen Gemeinschaft der in Gott vereinten Engel« teilhaben (*KKK*, 336), aber was sollen wir mit einer Personengruppe anfangen, von der wir weder Namen noch Geschlecht noch Funktion erfahren? Als ob es in der kirchlichen Weisheit nicht genug hochinteressante Geschichten von den himmlischen Heerscharen gäbe (Stellen unter *KKK*, 332, 333).[22] Wie »evangelisieren« denn die Engel (*KKK*, 333)? Jeder von uns hat, wie wir erfahren, seinen eigenen Schutzengel (*KKK*, 335). Gibt es ergo auch eine Bevölkerungsexplosion im Himmel? Oder können Engel in ihrer »überragenden« Vollkommenheit im Lauf der Heilsgeschichte auch mehrere »sichtbare« Erdenbürger übernehmen, sich vielleicht gar auf besondere Versuchungen und Gefahren spezialisieren? Läßt sich die englische Dienstleistungsökonomie rationalisieren? Gibt es vielleicht eine Arbeitsteilung mit Fürbittern und Schutzheiligen? Fragen über Fragen – der Katechismus gibt uns keine Antwort.

Und was ist mit Maria: Ist ihre Verkündigung (Sie erinnern sich: Erzengel Gabriel brachte die gute Nachricht) ihr einziger Kontakt mit der englischen Welt? Immerhin ist sie leiblich in den Himmel aufgefahren: wie kommuniziert sie jetzt mit den reinen Geistwesen? (Wir werden aber noch sehen, wie umgekehrt die Engel mit ihr verfahren sind.) Und was ist mit den Cherubim und Seraphim? Den sieben Himmeln (Irenäus, *Epid.*, 9)? Nicht mal einen Registereintrag sind sie wert. Warum die Engel dann nicht lieber gleich weglassen? Das geht aus einem einfachen Grunde nicht: Die Kirche nämlich ist mit ihnen vereint (*KKK*, 335). Die Engel – körper- und funktionslos, wie sie im neuen Katechismus daherkommen, »ihrem ganzen Sein nach Diener und Boten« – verkörpern auch den Geist dieses Kompendiums, reines Medium ohne message, ohne story. Die Engel sind des Katechismus software.

6. *Textverarbeitung*

Der Papst und seine Verleger verweisen nicht ohne Stolz auf die »neue Weise« (Wojtyla), ja »Systematik« der Darstellung, welche »zugleich ein flüssiges Lesen ermöglichen soll« (so das Lektorat): Gliederung des Textes durch acht tiefgestaffelte Typen von Überschriften, vierzigseitiges Inhaltsverzeichnis (»Dieses macht die Logik des Textes sehr transparent«, wird uns versprochen), Kurztexte mit Raster unterlegt, Querverweise, Randziffern, international standardisiert, ausführliches Sach- und Zitaten-Register (*summa summarum* gut hundert Seiten). Die Engel haben gearbeitet wie die Heinzelmännchen.

Der Katechismus ist so eher eine Datenbank geworden – allerdings *ohne* Anwenderprogramm. Ein »Hilfe«-Befehl (»type ANGEL«), um im PC zum jeweiligen Stichwort der Glaubenslehre die jeweils legitim-einschlägigen Augustinus-, Thomas-, Johannes Chrysostomos-, Tertullian- (usw.) Stellen im Fenster einzublenden, wäre weitaus anwenderfreundlicher gewesen. Statt aber die angelische Diskette mitzuliefern, präsentiert sich der Katechismus als sein eigenes Benutzerhandbuch in Sachen biblischer und patristischer Zitatologie. Und er liest sich – passagenweit – mit eben diesem MS.DOS-Charme. Der Leser findet sich von Anfang an in ein Netz von 2865 Paragraphen verstrickt, mit jeweils noch weitaus mehr Zitaten und Verweisen; jeder der »nach international identischen Textziffern« durchnumerierten Paragraphen verweist auf drei, vier, fünf, viele andere Ziffern in anderen Teilen des Buchs. Die Systematik, die damit hergestellt werden soll, verheddert sich in einer »Zitatencollage«.[23] Die suchende Seele irrt im Labyrinth der Verzweigungen und Querverweise. Heraus kommt ein Text ohne Autor – aber voller Referenzen: ein Dateiverzeichnis. Ein fiktiver Text aus verarbeiteten Texten.

Und ein Text ohne Sprache: Wir *lesen* zwar einen deutschen, französischen usw. realiter existierenden Text – aber es *gilt* ein (lateinischer) Text, den es noch gar nicht gibt. Die redaktionelle Version des Katechismus war die französische Ausgabe. Diese aber ist nur die Bearbeitung eines lateinischen Originals, das – körperlos wie die Engel – noch gar nicht in schriftlicher Form faßbar vorliegt.[24] Ob die Engel vielleicht zuviel an Franzosentheorie gelesen haben? Die verbindliche Glaubenslehre der katholischen Kirche ist der konsequent verwirklichte Poststrukturalismus – *Gott ist Text*. Und natürlich auch seine Mutter.

7. Maria im Netz

So taucht, um das auch einmal vorzuführen, bereits im ersten Teil (Glaubensbekenntnis) die jungfräuliche Gottesmutter als Musterbeispiel für »den vollkommensten Glaubensgehorsam« auf (*KKK*, 148, 149). Die Engel verweisen uns hier auf gleich sechs weitere Paragraphen. Und diese betreffen dann: die »unbefleckte Empfängnis« Christi und den Gehorsam der gläubigen Jungfrau (*KKK*, 494 und Umfeld); das Gebet der Jungfrau »beim Anbruch der Fülle der Zeiten«, also der Heilsgeschichte, und ihre gehorsame Hingabe (»mir geschehe nach deinem Wort«, *KKK*, 1617 f.); des weiteren die Jungfräulichkeit der Gottesgebärerin als »Zeichen ihres Glaubens« und »ihrer ungeteilten Hingabe an den Willen Gottes« (*KKK*, 506).

Sodann wird der Gläubige verwiesen auf Mariae universale »Mutter-

schaft in der Gnadenökonomie« (*KKK*, 969 und Umfeld), also auf die heilbringenden Sondervollmachten ihrer Fürbitten für die gesamte Kirche und Menschheit auch nach ihrer leiblichen Auffahrt in den Himmel, von der wir Katholiken ja erst seit 1950 von Pius XII. *ex cathedra* wissen, daß es sich dabei um ein Dogma handelt, d. h. um eine Wahrheit, die das christliche Volk »zu einer unwiderruflichen Glaubenszustimmung verpflichtet« (siehe *KKK*, 88).

Ein weiterer Querverweis betrifft Mariens jungfräuliche Mutterschaft als *signifiant* und *signifié* der Kirche, »weil sie das Inbild der Kirche und Kirche im Vollsinn ist« (*KKK*, 507). Der nächste Verweis wiederholt (mit den Worten der dogmatischen Konstitution des zweiten Vaticanum *Lumen gentium*) diese Aussage noch etwas sinn(bild)licher, indem er betont, daß »die Kirche in der seligsten Jungfrau Maria schon zur Vollkommenheit gelangt ist, in der sie ohne Makel und Runzel ist« (*KKK*, 829), während sich die Christgläubigen unter der apostolischen Führung von Hierarchie und Lehramt natürlich permanent weiter um Heiligkeit und die Beseitigung von heilsökonomischer Zellulitis bemühen müssen – »und daher erheben sie ihre Augen zu Maria«.

An den entsprechenden Stellen finden sich dann weitere Marienverweise in Potenz: Maria als Braut, Maria und die heilige Familie, Maria als neue Eva, Mariae Berufung schon im Alten Bund »durch die Sendung heiliger Frauen vorbereitet« (*KKK*, 489) etc. pp. Hier sei noch der Paragraph 972 erwähnt, der die engelhafte Spiritualisierung der Mutterschaft Mariens auf den Begriff bringt: »Maria – eine eschatologische Ikone der Kirche«.

Und all das ist mit Zitaten von Kirchenvätern und Konzilstexten quer durch zwei Jahrtausende nur so gespickt und bringt den Katechismus zu seiner papiernen Fülle. Vom »flüssigen Lesen« (so das Lektorat) kann da kaum die Rede sein – und in der Tat empfiehlt ein Schweizer Bischof auch gleich, lieber mit dem letzten Teil (Das christliche Gebet) anzufangen: Wer bereits gutgläubig ist, mag hier nur noch die rechte Stimmung suchen und finden.

8. Ökumenische Nullsumme

Um noch bei den Referenzen zu bleiben: Die erwähnte Ankündigung des Papstes, der Katechismus solle auch »den ökumenischen Bemühungen, die den heiligen Wunsch nach Einheit aller Christen pflegen, eine Stütze bieten«, ist – günstigstenfalls – ein *sehr* frommer Wunsch. Welche Handhabe nämlich sollen ökumenische Bemühungen in einem christlichen Katechismus finden, in dessen Namensregister zwar der »kirchliche

Schriftsteller« Cicero auftaucht, aber kein Calvin? Jeanne d'Arc – aber nicht Luther? Der hl. Idiot Jean Marie Baptiste Vianney (Pfarrer von Ars) – aber natürlich kein Pascal oder Kierkegaard? Die Liturgie des hl. Johannes Chrysostomus – aber kein Schleiermacher? Auch den Jansenismus (im Register zwischen »Jähzorn« und »Jesus«), den Protestantismus (zwischen »Prostitution« und »Psalmen«) oder die Reformation (zwischen »Rechtfertigung« und »Reinheit des Herzens«) braucht man erst gar nicht zu suchen: Es gibt sie für das katholische Lehramt nicht, was natürlich das Problem der verbleibenden Ökumene ziemlich erleichtert. Jedenfalls theologisch.

Diese findet dann nämlich nur noch unter Brüdern der apostolischen Sukzession statt – also mit den Ostkirchen: »Die Gemeinschaft mit den orthodoxen Kirchen ist so tief, daß ihr (nach den Worten Pauls VI.) nur wenig fehlt, um zu der Fülle zu gelangen, die zu einer gemeinsamen Feier der Eucharistie des Herrn berechtigt« (*KKK*, 835). Eine thematische Öffnung im neuen Katechismus der *Una Sancta* ist so allenfalls gegenüber der Tradition der orthodoxen Ostkirchen festzustellen – genauer gesagt: einer bereits durch die ersten fünf »ökumenischen« Konzilien (bis Konstantinopel, 553 n. Chr.) um alle östlichen Heterodoxien, Häresien und theologischen Skandala bereinigten Orthodoxie. Diese ist freilich ohnehin eher österliche Liturgie als schöpferischer Logos, eher Volksfrömmigkeit als Verkündigung.

Weit haben römisches Kardinals- und Redaktionskollegium daher die Bilder- und Schatzkammer der Ostkirche geöffnet, und zu jedem theologischen Paradox findet sich dann – statt einer Konfrontation mit dem Ärgernis – ein hübsches Gleichnis aus den *orationes* und Homilien der beiden hl. Gregors (von Nazianz und von Nyssa), von Johannes Goldmund, Isaak von Ninive, Clemens von Alexandrien. Probleme mit dem Dreifaltigkeitsdogma? Man nehme Gregor von Nazianz: »Kaum habe ich begonnen, an die Einheit zu denken, und schon taucht die Dreifaltigkeit mich in ihren Glanz. Kaum habe ich begonnen, an die Dreifaltigkeit zu denken, und schon überwältigt mich wieder die Einheit« (*KKK*, 256).

Einige verbleibende theo- und ekklesiologische Sonderfragen müßten sich mit solcher Panegyrik doch auch heute wieder regeln lassen – jetzt also, wo die Kirche Europas nach ihrer Befreiung im Osten »wieder mit beiden Lungen atmen kann«[25] – Problemchen, als da sind das *filioque* (*KKK*, 246, 247): Geht der Heilige Geist hervor »aus dem Vater *und dem Sohn*«? Sodann der päpstliche Jurisdiktionsprimat (*KKK*, 834): Warum, o pfingstlicher Pluralismus der Zungen, muß ausgerechnet der Bischof von Rom »den Vorsitz in der Liebe führen« (Ignatius von Antiochien)? Und was ist mit der päpstlichen Unfehlbarkeit »in Fragen des Glaubens und

der Sitten« (*KKK*, 890), also jenem alle Christgläubigen zum unbedingten Gehorsam verpflichtenden Amtscharisma auf Wahrheit, das der Römische Bischof »kraft seines Amtes als oberster Hirt und Lehrer« *ex cathedra* ausübt und das »so weit reicht wie die Hinterlassenschaft der göttlichen Offenbarung« (*KKK*, 891)?

Denn Johannes Paul II., der multimediale Weltreisende und CNN-Charismatiker, der theologische Antikapitalist von *Centesimus Annus* und marianische Feminist von *Mulierem Dignitatis*, ist und bleibt ekklesiologisch – und als Pole! – ein altbackener Alteuropäer. Sein ökumenisches Modell heißt immer noch Florenz-Ferrara (1439 n. Chr.): also jenes kurzlebige unionistische Konzil, als sich der byzantinisch-orthodoxe Kaiser und die römisch-katholische Hierarchie unter dem Eindruck des osmanischen Vormarsches auf dem Balkan auf die Überwindung des ost-westlichen Schismas einigen konnten. Selbstverständlich zu den Bedingungen des päpstlichen Primats: Der Vatikan machte damals Kaiser Johannes VIII. Palaiologos ein Angebot, das dieser nicht ablehnen konnte. Als aber nach dem Fall Konstantinopels Mehmet der Eroberer der orthodoxen Kirche eine weitaus tolerantere Autonomie einräumte (die Selbstverwaltung nichtmuslimischer Religionsgemeinschaften, das sog. *millet*-System), wurde diese provinzielle West- und Rest-Oströmische »Ökumene« auch schnell gegenstandslos.

Daß es heute aber gerade die politisch-institutionelle Selbstherrschaft, die »Autokephalie« der Ostkirchen ist, auf die es den diversen orthodox-nationalistischen Kirchen im ehemaligen, in ethnische Spannungen und Volkskriege verwickelten Ostblock vor allem ankommt, mag einem weströmisch-universalistischen Polen leicht aus dem Blickfeld rücken. Dessen Evangelisierungsoffensiven gen Osten wecken zudem bei den Metropoliten im »Dritten Rom« Moskau nur die trübe Erinnerung an das katholische *go East* der polnisch-litauischen Großmacht aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Die einzige Ökumene also, die im Katechismus überhaupt theologische Handhaben findet, ist kirchendiplomatisch längst blockiert. Vor 1989 stand zwischen West- und Ostrom weniger das *filioque* als vielmehr der KGB[26]; danach scheiterte schon die gesamteuropäische Bischofskonferenz vom November 1991 am nationalen Reflex der russischen und anderer orthodoxer Hierarchien. Nicht zuletzt der serbischen Orthodoxie. Daran werden auch noch so salomonische vatikanische Instruktionen zur Ost-Ökumene wenig ändern können.[27]

Das Himmelreich auf Erden hat Gott begründet, »indem er die Menschen um seinen Sohn, Jesus Christus, sammelt. Dieser Zusammenschluß ist die Kirche; sie stellt ›Keim und Anfang‹ des Reiches Gottes auf Erden dar« (*KKK*, 542). In ihrer »tiefen, letzten Identität« ist sie somit je schon einig, heilig, katholisch und Apostolisch (*KKK*, 865). Außerhalb ihrer ist kein Heil (*KKK*, 846), und darum ist sie ja von der »Liebe Gottes« (*KKK*, 851) zur Mission berufen, wenngleich hie und da zwischen den Zeilen deutlich werden mag, daß auch die Kirche an den Fehlbarkeiten der sichtbaren Menschenwelt teilhat und darum bis zum »Ende der Zeiten« (*KKK*, 1042) um besagte Einheit und Heiligkeit, ihre Katholizität und ihren apostolischen Charakter stets neu ringen muß. Aber das sind Binnenprobleme der »pilgernden Kirche«, die »die Einheit des Menschengeschlechtes« bereits jetzt als ihr »Sakrament« verkörpert (*KKK*, 1045).

Insofern ist es für die »schon seit dem Ursprung der Welt vorausgestaltete« (*KKK*, 760) Ekklesia logisch, daß sie sich ekklesiologisch nur mit ihrer Vorläuferin befaßt: »Die unmittelbare Vorbereitung [der Sammlung des Gottesvolks] beginnt mit der Erwählung Israels zum Gottesvolk«, nämlich mit dem Alten Bunde als dem »Zeichen der künftigen Sammlung aller Nationen« (*KKK*, 762), der ganz im Geiste des Vaticanum II in einer für die katholische Tradition in der Tat neuen Ernsthaftigkeit gewürdigt wird: als unübersteigbarer und unwiderruflicher Horizont des Anfangs der christlichen Heilsgeschichte. »Im Unterschied zu den anderen nichtchristlichen Religionen ist der jüdische Glaube schon Antwort auf die Offenbarung Gottes im Alten Bund« (*KKK*, 839).

In allen Kapiteln – ob es sich nun um die Stufen der Offenbarung Gottes handelt, den Kanon der Heiligen Schrift, den Gehorsam Abrahams (und Mariae), den Namen des dreieinigen Gottes, das österliche bzw. Pascha-Mysterium ... bis hin zum Gebet im Alten Bunde – wird die jüdische Gotteserfahrung als zentrale und unüberholbare Inspiration der römischen Christenheit aufgeführt.[28] Und natürlich werden heute endlich auch in Rom die Juden und das Volk von Jerusalem von jeder »Kollektivverantwortung« für den Tod Jesu exkulpiert (*KKK*, 597). Spät? Heilsökonomisch ist es nie zu spät: Es schadet der apostolischen Kirche gewiß nichts, diese Wahrheiten lehramtlich zu bekräftigen und zu wiederholen. Das katholische Schuldbekenntnis für die kirchliche Mitverantwortung am christlichen Antijudaismus hätte allerdings doch ein wenig deutlicher ausfallen können.

Was aber ist mit der anderen monotheistischen Buchreligion, dem Islam, für den bekanntlich die jüdische *und* die christliche Religion beide nur Vorstufen sind, deren relative Wahrheit im Koran enthalten und aufgehoben ist?[29] Generös wird den Muslimen in diesem 800-seitigen Kompendium in 5 (fünf) Zeilen mit einem Zitat aus *Lumen gentium* zwar zugestanden, daß sich die Heilsabsicht des Schöpfers auch auf sie richte – da sie »mit uns den einzigen Gott anbeten, den barmherzigen, der die Menschen am Jüngsten Tag richten wird«! – aber das war's dann (*KKK*, 841). Die Engel sind offenbar noch nie einem leibhaftigen Moslem begegnet.

Auf Erden sieht es etwas anders aus: Der Islam ist nämlich heute bekanntlich neben den protestantischen »Sekten« und Freikirchen, Pfingstlern, Baptisten und Evangelikalen die Weltreligion mit den meisten Bekehrungserfolgen. Das weiterhin kontinuierliche weltweite Wachstum des katholischen Gottesvolkes verdankt sich hingegen weniger erfolgreicher Mission als dem simplen Faktum der Demographie, d. h. dem Bevölkerungswachstum, vor allem des bislang noch katholischen lateinamerikanischen Subkontinents.

Schon aus diesem Grunde muß sich die *Una sancta*, die schließlich weiß, daß ihre Zukunft in der Dritten Welt liegt, mit aller Macht gegen die medizinische, künstliche, mithin »objektiv widersprüchliche« Empfängnisverhütung verwahren (*KKK*, 2370). Würde sie sich nämlich in ihrer »maßgebenden Sittenlehre« den Wünschen der katholisch die Pille praktizierenden Frauen beugen, also den in den lateineuropäischen Herzländern des Katholizismus längst eingefahrenen Geburtenrückgang auch für die Dritte Welt legitimieren, dann wäre es bald mit dem »natürlichen Wachstum« der katholischen Christenheit vorbei. Die katholische Missio müßte sich vielmehr in den Konkurrenzkampf um *service* und *community*, um Brot und Seelen einlassen, in dem schon heute in Lateinamerika und Ostasien Adventisten und Baptisten den durch ihre römische Zentrale arg gehandikapten Befreiungstheologen das Wasser abgraben.

Die Missio erwächst aus dem Universalismus der Frohen Botschaft; der Missionsauftrag ist nachgerade »eine Forderung der Katholizität der Kirche« (*KKK*, 849). Gehet hin in alle Welt? Schön und gut – aber mit wem soll der Heilige Geist, »wahrlich die Hauptperson für die ganze kirchliche Sendung« (*KKK*, 852), denn da noch seinen »respektvollen Dialog« (*KKK*, 856) halten, wenn der islamische Radikalismus und der protestantische Fundamentalismus in seinem Raster nicht einmal auftauchen? Diese beiden *aktiven* Wachstumsbranchen des Monotheismus

nämlich – »der konservative Islam und der konservative Protestantismus« – sind die beiden »wahrhaft globalen Bewegungen von enormer religiöser Vitalität« im heutigen Panorama der Weltreligionen (Berger). Beide können zudem auch als Formen einer indirekten, paradoxen, aber operativen Modernisierung des religiösen Bewußtseins in der vormals Dritten Welt beschrieben werden: die calvinistische Ethik protestantischer *congregations* nicht nur in den lateinamerikanischen Schwellenländern der kapitalistischen Weltökonomie, sondern auch unter den aufstiegsbewußten Eliten und Fachkräften der dynamischen »kleinen Drachen« Ostasiens – und ein rigider »schriftgläubiger und puritanischer Islam« (Gellner), der den zwangsmodernisierten Massen Afrikas jenseits ihrer zerstörten alten, tribalen Welt eine neue Gesetzesethik und innengeleitete Orientierungsmuster anzubieten vermag.[30]

Wie immer man deren aktive Mission und häufig aggressive Konkurrenz auch bewerten mag, die katholische Kirche, noch Marktführerin der Heilsbotschaft in der wachsenden Weltbevölkerung, sollte die weltverändernde Kraft religiöser Puritaner auch theologisch ernstnehmen. Schon einmal – vor einem halben Jahrtausend – haben weiland Thomisten und Jesuiten die Jünger Calvins und Muhammeds unterschätzt. Heute sind die Jesuiten, die seitdem klüger geworden sind, innerkirchlich entmachtet (Ignatius von Loyola wird daher im Katechismus auch nur dreimal zitiert). Der Chefredakteur des Katechismus ist Dominikaner und hat somit auch viele schöne Thomas-Zitate in den Thesaurus eingespeist; in Sachen *missio* hat er offenbar nichts hinzugelernt.

11. Alte Moral und neuer Schrecken

Das Programm ist eingerichtet. Die Engel schlafen. Der Katechismus präsentiert uns Gläubigen wie Ungläubigen eine nur noch mit der eigenen Tradition befaßte – auf soziologisch: »selbstreferentiell« gewordene – Kirche der Texte, Codices und Canones. Die Glaubens- und dann erst recht die Sittenlehre bleibt weiterhin römisch verrechtlicht. Doch schweigen wir von der Moral, der sittlichen Berufung des Menschen, von der menschlichen Gemeinschaft (*KKK*, Teil III). Gesellschaftliche »Strukturen der Sünde« geißeln; den perversen Selbstlauf ungehemmter weltlicher Vernunft, und zwar ebenso den kommunistischen Kollektivismus wie die Chicago-kapitalistische Vergötzung *(idolatria)* des ungebremsten Marktes, als sittliche Verfehlung an der *personalen* Natur von Gottes Ebenbild anprangern[31]; die wirtschaftsgesellschaftliche und machtpolitische Vernachlässigung der dem Menschen wesenseigenen »Offenheit zur Transzendenz« *(facultas essentialis transcendentiae)* als

Selbstentfremdung des menschlichen Wesens (bzw. »anthropologischen Irrtum«) herausstellen; und auf die ökologischen Pflichten zur Bewahrung der Schöpfung als der göttlichen »Urschenkung« *(donatio primigenita)* an den Menschen hinweisen...: all das kann Karol »Savonarola« Wojtyla selber weitaus besser als das *KKK*-Kollektiv. In Sachen Gesellschaftspolitik sind wir schließlich vom Heiligen Stuhle in den letzten fünfzehn Jahren – mit *Laborem exercens* (1981), *Sollicitudo rei socialis* (1987) und *Centesimus Annus* (1991) – allzusehr verwöhnt worden.[32] Wir sollten darum von seinen Engeln und Dogmatik-Referenten keine Glanzleistungen erwarten. Da waren halt juristische Ableiter am Werke.

Immerhin erwähnt sei noch die sechsseitige gut thomistische Stichwortsammlung zum »sittlichen Gesetz« als »Werk der göttlichen Weisheit« (*KKK*, 1950-1986), die hermeneutisch gesehen – für die Semantik lehramtlicher *traditio* – zwar instruktiv, in der Argumentationsstruktur aber irgendwie unklar bleibt. Wir erfahren eingangs zwar noch, daß »die verschiedenen Ausdrucksformen des moralischen Gesetzes alle aufeinander abgestimmt« sind – und zwar: »das ewige Gesetz, der göttliche Ursprung aller Gesetze; das natürliche Sittengesetz; das geoffenbarte Gesetz, das aus dem alten Gesetz und dem neuen Gesetz des Evangeliums besteht; schließlich die staatlichen und kirchlichen Gesetze«. Aber wie nun genau das natürliche Sittengesetz (das in Christus »seine Fülle und Einheit findet«), das mosaische »alte Gesetz« (die zehn Gebote sind uns zwar von Gott, unserem Schöpfer und Erlöser »geoffenbart«, »heilig«, »geistig« und »gut«, aber trotzdem irgendwie »noch unvollkommen« und bilden somit »auf dem Weg zum Gottesreich nur die erste Stufe«), und dann »das neue Gesetz« (»die vollendete irdische Gestalt des natürlichen und geoffenbarten Gesetzes«: Liebesgebot und evangelische Räte) untereinander und mit den staatlichen Gesetzen zusammenhängen, das bleibt doch eher ein reichlich verschwommenes Mysterium. Also auch hier: Lieber zum Original greifen (*s. th.* Ia IIae, qu. 91-97).

Die Form des Katechismus respektiert wohl noch römische und kirchliche *Jura,* aber ein Großteil der Ableitungen und der in extenso folgenden Anwendungen bleibt fiktiv. Hier rächt sich dann doch, daß die Engel auf die Zuarbeit der moraltheologischen Fakultäten so ganz verzichtet haben. Die katholische Methode, »fest im Prinzipiellen, aber flexibel in der Kasuistik« ethische Normen wie Rechtsgrundsätze herunterzudeklinieren, trifft die moralische Desorientierung der Gegenwart überhaupt nicht mehr. *A fortiori* verfehlt sie die Aufgaben von Katechese. Einerseits sind nämlich in der »Erlebnisgesellschaft« die neuen »postmoralischen Ethiken« zwar im Prinzip individualistisch, permissiv, hedonistisch motiviert – gleichzeitig jedoch gibt es im Zeitalter von *amnesty international*

und der Lichterketten durchaus einen harten Kern postkonventioneller Werte, der Menschenrechte und der moralischen Verantwortung.[33] Religionssoziologen haben hier gar von einem untergründigen »Werte-Monotheismus« gesprochen.

Die Krise der traditionellen Moral und die Entstehung neuer moralischer Muster auch der neuen Generationen wird aber nicht primär als eine quasi-juridische Anwendungsfrage erlebt. Sie ist eine Wahrnehmungsfrage: Was bedeutet es, die Heiligkeit des Lebens, den menschlichen Wert auch vorpersonalen Lebens (des Embryos im Mutterleibe) anzuerkennen?[34] Oder: Wer denn ist mein Nächster? Für wen bin ich denn – persönlich – verantwortlich? Der katholische Hinweis auf das Naturrecht, das »die wohlhabenderen Nationen verpflichtet, soweit es ihnen möglich ist, Ausländer aufzunehmen«, ist gerade heute lobens- und beherzigenswert. Doch wer stellt fest, was unseren Ländern »möglich« ist: der Volkswille?[35] Die Experten? Die Medien? Oder die Wissenschaft?

Schweigen wir also von der kirchlichen Morallehre! Der Katechismus müßte doch den anthropologischen Schock, den die heutige wissenschaftlich-technische Entwicklung mit sich bringt, überhaupt erst einmal *wahr*-nehmen. Skandalon der Schöpfung: Heute sehen sich Menschen – also Ebenbilder Gottes nach christlicher Lehre – mit Fragen konfrontiert, die wir in der Bibel nur im Schöpfungsbericht finden: die Welt zu schaffen oder die ökologische Nische des *homo sapiens* abzuschaffen? Leiden hinzunehmen – als Frucht der Erbsünde – oder zukünftige Menschengenerationen zu »programmieren«? Ihr werdet sein wie Gott.

Und Gott sah, daß alles gut war. Das »prometheische Gefälle« (Günther Anders) der wissenschaftlich-technischen Zivilisation wird heute von seiner Kirche nicht voller Erschrecken wahrgenommen. Es wird in die Routine römischer Paragraphen eingebaut und dann (in der Regel) verboten oder aber in Gummiklauseln neutralisiert. Wie am Anfang des Katechismus kein Erschrecken des Menschen ob des fremden Rufes Gottes stand – so mündet er auch nicht in den menschlichen Schrecken ob der eigenen Ohnmacht *und* Allmacht. Nur hier aber wird uns der Ruf zur Umkehr erreichen können.

Anmerkungen

1 Dazu s. Peter L. Berger, *Auf den Spuren der Engel. Die moderne Gesellschaft und die Wiederentdeckung der Transzendenz*, 2. Aufl., Freiburg/Br. 1991; vgl. auch ders., *A Far Glory. The Quest for Faith in an Age of Credulity*, New York 1992, ch. 5.

2 Vgl. Anthony Giddens, *Modernity and Self-Identity. Self and Society in the Late Modern Age*, Cambridge/UK 1991.

3 Siehe dazu: für Deutschland Jürgen Gabriel, *Christentum zwischen Tradition und Postmoderne*, Freiburg/Br. 1992; in Italien v. a. die Arbeiten von Franco Garelli, *Religione e Chiesa in Italia*, Bologna 1991 (und danach diverse Aufsätze in der Zeitschrift *il Mulino*); für Frankreich die Studien der Groupe de sociologie des religions beim CNRS, etwa Yves Lambert, »Vers un monotheisme des valeurs?«, *le Débat*, Nr. 59 (1990); »Les jeunes et le christianisme – le grand défi«, *le Débat*, Nr. 75 (1993), s. ebda. auch die Beiträge von Martine Cohen, François Champion, Guy Michelat; allgemein vgl. das Kapitel »The Unchurching of Europe« (Ashford/Timms) in: *What Europe thinks. A Study of Western European Values*, Darmouth, Aldershot 1992. Für analoge Entwicklungen auch im katholischen Polen s. den Beitrag der Warschauer Soziologin Miroslawa Grabowska, der demnächst in einem von Eva Kobylinska hrsg. Sammelband des deutschen Polen-Instituts über Religion und Politik in Polen und Deutschland erscheinen soll. Völlig anders gelagert ist natürlich die Glaubenslage in den Vereinigten Staaten: s. Robert Wuthnow, *The Restructuring of American Religion*, Princeton, N. J. 1988.

4 Vgl. Jürgen Habermas, »Transzendenz von innen, Transzendenz ins Diesseits«, in: ders., *Texte und Kontexte*, Frankfurt/Main 1991, S. 127 ff.

5 Josef Tischner, »Christianity in the Post-Communist Vacuum«, in: *Religion, State and Society*, Vol. 20, Nr. 3/4 (1992), S. 331-338.

6 Vgl. Anthony Giddens, *The Transformations of Intimacy. Sexuality, Love & Eroticism in Modern Societies*, Stanford, Cal. 1992.

7 Vgl. Norbert Greinacher, »Cui bono? Über Vergeblichkeit und Nutzen öffentlicher Erklärungen von Theologinnen und Theologen«, in der von Hermann Häring und Karl-Josef Kuschel hrsg. FS *Hans Küng*, München 1993, S. 129-160.

8 Zum Renouveau Charismatique siehe Françoise Champion/Martine Cohen, »Récompositions, décompositions«, in: *le Débat*, Nr. 75 (1993); über Comunione e Liberazione s. meine Fallstudie »Charisma und Markt« im *KZfSS*-Sonderheft »Religion und Kultur« (1993).

9 Im laizistischen Frankreich führte der Katechismus die Bestsellerlisten an und erlaubte es dann sogar dem vermeintlichen Vertreter einer »neuen Reformation« Eugen Drewermann, als Trittbrettfahrer im Lande der republikanischen Aufklärung mit seinen *Klerikern* von der kritischen Empörung über die römisch-katholische Medienoffensive zu profitieren. (Vgl. das Dossier: »Drewermann – nouvelle Réforme ou syncrétisme?«, *Le Monde des livres*, 9. April 1993; sowie Jürg Altweggs Artikel »Wetten mit Gott«, *FAZ*, 16. April 1993.)

10 Meister Eckhart, *Werke* I, hrsg. von Niklaus Larger, Frankfurt/Main 1993, S. 11 f.

11 Vgl. Michel de Certeau, *La faiblesse de croire*, Paris 1987; ders., *L'Étranger ou l'union dans la différence* (1969), Paris 1991.

12 »Marias mütterliche Aufgabe ... verdunkelt oder vermindert die einzige Mittlerschaft Christi in keiner Weise, sondern zeigt ihre Kraft« (*KKK*, 970).

13 »Totus tuus« lautet das Papstwappen: ganz Dein bin ich, o Jungfrau – in Marienfarbe (himmelblau).

14 Die antignostische *Epideixis* (»Darlegung«) der apostolischen Verkündigung des Irenäus von Lyon war beides. Vgl. dazu Norbert Brox' Einleitung in: Irenäus von Lyon, *Epideixis. Adversus Haereses I*, Freiburg/Br. 1993, S. 26 ff.

15 Vgl. *Christlicher Glaube in moderner Gesellschaft*, Bd. 28 (1983).

16 Diese ausgerechnet aber wird im neuen Katechismus tunlichst verschwiegen – bei besagter Stelle kommt der ansonsten ultra-präsente *doctor angelicus* nur mit seinem verschämten Hinweis (»gleichsam«) auf den Vollendungscharakter der Eucharistie für

das geistige Leben zu Wort, sodann mit einem Hymnus und der Aufforderung zum Glauben (*KKK*, 1374, 1381).

17 Siehe Thomas v. Aquin, *De ente et essentia*.

18 Da war sogar Irenäus von Lyons Kurzer Lehrgang weitaus klarer. In *Epideixis*, 6 werden als Kanon unseres Glaubens »drei Punkte« genannt: 1. Gottvater = Anfang, Einheit, Grund; 2. Sohn Gottes = schaffendes Wort, »der den Propheten erschienen ist«; 3. Hl. Geist = Weisheit Gottes und damit hienieden auch zuständig für die kognitive Programmierung der Kirchenlehre, »durch den die Propheten prophezeit und die Väter die göttlichen Dinge gelehrt haben«. Im neuen Katechismus wird nun zwar *Epideixis*, 7 angeführt (und *Ep.*, 100: die Trinität als die »drei Punkte unseres Taufsiegels«), aber die unmittelbar vorhergehende (und übrigens auch systemtheoretisch einleuchtende) Differenzierung zwischen Einheit/Grund, Logos/power und Geist/Programm weggelassen (vgl. *KKK*, 190, 683, 704).

19 Die klassische literarische Auseinandersetzung um die augustinische Gnadenlehre findet sich bekanntlich in Blaise Pascals *Privinzialbriefen*. Zur halbherzigen Unentschiedenheit des *KKK* zwischen augustinischer und semi-pelagianischer Auffassung vgl. jetzt Leszek Kolakowski, »Vorwitzige Bemerkungen zum neuen Katechismus«, Mskr. Juni 1993 (erscheint in: *Transit*, Nr. 6/1993).

20 Sergio Quinzio, *La sconfitta di Dio*, Milano 1992. Auch bei deutschen Philosophen ist die Theodizee seit neuestem wieder *en vogue*. Vgl. Willi Oelmüller (Hrsg.), *Theodizee – Gott vor Gericht?*, München 1990 (mit Beiträgen von Koslowski, Marquard, J. B. Metz u. a.); ders., *Worüber man nicht schweigen kann. Neue Diskussionen zur Theodizeefrage*, München 1992 (Beiträge von R. Spaemann, C. F. Geyer, P. Koslowski u. a.).

21 Lesenswert dazu ist immer noch Origenes, *Peri Archon*, I, 5-8.

22 Vgl. dazu Karl Markus Michel, *Von Eulen, Engeln und Sirenen*, Frankfurt/Main 1988, S. 234 ff.

23 Gianni Colzani, »Il catechismo della Ciesa cattolica«, in: *il Mulino*, N. 3/93, S. 503.

24 Wie man hört, gab es z. B. mit der immer noch nicht erschienenen englischen Übersetzung etliche redaktionelle Probleme, weil *man/frau* in Rom mit der *gender*-paritätischen Schreib- und Redeweise der amerikanischen Theologinnen nicht klargekommen ist. Wohl auch deshalb trat jetzt die »vom Papst errichtete behördenübergreifende Kommission für den Katechismus der Katholischen Kirche« erneut im Vatikan zusammen. »Bei dieser Zusammenkunft wurde insbesondere die lateinische Ausgabe des Katechismus besprochen, nach der sich alle – auch die bereits veröffentlichten – Übersetzungen des Glaubenskompendiums zu richten haben. Deshalb sind die bereits vorliegenden Übersetzungen noch in der Weise zu revidieren, daß sie getreulich mit dem Original übereinstimmen.« Siehe *Osservatore Romano*, dt. Wochenausgabe, Nr. 25/1993 (»Lateinischer Text des Katechismus ist maßgebend«).

25 Karol Wojtyla beim katholischen Weltjugendtreffen in Tschenstochau, Mariae Himmelfahrt 1991.

26 Vgl. die anregende Reportage von Thomas Ross und Adolf Hampel, *Gott in Rußland*, München 1992; sowie meine knappe Skizze »Religion und Politik in Europa«, in: Herrmann Kochanek SVD (Hrsg.), *Der Einfluß von Religion auf die Politik*, i. E.

27 Vgl. Meinrad von Ow, »900 Jahre Schisma sind genug«, in: *Rheinischer Merkur*, Nr. 45/1992.

28 Man vergleiche dazu jetzt die lesenswerten Ausführungen von Rémi Brague, *Europa. Eine exzentrische Identität*, Frankfurt/M.-New York 1992, v. a. Kapitel III und VI.

29 Vgl. Bernard Lewis, *Europe Islam. Actions et réactions*, Paris 1992, S. 13 ff.

30 Vgl. Berger, *A Far Glory*, a. a. O.; David Martin, *Tongues of Fire. The Explosion of Protestantism in Latin America*, Oxford/UK–Cambridge/Mass. 1990; Ernest Gellner,

Postmodernism, Reason and Religion, London 1992; Claus Leggewie, *Alhambra. Der Islam im Westen*, Reinbek 1993.

31 Zu dieser Unterscheidung zwischen menschlicher Personalität und bloßem Individualismus vgl. aus thomistischer Sicht Jacques Maritain, *Trois Réformateurs*, Paris 1925, S. 27 ff.

32 Zu all dem s. O. Kallscheuer, *Glaubensfragen*, Frankfurt/Main 1991 (v. a. Kap. VII.); vgl. auch George Weigel (Hrsg.), *A New Worldly Order. John Paul II and Human Freedom*, Washington, D.C., Ethics and Public Policy Center 1992.

33 Vgl. Gilles Lipovetzky, *Le crépuscule du devoir*, Paris 1992.

34 Vgl. Ronald Dworkin, »Feminism and Abortion«, in: *The New York Review of Books*, 10. 6. 1993.

35 Die Demokratie taucht im Katechismus nicht auf. Und das ist wahrlich eine unnötige Lücke, die ihm die wohlwollende Aufnahme vieler Gutmeinender erschweren wird. Die Menschenrechte und die Gewaltenteilung – die schließlich auch nicht im Schoße der *una sancta* erfunden wurden – kennt die *KKK* nämlich wohl. Wieso aber ausgerechnet thomistische Redakteure die einwandfrei vom hl. Thomas her deduzierte und dann noch im antitotalitären Widerstand wider das nationalsozialistische Europa bewährte Begründung der demokratischen Regierungsform vernachlässigen, wie sie etwa der vielleicht bedeutendste katholische Philosoph des 20. Jahrhunderts, nämlich Jacques Maritain, u. a. in *Humanisme intégral* (1936) und *Christianisme et démocratie* (1943) vorgelegt hat, das weiß nur der Himmel. Wahrscheinlich haben die Engel keinen Zugriff zu den Datenbanken dieses Jahrhunderts. Siehe daher: Jacques et Raissa Maritain, *Œuvres complètes* (Fribourg/Suisse-Paris) 1982 ff., hier Vol. VI. und VII.

Christoph Ransmayr, geb. 1954, lebt in Wien. Der hier publizierte Text ist Teil einer unveröffentlichten Erzählung ohne Titel. Sein letzter Roman *Die letzte Welt* erschien 1988 (Nördlingen).

Christo Zaprjanov, geb. 1963 in Plovdiv, Bulgarien. Der Roman *Odranoto kuče* (»Der gehäutete Hund«), aus dem unser Auszug stammt, entstand 1988 und wurde 1992 in Plovdiv publiziert. 1993 wurde *Odranoto kuče* mit dem Nationalen Literaturpreis für Belletristik ausgezeichnet. Die deutsche Übersetzung erscheint im Frühjahr 1994 im Verlag Neue Kritik.

Claudia Schmölders, Literaturwissenschaftlerin und Herausgeberin (zuletzt *Liebeserklärungen*, Berlin 1993), lebt in Berlin und arbeitet an einem Buch über Physiognomik.

György Dalos, geb. 1943, Schriftsteller und Übersetzer; lebt in Budapest und Wien. Zuletzt erschien von ihm *Proletarier aller Länder, entschuldigt mich. Das Ende des Ostblockwitzes* (Bremen 1993). – Der Autor bedankt sich für wichtige Hinweise bei der Historikerin Eva Kovács (Budapest) und dem Oberarzt Dr. Paul Harmat (Wien).

Christian Bommarius, geb. 1958, Journalist, lebt in Karlsruhe.

Jonas Maron, geb. 1969 in Berlin (Ost), studierte Fotografie in Leipzig und Essen; lebt in Berlin.

Christiane Grefe, geb. 1957, ist Reporterin bei der *Wochenpost*; lebt in Berlin und München.

Gerald Sammet, geb. 1949, ist Leiter der Journal-Redaktion von Radio Bremen 2.

Cornelia Geißler, geb. 1965 in Berlin (Ost), studierte Journalistik in Leipzig und Moskau und arbeitet seit 1990 als Redakteurin bei der *Berliner Zeitung*.

Barbara Kerneck, geb. 1947, ist Journalistin und lebt in Moskau.

Alexej Chanutin (Dokumentarfilmer) und *Boris Rawdin* (Historiker) sind noch immer auf der Suche nach einem Geldgeber für die Realisierung Ihres Filmprojekts, aus dessen Drehbuch unsere Auszüge stammen, die wir mit Genehmigung der Moskauer Zeitschrift *Istkusstwo kino* publizieren. © 1993 *Istkusstwo kino*, Moskau.

Rolf Grimminger, geb. 1941, ist Professor für Neuere deutsche Literatur und Ästhetik an der Universität Bielefeld und gegenwärtig wissenschaftlicher Leiter des Funkkollegs »Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert« (1993/94). Zuletzt erschien von ihm *Die Ordnung, das Chaos und die Kunst* (Frankfurt/Main 1990).

Otto Kallscheuer, geb. 1950, ist zur Zeit Member des Institute for Advanced Study in Princeton, New Jersey. Sein Buch *Glaubensfragen. Über Karl Marx & Christus & andere Tote* erschien 1991 (Frankfurt/Main).

Kursbuch 115	**Kollaboration**	1. März 1994
Kursbuch 116	**Exzentriker**	1. Juni 1994

Vorschauen auf diese Nummer enthält der Beihefter in dieser Ausgabe zwischen den Seiten 32 und 33.

Der Koloß China wankt

Jenners brillante historische Analyse zeigt, daß die Welt gut daran täte, sich allmählich Gedanken darüber zu machen, wie sie mit dem Ende einer weiteren scheinbar unumstößlichen Gewißheit umzugehen gedenkt.

380 Seiten,
Linson mit Schutzumschlag,
DM 48,–/öS 374,–/sFr 49,40
ISBN 3-608-93667-X

Mit dem zentralistisch regierten sowjetischen Imperium zerfiel die beschränkte Hoffnung des Westens, einer stabilen Friedensordnung einen Schritt näher gekommen zu sein. Die blutigen Nationalitätenkonflikte führen täglich eine Sicht der Welt ad absurdum, die von der Geschichte der Staaten nichts wissen will und sich allein am politischen Status quo orientiert. Ein gefährlicher Fehler dieses Ausmaßes droht dem Westen in Hinblick auf China zu unterlaufen. China-Experte Jenner macht klar, daß dieses Land sich mit Mao nicht aus seiner Geschichte gelöst hat. Der rote Monolith ist in Wahrheit ein tausend Jahre alter Riese, der über die Gegenwart gleich einem unerbittlichen Tyrannen regiert. Die zwölf Kapitel, die ein umfassendes Bild von China vermitteln, widmen sich jeweils einem zentralen Problem (wie der Bedeutung der Mauern, der Familie, der Rechtsprechung, Kaiser und Beamten, Göttern und Kultur, Bevölkerung und Partei u. a.); sie gleichen Bohrungen, die durch alle geschichtlichen Ablagerungen vorstoßen.
Jenners Buch ist ein dringlicher Appell, das heutige China in historischer Perspektive zu sehen.

Schon gelesen?

ERICH FRIED
Mitunter sogar Lachen
Ein Buch der Erinnerung an die Jugend in Wien und die ersten Jahre der Emigration in London in einer reich bebilderten Geschenkausgabe.
Leinen. 160 Seiten, DM 32.–

RAMÓN GÓMEZ DE LA SERNA
Madrid. Spaziergänge
Ramón, Schriftsteller und seinerzeit intellektueller Mittelpunkt Madrids, als kundiger Führer über die Plätze, Straßen, Flohmärkte und in die verborgenen Winkel der spanischen Hauptstadt.
Ausgewählt und mit einem Nachwort von Fritz R. Fries.
Aus dem Spanischen von Gerda Schattenberg.
SALTO. Rotes Leinen. 144 Seiten, DM 24.80

JAVIER TOMEO
Das umstrittene Testament des Gaston de Puyparlier Roman
Ein teures Testament, eine einseitige Liebesgeschichte. Wahrheit und Fälschung, Liebe, Einsamkeit und Verzweiflung – Javier Tomeos große Themen, diesmal im Gerichtssaal kunstvoll kurz und klein geschlagen und beäugt durch die beschlagenen Brillen der erhitzten Kombattanten.
Aus dem Spanischen von Peter Schwaar.
Quartheft 184. 128 Seiten, DM 24.80

BERNARD VINCENT
»Das Jahr der Wunder« Spanien 1492:
Die Vertreibung der Juden und Mauren und die Einführung der Grammatik
Bernard Vincent zeigt, warum gerade Spanien zum Schauplatz der großen Ereignisse von 1492 wurde und wie die übrige westliche Welt seitdem mit der Erinnerung daran umgegangen ist.
Aus dem Französischen von Una Pfau.
Englische Broschur. 208 Seiten, DM 39.80

PIER PAOLO PASOLINI
Große Vögel, kleine Vögel
Eine Neuentdeckung und zum ersten Mal auf Deutsch: Wie Pasolini allen Dogmatikern den Vogel gezeigt hat, den kleinen und den großen. Oder: Über die Anarchie der Kunst und den Mangel an Heiterkeit in der Politik.
Aus dem Italienischen von Karin Fleischanderl.
208 Seiten mit vielen Fotos, DM 36.

GESUALDO BUFALINO
Museum der Schatten
Ein ›Museum‹, neu illustriert:
Geschichten aus dem alten Sizilien, über verschwundene Berufe, alte Redewendungen, vergessene Orte und Gebräuche.
Aus dem Italienischen von Maja Pflug.
SALTO. Rotes Leinen. 96 Seiten, DM 19.80

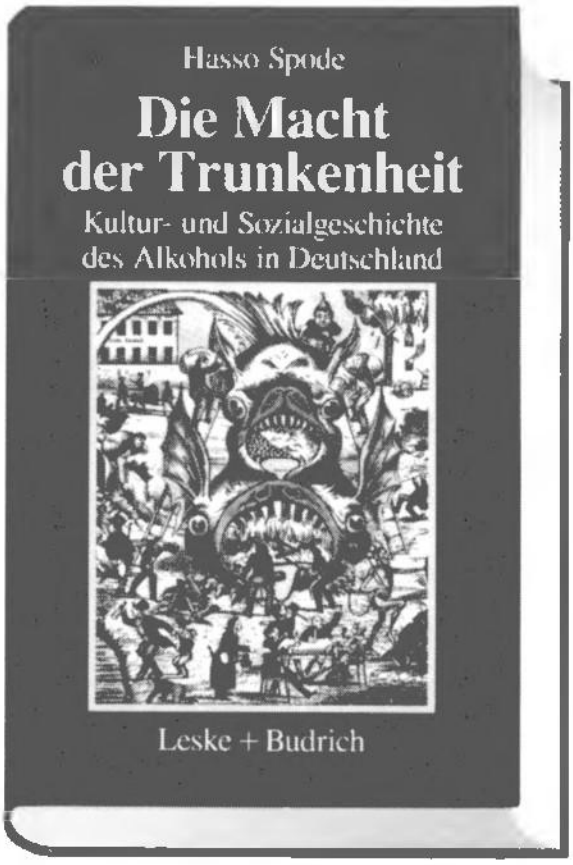
VITO FUMAGALLI
Mensch und Umwelt im Mittelalter
Ein leicht zu lesendes und unterhaltsames Buch über das Verhältnis zwischen Mensch und Umwelt im Mittelalter, geschrieben von einem hervorragenden Kenner der italienischen Agrargeschichte.
Aus dem Italienischen von Walter Kögler und Dagmar Zerbst.
Wagenbachs Taschenbuch 214.
104 Seiten, DM 16.80

ROBERT PINGET
Theo oder die neue Zeit Roman
Verschwörung des Alters mit der Kindheit gegen das Diesseits der Erwachsenen. Eingehüllt in nicht abreißendes Gemurmel, Gekicher und raschelnde Seiten, befragt der große französische Romancier sein Werk und sich selbst.
Aus dem Französischen von Gerda Scheffel.
Quartheft 182. 80 Seiten, DM 19.80

bei

Wagenbach

Von der tiefen Geschichtlichkeit des Phänomens Alkohol.



Eine faszinierende Darstellung:

Hasso Spode. Die Macht der Trunkenheit. Kultur- und Sozialgeschichte des Alkohols in Deutschland. 388 Seiten. Leinen mit Schutzumschlag. 48,— DM.
ISBN 3-8100-1034-0

Leske + Budrich

neu

Julius von Schlosser
Tote Blicke
Geschichte der Porträtbildnerei in Wachs. Ein Versuch.
Hrsg. von Thomas Medicus
180 Seiten – 87 Abb.
DM 68.– / öS 530,– / sFr 66,–
ISBN 3-05-002408-9

Das naturalistische Wachsporträt, von klassizistischer Ästhetik in die Panoptiken der Jahrmärkte und die Devotionalienvitrinen der Sakristeien verbannt, ist Gegenstand dieser 1911 entstandenen kunstgeschichtlichen Untersuchung. Sie führt vom wächsernen Scheinleib, in der Renaissance Ersatz der königlichen Leiche während der Begräbnisrituale, über kultische Votivgaben des Mittelalters und Ahnenbilder der Römer zurück in die Vorstellungswelt der Magie, zu den Ängsten und Bemächtigungswünschen, aus denen sich der Glaube an ein lebendig werdendes Abbild nährte. Eine kunst- und kulturhistorische Untersuchung zur Geschichte des Porträts und zugleich ein Beitrag zur Geschichte des abendländischen, des Wiener Todes.

Bestattungswesen und Totenkult in ur- und frühgeschichtlicher Zeit
Beiträge zu Grabbrauch, Bestattungssitten, Beigabenausstattung und Totenkult
Hrsg.von Horst Keiling / Fritz Horst
386 Seiten – 141 Abb.
DM 148,– / öS 1154,– / sFr 132,–
ISBN 3-05-001031-2

Siegfried Wollgast
Zum Tod im späten Mittelalter und in der Frühen Neuzeit
60 Seiten – DM 32,– / öS 250,– / sFr 32,–
ISBN 3-05-002180-2

Akademie Verlag
Postfach 270 · D-10107 Berlin

Cotta's kulinarischer ALMANACH

auf das Jahr

1994

Business-Lunch – Ein 27 Meter langes Frühstücksbüfett – Kellerkunde – Kalifornische Obstbrände – Besenwirtschaften – Bestrahlte Lebensmittel – Selbstgemachte Leberwurst – Ein eduardisches Wochenende – Saisonkalender – Wein als Aphrodisiakum – Essen im ICE – Gedicht auf den Geschmack – Kulinarische Bibliothek – Nietzsches Schinkenbriefe – Restaurantkrise – Amerikanischer Hummer...

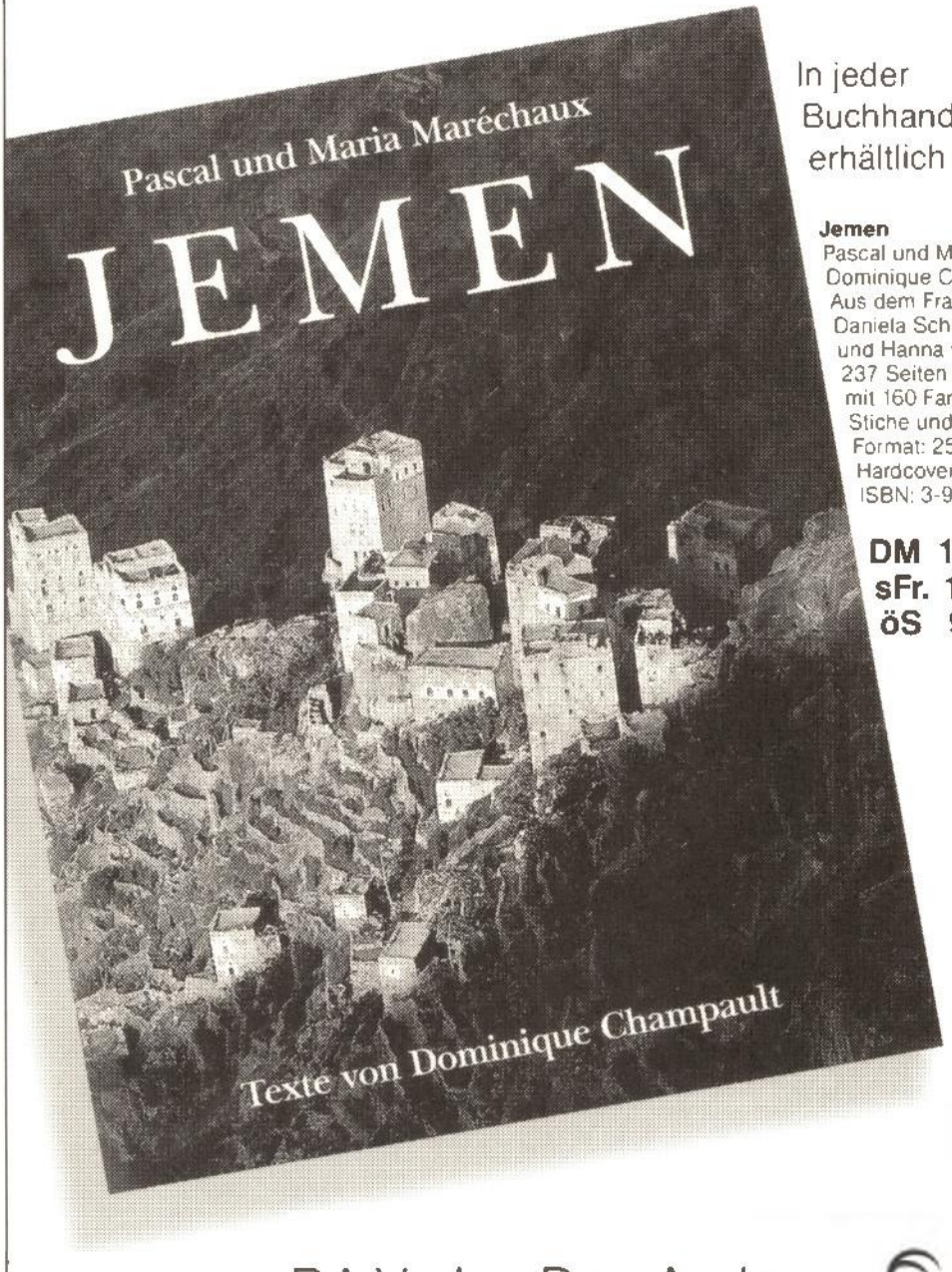
Ein Buch, das mehr bietet als Preise und Adressen. Ein kompetenter Begleiter für Neugierige und Feinschmecker, und solche, die es werden möchten. Für Kopf und Bauch. Cotta's kulinarischer Almanach erscheint einmal im Jahr. Jeden Herbst.

214 Seiten, Halbleinen, Fadenheftung mit Lesebändchen
DM 38,– / öS 296,– / sFr 39,20

Klett-Cotta

Der Jemen

– ein sagenumwobenes Land durchwebt von „Weihrauchstraßen"
auf denen einst mit Parfüm und Gewürzen beladene Karawanen zogen.
Noch heute kann man im Jemen ein Stück des alten Arabien erleben.
In meisterhaften Fotografien und inspirierenden Essays
begegnen wir hier einer Kultur, die aus ihrer lebendigen Vergangenheit
wichtige Impulse bezieht und in der der Mensch und seine
natürliche Umgebung in faszinierendem Einklang miteinander stehen.



In jeder
Buchhandlung
erhältlich

Jemen
Pascal und Maria Maréchaux
Dominique Champault
Aus dem Französischen von
Daniela Schetar-Köthe
und Hanna van Laak
237 Seiten
mit 160 Farbfotografien,
Stiche und Karten
Format: 25 x 31 cm
Hardcover
ISBN: 3-922619-28-2

DM 128,–
sFr. 128,–
öS 999,–

DA Verlag Das Andere

ROWOHLT
BERLIN

Das Monumentalwerk über ein Jahrhundertereignis

Mit dem dritten Band über die ebenso dramatische wie ereignisreiche Zeit zwischen Oktober 1917 und Lenins Tod im Januar 1924 vollendet der amerikanische Historiker und Harvard Professor Richard Pipes sein grandioses Panorama der Russischen Revolution. «Ein brilliantes Zeugnis narrativer Geschichtsschreibung.» (Die Zeit)

Band 1: «Der Zerfall des Zarenreiches»
Aus dem Amerikanischen von Udo Rennert.
640 Seiten. Geb. DM 58,–
öS 453,–/sFr 58,–

Band 2: «Die Macht der Bolschewiki»
Aus dem Amerikanischen von Udo Rennert.
928 Seiten. Geb. DM 78,–
öS 609,–/sFr 78,–

Band 3: «Rußland unter dem neuen Regime»
Aus dem Amerikanischen von Udo Rennert.
928 Seiten. Geb. DM 78,–
öS 609,–/sFr 78,–